

II. TEIL LATINO-NOVELA EINE KUBANERIN IN DEUTSCHLAND

Es geht um Diana, die Göttliche, die dunkle Projektionsfläche weißer Begierden. Sie überhäuft er mit Goldschmuck seines türkischen Juweliers in der Altstadt nahe dem neugotischen Turm des Rathauses, wie es eine Göttliche verdient. Sie deckt er mit seinem Geld ein, dass sie daran fast erstickt. Verführt durch die erotische Konsumenten-Demokratie will er sie kaufen, wie er auf die Werbepropaganda seines neuen Autos herein gefallen ist: Ihre Haut glitzert in Metallic – die Schweißdrüsen legiert in Kristall-Silber. Kubaner sind in der Touristik-Phantasie das Ergebnis einer neuen Formensprache karibischen Designs, die das kommunistische System vermarktet. Die Partei nutzt die raffinierten Designerelemente kubanischer Menschen wie ästhetische Oberflächen und sportlich-plastische Formen ihrer Körper, um Energie in Bewegung zu erzeugen – eine ausdrucksstarke Optik, die den Eindruck erweckt, als ob das Land, das diese Menschen hervorbringt, sich bewege, selbst wenn es stillsteht.

Was bisher in Teil I der Trilogie „Im Gefängnis von Havanna“ geschah

Eine deutsch-kubanische Archäologengruppe arbeitet seit Jahren in Kuba. Die Archäologen sind in La Roca, einem Motel an der Nordküste untergebracht. Der Dokumentarist der Ausgrabungen hat sich mit seinen wechselnden Frauengeschichten und seinem lockeren Mundwerk verdächtig gemacht. Um ihn zu enttarnen, wird das schwarze Top-Model Yamara, auf ihn angesetzt. Sie verliebt sich in ihn, der Beginn einer langen Liebes- und Leidensgeschichte. Ihre ständige Anwesenheit im Camp führt zu Zerwürfnissen innerhalb der deutschen Gruppe. Bei einem privaten Urlaub kehrt der Dokumentarist nach Kuba zurück, um seine Geliebte zu heiraten. Aufgrund der Denunziation einer verschmähten Freundin wird er verhaftet und als politisch Gefangener ins Gefängnis nach Havanna transportiert, aus Kuba ausgewiesen und mit einem Rückreiseverbot belegt. Seine Träume führen ihn immer wieder in das karibische Paradies. Werden beide Geliebte wieder zusammen kommen?

INHALT

II. Teil Latino-Novela Eine Kubanerin in Deutschland	1
Abschied	2
Elegguá – Gott des Schicksals	10
Eine epische Flaute	19
Weiße Begierden auf dunkle Projektionsflächen	23
Duell zu zweit	30
Sozialwohnung	40
Schlägerei in der Disco	47
Kubanische Dialektik	53
Resurrektion - Wiederauferstehung	65
Letzte Runden	77
Weltfinanzkrise	82
Kolumbien	92
Einsam und traumatisiert	106
Letzter Tango	109
Personenregister II. Roman Trilogie Lateinamerika	113

ABSCHIED

Und Sie bleiben bei Ihrer These, dass Kubas früheste Menschen aus Europa kommen? Professor Rasch schaut mich streng an. Es geht um die Vorbereitung eines Vortrags an der Universität Greifswald.

Sie haben sich doch die Abschlüge selber angeschaut. Eine Ähnlichkeit mit dem deutschen Jungpaläolithikum aus dem Silex der Fränkischen Jura kann man doch nicht leugnen, versuche ich seine Zweifel zu zerstreuen.

Es sind die Tage, als die Presseagenturen melden, der kranke Fidel habe die Macht an seinem Bruder abgegeben. Doch noch ist mit dem Mann zu rechnen. Er ist nicht mehr Präsident, aber bleibt Generalsekretär der kommunistischen Partei Kubas, der große Chef der letzten Worte. Aber reden wir nicht von den letzten 50 Jahren. Auch nicht von der Zeit seit der Entdeckung der Insel durch Kolumbus. Mit solchen jungen Geschichten gibt sich ein Archäologe, der auf die Altsteinzeit spezialisiert ist, nicht ab.

Sie reden in Ihrem Vortrag von den großen geologischen Veränderungen, die sich in Millionen Jahren bemessen, sagt Rasch. Aber halten Sie sich in Ihrer Power-Point-Präsentation kurz. Sie haben eine dreiviertel Stunde Zeit.

Ich werde mich bemühen, antworte ich.

Ich stelle ihm kurz meinen Inhalt dar. Benützte man einen hoch-komprimierten Zeitraffer, ergäben sich dramatische Abfolgen, die das Rohmaterial der ersten kubanischen Menschen mit denen in der Fränkischen Schweiz verbindet. Nähern wir uns Kuba aus dem Weltall mit Hilfe der Google-Maschine. Auffällig ist die in Ost-West-Richtung lang gestreckte, leicht gebogene Form der Insel. Diese entstand nicht zufällig. Seit wenigen Jahren wissen wir, auch mit Hilfe des Geologen Meschede der Universität Greifswald, den ich vor kurzem an der hiesigen Universität besucht habe: Die Nordküste ist aus Felsen des jüngeren Jura-Kalks und der Kreide entstanden, als der Urkontinent Pangea vor rund 160 Millionen Jahren auseinanderbrach. Damals war dieser älteste Teil Kubas auf der Höhe von Dakar mit Afrika verschweißt gewesen, nicht weit entfernt von der Fränkischen Schweiz, meiner archäologischen Heimat. Und an dieser Stelle begegnet sich die Geologie mit der Archäologie.

Das ist Ihr Thema, o.k. Sie sind morgen der erste mit seinem Referat, beendet Rasch unser Gespräch.

Im Bett des Hotels kann ich den morgigen Tag nicht verdrängen und finde keinen Schlaf. Ich gehe in die kleine Bar des Hotels und treffe auf einen befreundeten Kollegen, der ebenfalls nicht schlafen kann.

Ich trinke noch ein Bier mit dir, sage ich zu ihm. Mein Referat morgen macht mir zu schaffen. Das Schwierige ist, das Zeitraffer-Tempo der komprimierten geologischen Abläufe auf das Schnecken tempo eines Sterblichen zu drosseln.

Stoßen wir an, sagt er. Wie begann denn alles?

Ja, wie begann alles? Vor 10 Jahren, bei einer touristischen Tour mit einem Leihwagen durch die Insel, stieß ich auf etwas, was ein unglaubliches Erstaunen in mir erregte. Wir Archäologen sind eine weltweite Familie. Überall haben wir unsere Anlaufstationen. Und so war es auch in Baracoa. Der dortige rührige Kollege, zeigte mir Abschlüge aus buntem Hornstein. Und was sah ich? Abschlüge, die ich noch nie in Amerika gesehen habe. Sofort wusste ich. Sie mussten Werkzeuge der ältesten Jäger und Sammler sein, viel älter als die vorkolumbianischen Indianerkulturen. Und das Sensationelle: Dieses Menschenmaterial war zum Verwechseln mit dem ähnlich, was unserem bayerischen Jura entspricht, vor zwanzig Tausend Jahren.

Zwanzig Tausend Jahre, wiederholt mein Kollege. In Amerika. Nicht zu glauben.

Das meinte ich auch, antworte ich. Das Älteste in Amerika war bisher die Clovis-Kultur im Süden der USA, vor vierzehn Tausend Jahren. Dies hier ist einige Tausende von Jahren älter.

Und was war mit dem Hornstein, aus dem die Geräte stammen? fragt er nach.

Heute weiß ich, dass beide geologische Formationen – die in Kuba und die in Franken - die gleiche Entstehungsgeschichte haben. Es sind Ablagerungen der Thetis, des alten Mittelmeeres Europas und Afrikas.

Aber wie kann diese Verbindung existieren, bei 6000 Kilometer Distanz? fragt er nach.

Die Antwort gibt die moderne Geologie über das Driften der Kontinente. Das weißt du doch. Vor 160 Millionen Jahren machte sich dieser Teil Kubas im Verbund mit anderen Teilen der heutigen Karibik auf einen sechs tausend Kilometer langen Trip westwärts, wobei sich der Atlantische Ozean bildete. Vor 40 Millionen Jahren im Eozän scherte Kuba aus dem Verband der Karibik aus, schlug einen Kurs nordwärts ein, stieß gegen den nordamerikanischen Sockel und schob sich auf ihn bogenförmig auf. Dabei hob sich der Nordteil der Insel, während der südliche Teil absank, zum Teil unter der Wasserlinie. Das Bild eines Schiffes, das auf eine Klippe aufläuft, drängt sich auf. Seit dieser Zeit ist Kuba auf das Basement Nordamerika gestrandet und mit den USA fest verankert.

Ein fast politischer Kommentar, sagt mein Bekannter.

Bei einiger Phantasie kann man das so sehen, erwidere ich. Ohne die Stütze von Nordamerika würde die Insel unter die Wasserlinie versinken. Das müssten auch Politiker verstehen, die sich mit der Seefahrt auf kleinen Schiffe auskennen.

Nach Nürnberg zurückgekehrt, sind es nicht nur Tage der Entscheidungen für Kuba, sondern auch für mich persönlich. Endlich kommt Bewegung in meine emotionalen Verstrickungen, aus denen ich mich allein nicht hätte befreien können. Die hoffnungslose Sache mit meiner Verlobten Yamara hätte sich noch um ein weiteres Jahr weiter fortgeschleppt - ich von der Insel als politischer Häftling verbannt, sie ohne eine Chance auf eine Vereinigung mit mir in Europa - wenn nicht eine E-Mail von Josua aus Bilbao in meinem Computer erschienen wäre. Unglaublich starre ich auf seinen Text.

Hallo Mister, Sie kennen mich nicht, aber ich Sie. Ich bin der legale Ehemann von Yamara. Und damit Sie mir glauben, habe ich einige Fotos dazu gestellt, die mich mit ihr vor zwei Wochen zeigen.

Als müsste ich mein Todesurteil lesen, zögere ich, die Bilder im Anhang des E-Mails zu öffnen. Dann überwindet mich meine Neugierde und ich gehe auf das strahlende Glück dieses Josua mit meiner Verlobten ein. Ich öffne die Fotos nur flüchtig, um den Schmerz nicht zu tief in meine Seele einsenken zu lassen. Sie und er Wange an Wange im fiebrigen Glück der sexuellen Vereinigung, er mit Keli, meiner Kleinen, in freundlicher Umarmung, die ich nach der Heirat mit Yamara in Deutschland adoptieren wollte, er inmitten der Familie in ihrem Haus. Ihre Mutter, von der ich viel hielt, weil sie ihrer Tochter früher manchmal den Kopf gewaschen hat, die ihn umarmt. Ich springe von meinem Sessel vor dem Computer auf und schreie mir den Frust von meiner Seele. Niemand kann mich hören: Verfluchtes Schicksal, das mich ins ferne Europa verbannt hat! Ohnmächtig muss ich das Glück des anderen mit meiner Verlobten betrachten. Aber dann weicht der Schmerz langsam einer Erkenntnis. Dieser Josua macht mich nach seiner Rückkehr nach Spanien zu einem unfreiwilligen Voyeur von Intimitäten zwischen ihm und Yamara, und das dürfte ihr in Kuba keinesfalls gefallen. An seiner schamlosen Zuschaustellung von Intimitäten werde ich dieses Glück aufhängen. Was vorliegt, ist ein nackter Vertrauensverrat. Ich greife sofort zum Telefon und berichte Yamara von ihrem Fotoglück. Sie ist sichtlich zerknirscht. Sie sieht es wie ich, auch wenn sie nichts sagt. Es ist der Beginn vom Ende dieses Mannes mit Yamara. Ab diesem Moment ändert sie wieder – zum wievielten Mal schon – ihr Verhalten zu mir. Ab jetzt schwört sie mir ihre ewige Treue, Liebe und Zuneigung:

Yo te amo. Yo te quiero. Yo te extraño mucho.

Aber es ist zu spät. Yamara hat mich tief in der Seele verwundet. Viel Geld hatte ich in diese Verräterin investiert. Was sind mir ihre Liebesschwüre noch wert, zehn Tausend Kilometer entfernt? Für die wahre Liebe bedeuten Entfernungen nichts. Sie könnte auch doppelt so weit auf Tahiti leben, oder auf dem Mond und es täte meiner Liebe keinen Abstrich, falls sie auf Vertrauen beruhte. Mein Vertrauen hat erheblichen Schaden erlitten. Doch dann geschieht etwas, was das Leben von einigen Menschen für die nächsten zwei Jahre völlig verändern wird. Mitte Januar erhalte ich einen Telefonanruf einer anderen Kubanerin; nicht aus dem fernen Kuba, sondern aus zwei hundert Kilometer Entfernung, aus Holzkirchen, Oberbayern.

Ich bin Diana, sagt sie. Und als ich stutze, fügt sie hastig hinzu: Wir kennen uns aus dem Ort, in dem auch Yamara lebt.

Ich erinnere mich langsam: die Geheimnisvolle aus Deutschland, auf Urlaub bei ihrer Familie in dem Standort unserer letzten Ausgrabung in dem deutsch-kubanischen Projekt über den ältesten Amerikaner. Damals, während ihres Urlaubs war sie mit einem Kubaner aus ihrer Heimat verbandelt, obwohl mit einem Deutschen verheiratet. Ein normaler Vorgang. Wenn ich sie richtig verstehe, aus ihren Brocken aus Deutsch und hastigem Spanisch, hat sie es eilig, mich zu sehen. Nur so zum Wiedersehen und zum Beschnuppern. Natürlich, mehr ist nicht drin, denn sie ist mit einem Deutschen verheiratet. Wir könnten uns in München treffen, schlägt sie vor. Ich sage sofort zu. In der Nacht liege ich lange wach, um den Spuren meiner Erinnerung zu folgen. Es waren nur wenige Tage, in denen wir uns in Kuba trafen. Meine Erinnerung an sie ist verblasst. Soviel weiß ich noch. Sie ist die stadtbekannte Todfeindin von Yamara. Sie tauchte eines Tages auf dem kargen Felsen des alten russischen Motels von La Roca vor einem Jahr auf, die sagenhafte Deutsche, auf Urlaub in Kuba, von der in den Straßen und in den Diskotheken der Stadt geredet wurde. Aber da ist noch ein weiteres, was meine Phantasie beflügelt: Sie ist kein Phantom wie Yamara jenseits des Atlantiks, sie ist präsent, hier in Deutschland. Ich könnte morgen ihre Hand erfassen und vielleicht mehr, wenn sie nicht mit einem Deutschen verheiratet wäre und einige Kinder hätte.

Was soll mir schon passieren?

Für einen Kaffee und einen kleinen Plausch wird es schon reichen. Am 20. Januar stehe ich auf dem zugigen eiskalten Sarnberger Bahnhof, der den Scharm des Jahres 1946, kurz nach dem Krieg, aufweist. Meine Nervosität steigt, als die rote Lok der Oberlandbahn aus Holzkirchen einfährt. Wie kann ich sie im Strom der Aussteigenden erkennen? Mir fehlt die konkrete Erinnerung an sie. Hatte sie nicht eine blasse Haut, wie ihre Freundin, die sie damals an mich verkuppeln wollte? Aus dem Strom der Ankommenden löst sich eine schwarze, schlanke Frau und reicht mir die Hand. Für einen Augenblick bin ich sehr verwirrt. Anders als in meiner Erinnerung ist sie nicht hellhäutig sondern schwarz, rabenschwarz, ein Abbild von Yamara, schlank und groß gewachsen, aber schöner. Sie ist eine attraktive Frau, auf den ersten Blick und auch bei weiteren Blicken, die ich verstohlen ihr von meiner Seite aus zusende.

Wir gehen in das nächste Kaffee an der Ecke der Dachauer Straße. Ich mache das, was ich in den nächsten Wochen und Monaten immer wieder tun werde. Ich trotte neben ihr her, ein kleiner, älterer Mann, der Schwierigkeiten hat mit seinen relativ kurzen Beinen den weiten, auf dem harten Pflaster klackenden Schritten einer wunderschönen Kubanerin zu folgen. Ich bestelle für mich einen Achtel Roten.

Was kann ich für dich tun? frage ich sie förmlich.

Wolfi, sagt sie zu mir. Ich habe Probleme. Sie fasst meine Hand. Ich lebe mit Manfred, meinem Mann, in Scheidung.

Das habe ich bis jetzt nicht gewusst, stammle ich.

Ich rücke meinen Stuhl etwas nach hinten, um den ganzen Überblick über sie zu gewinnen. Das Ungewöhnliche ist eingetreten. Kuba ist in Deutschland angekommen. Ein Teil der karibischen Insel, der wertvollste Teil, den diese Insel besitzt, eine ihrer schönen Frauen, sitzt vor mir. In einem winterlichen Outfit, das ich von Kuba nicht kenne, das sie dennoch markant als kubanisches Markenzeichen trägt: weißer, eng an dem Körper anliegender Anorak, dessen Weiß sie vor dem Übel feindlich gesonnener Geister schützt. Unter dem Anorak erahnt man ein knappes Leibchen, das die Schultern frei lässt, dazu enge Jeans, weiß aufgehellt, weiße Stiefel, die Botines. Eine Kaskade von Gedanken und Gefühlen stürzen auf mich ein. Ich zögere keinen Augenblick, ihren Körper ganz zu nehmen, ihre Seele werde ich nicht erfassen. Den Grund kenne ich. Aber obwohl im fernen Kuba ein Geliebter auf sie wartet, nehme ich die Herausforderung an. Ich kann mir das lange Warten auf Yamara ersparen. Keine teuren Telefonate belasten mehr mein Konto, denn ab nun telefoniere ich nicht mehr für 5 Euro die Minute nach Kuba sondern für 10 Cent nach Holzkirchen.

Kuba in Deutschland; ein unvermutet neues Thema, das mir zufliegt,

und doch die logische Fortsetzung meines Berichtes aus meinem letzten Jahr in Kuba. Diana liefert mir das Material für den Tomo dos, den zweiten Band, der die Geschichte Kubas zu einem Epos abrunden soll. Dass es drei Bände werden sollen, weiß ich noch nicht. Mein Autor kann mit dem Ich-Erzähler zufrieden sein. Diana stellt das Material zur Verfügung, das mehr das Innere des kubanischen Menschen theatralisiert, weniger karibische Folklore, dafür mehr kubanische Gefühle in der Diaspora, auf einer neuen, scheinbar luxuriös aufgemachten Bühne der Ersten Welt, hinter der sich ein Teil des Elends dieser Welt verbirgt, wenn man es

richtig betrachtet. Um Kuba in seiner Gänze gerecht zu werden, müssen neben den 11 Millionen Insulanern auch die 3 Millionen Emigranten einbezogen werden. Der größere Teil emigrierte nach dem Triumph der Revolution in die USA, der kleinere Teil landete als Ehefrauen europäischer Männer im alten Kontinent. Ich werde eine emotionale und zweckbestimmte Beziehung mit der schönen Schwarzen eingehen, schlank und jung wie Yamara und präsent.

Meine Mutter hat mich nach der Nuestra Senora de Diana getauft, sagt sie. Diana, die Göttliche.

Ursprünglich eine wichtige Heilige im katholischen Kanon, lese ich in einem schlaun Buch nach. In deren Hülle ist die Göttin Yemayá, die Mutter aller Orishas aus der Götterwelt der kubanisch-afrikanische Santería geschlüpft. Ich brauche nicht lange zu überlegen. Der Himmel schickt sie mir, ein Gottesgeschenk. Oder ist es mein Autor mit einem fertigen Masterplan im Kopf: Eros, Sex und Steinbruch? Diese Beziehung wird im Erbe von Yamara stehen, aber nicht als Phantasieprodukt, mühselig über unzählige Telefonate vermittelt, sondern real. Diana bedient mehrere Funktionen. Meine Geliebte wird sie sein und zugleich als Materialquelle dienen, die ich ausbeute. In meiner archäologischen Welt spricht man von Quarry, Steinbruch, aus dem sich die vorgeschichtlichen Menschen für ihre Werkzeuge bedient haben. Ich werde ihre kubanische Seele für eine literarische Reportage auswerten und sie dafür gut bezahlen. Mit diesen menschlichen Scheußlichkeiten ohne moralische Verantwortung werde ich mich vor Verletzungen schützen, die Kubanerinnen Männern wie mir bereiten werden. Auf ihre Lügen werde ich meine eigenen setzen und ihr die Wahrheit, die ganze Wahrheit unserer Beziehung erst an unserem Ende offenbaren.

Wirst du es nicht bereuen, wenn du mit mir zusammengehst? fragt sie mich, während sie ihre kalten Hände am großen Kaffeekrug wärmt.

Ich lächle. Ich werde nie etwas bereuen, antworte ich.

Es ist mir Ernst. Worauf ich Wert lege nach acht Jahren Erfahrung mit Frauen in Kuba: Basierend auf einen großen Erfahrungsschatz, wird niemand mich hereinlegen können. Mein Verrat wird immer größer als der ihre sein, meinen Betrug kann keine Frau übertrumpfen. Das war und ist mein Überlebenskonzept in dem harten Job von Liebe und Verrat. Während ich mir diese Kalkulation für mein Seeleninneres zurecht lege, der der Kälte des zugigen Cafés am Sarnberger Bahnhofs entspricht, ahne ich zugleich, dass mein Herz in dieser Kälte erfrieren kann, und in diesem Eisklumpen kein Platz für die wahre Liebe sein wird. Unseren warmen Kaffee schlürfend, gleichen wir unsere gemeinsamen Erinnerungen ab. Unsere erste und einzige Begegnung in der Residenz unseres Archäologencamps von La Roca vor einem Jahr war kurz und einprägsam. Der heftige Monsunwind rüttelte an den klapprigen Fensterscheiben meines Appartements, die Musik der benachbarten Disco hatte eine Pause eingelegt, als eine raue, etwas dunkle Frauenstimme vor meiner Tür mit oberbayerischen Dialekt sagte.

Diana aus Holzkirchen, mach auf. Ich bin's.

Wer kann dem an dieser zugigen Front zum Atlantik widerstehen, von dem tagsüber der weite Blick über das Meer in Richtung der Bahamas geht? Als ich die Tür öffne, stürzen zwei Frauen in mein Appartement. Die eine, üppige, wirft mich sofort mit ihrem fleischigen Körper auf mein Bett und fährt eine rote Zunge aus ihrem Maulwerk, die kein Ende nehmen will, um mir eine Gesichtswäsche zu verpassen. Vielleicht hätte ich mir das Ablecken als Vorspiel gefallen lassen, wenn nicht ein starker Alkoholdunst mir den Atem geraubt hätte. Mühsam befreie ich mich aus der Umklammerung und sage zur anderen, die in der dunklen Ecke kauern sie fast unsichtbar macht:

Ich habe schon eine Freundin. Yamara.

Ein harmloser Satz, kein Zweifel. Hätte ich aber gewusst, welche Nachwirkungen dieser Satz auf Diana ein Jahr später gehabt hätte, es wäre besser gewesen, zu schweigen. Bezeugte er doch das Ungeheuerliche, dass dieser Deutsche treu zu einer anderen Frau sein konnte. Der kurze Treff hatte keine bleibende Erinnerung in mir erzeugt, bei ihr muss es anders gewesen sein. Später, als wir ein Paar geworden waren, kamen ein paar Einzelheiten zu Tage, unwesentlich für mich, die aber Diana andachtsvoll erzählt, als wichtiger Teil ihres Lebens. Wie sie am nächsten Morgen – sie hatte sich neben meinem Appartement mit ihrem kubanischen Liebhaber eingenistet – sich ihre Wäsche von Yamara waschen ließ, die nach der Nachricht, Diana sei in La Roca aufgetaucht, sofort von ihrem Haus im 20 Kilometer entfernten Sagua in La Roca mit einer Taxi aufgetaucht

war, um besitzergreifend in mein Bett zu kriechen. Die Wäschewascherei besaß eine gewisse Symbolkraft, wenn sie auch nicht an die Fußwascherei des katholischen Klerus am Karfreitag heranreicht. Diana, die Privilegierte aus dem fernen Alemania, geadelt mit einem angeblich deutschen Pass, was sich später als eine der vielen Lügen heraus stellte, ließ eine Frau für sich waschen, die für ihre Dienste für das Ministerium außer ein paar Dutzend Schuhe keine weitere Werte erarbeitet hatte. Vielleicht die Ursache für den abgrundtiefen Hass, mit dem Yamara Diana später verfolgen sollte. Erst langsam verstand ich, dass diese kargen Gemeinsamkeiten, die Diana und ich besaßen, mich für sie zu einem kostbaren Bestandteil ihrer Heimat in der Ferne machten. Und als Rohstoff für meine Stoffsammlung für eine Recherche über die kubanischen Enklaven im kalten Europa, hatte sie für mich einen hohen Wert. Nichts hindert mich, mit dieser Stoffsammlung sofort zu beginnen. In diesen Augenblicken, wo Diana mich nach dem Café zu einer Wohnung in Schwabing einlädt, bekomme ich eine erste Übersicht über eine der kubanischen Absteigen samt Inventar, ein Teil eines Netzwerkes, das über ganz Europa geknüpft ist. Es ist eine Welt, verborgen nach außen, zu der nur wenige Zutritt bekommen. Ich bin mir der Exklusivität sofort bewusst. Die Dienststelle, der Autor, wird mit dem Erzähler zufrieden sein. Beide werden die Story in die Rohform eines Manuskripts für eine Telenovelle gießen und den Medien anbieten. Fritz, der ehemalige Mann von Maylis

– so heißt die Freundin von Diana, eine schmaläugige Mulattin, die bei Fotos ihren langen Hals neckisch neigt – verleiht uns seine Münchener Kubano-Kommune in Schwabing für kostenlose Übernachtungen auf einem 7 Meter langen bretterharten Bett, auf dem abwechselnd bis zu zehn Menschen die Nacht überstehen können. Der Schlafkern besteht aus dem in einen saftigen Konkurs gegangenen und momentan auf Hartz 2 Basis existierenden Wohnungseigentümer, seiner geschiedenen Frau Maylis samt ihrem gemeinsamen Kind, meiner Freundin Diana, ihrem Sohn Johann, der sich als Mamakind unzertrennlich an ihre milchgebende Brust klemmt und mir. Dazu stoßen nächtens wechselnde Belegschaften zumeist bildhübsche schwarze oder milchkaffebraune Kubanerinnen, die auf der Durchreise über München von Hamburg nach Mailand oder von Paris über Berlin nach Moskau sich in die Lücken legen und ihre langen Arme schlaftrunken über mich legen und mir ins Ohr flüstern.

Ola, mi amor, como és la situación con tu palo?

Aus den Geschichten intimer Art, die für alle offen gelegt werden können – Geheimniskrämerei ist nicht die kubanische Art- greifen wir eine kleine heraus. Maylis, die Mulattin, die ihr etwas kraus geratenes Haar unter einer Schirmmütze verbirgt, weiß seit ein paar Wochen, dass sie von ihrem kubanischen Freund geschwängert worden ist, ein hochgeschossener Türsteher mit stehenden Hemdkragen und tief in die Stirn gezogenen schwarzen Wollmütze, beschäftigt in einem kubanischen Schuppen irgendwo in der Nähe. Dieser Held der Münchener Ausländerbehörde mit einem allerletzten 3-monatigen Duldungsbescheid ist genötigt, eine fette hässliche Deutsche zu heiraten, um länger im Schengener Abkommensgebiet bleiben zu können. Maylis trägt sich mit dem Gedanken, sich von der katholischen Organisation Pro Familia beraten zu lassen.

Ich rate dir ab, sage ich. Nimm lieber eine neutrale Beratung durch eine städtische Einrichtung. Sie nickt, während sie mich mit ihrem schrägen Blick von der Seite anschielt.

Einen Tag vor seiner Heirat mit der fetten Deutschen zieht Maylis die rote Karte ihrer Schwangerschaft. Der Vater ihres Kindes zeigt sich beeindruckt. Die Heirat wird vertagt, vorerst. Maylis ist in einer scheußlichen Lage und fällt in eine Depression. Sie will abtreiben, kann es aber nicht, weil sie dann den Grund der momentanen Heiratsblockade ihres Geliebten beseitigen würde. Während ich in guter mitteleuropäischer Tradition noch an einer längerfristigen tragfähigen Lösung des Problems bastle und sie zur Aufmunterung zu einer Reise nach London zu meiner Tochter einlade, handeln andere Akteure. Wenige Tag später existiert die Frucht ihres Leibes nicht mehr. Keine Abtreibung, ein Unfall an der häuslichen Tischkante sei die Ursache gewesen. Sie stolpert, rammt sich die Tischkante in den Leib, und die Fruchtblase platzt. Zwei Lehren ziehe ich aus dieser Geschichte: Nichts ist planbar. Was gestern noch eine verlässliche Ausgangsbasis für Lösungsansätze bot, gilt heute nicht mehr und weiterhin: Es wird gelogen, dass sich die Balken biegen. Damit kommen wir zu der interessanten Frage, die mich schon im letzten Jahr mit den Lügen meiner damaligen Verlobten Yamara umgetrieben haben, welche Funktion die Unwahrheit im menschlichen Leben allgemein und im kubanischen speziell spielt. In der abendländischen christlichen Tradition ist die Lüge eine Sünde. Wer lügt, sündigt. In der nichtchristlichen Tradition des kubanischen Schamamismus, der Santaria, fehlt die Begrifflichkeit von Schuld, Sünde, Sühne.

Was ist die Lüge? fragt Diana mich und ihre dunklen Augen blitzen. Und sie gibt sofort die Antwort wie eine Professorin der Soziologie, obwohl sie diese Profession gar nicht kennt.

Man lügt um zu überleben: La lucha cotidiana para sobrevivir, im alltäglichen Überlebenskampf.

Dabei ist es unerheblich, ob sich der Lügner durch kriminelle Aktionen selber in eine schwierige Situation manövriert hat oder er unschuldig ist. Ich begreife mit der Zeit: Mit meinem Geld kann ich mir die Wahrheit leisten. Menschen in prekären Lebensumständen empfinden die Lüge als unverzichtbare Anleitung für Lösungsprobleme, das trifft auch auf Hartz-Zwei bis Vier-Empfänger in Deutschland zu. Weitere Frage: Wenn die Religion als moralische Instanz ausfällt, wie steht es mit gesellschaftspolitischen Normen als Orientierung für menschliches Handeln? Bezogen auf Kuba: Was bedeuten sozialistische Ideale des Che heute? Was ist mit dem neuen Menschen, den Che nach fünfzig Jahren Sozialismus in Kuba vorhergesagt hat? Die Antwort fällt nicht schwer: Zwischen den hehren Phrasen und der Realität klafft eine Kluft. Das wäre kein Problem, wenn nicht die Glaubwürdigkeit der kubanischen Partei beschädigt werden würde. Und wie steht es mit dem Westen? Die Werte in der neuen Heimat – benennen wir die Demokratie als ein Feld – bemessen sich nach dem ökonomischen Wohlergehen. Wem es gut geht, kann sich die Luxusware Demokratie leisten. Wem es schlecht geht wie Diana in Scheidung, hat andere Probleme. Arm zu sein ist eine doppelte Belastung. Man ist nicht nur arm, sondern erlebt zudem die Erosion von Moral und Ehrlichkeit. Arme zahlen einen hohen Preis. Wenn das eigene Leben von Lügen durchtränkt ist, geht die Glaubwürdigkeit abhanden, zu sich selbst und zu seinem Partner. Fehlt das Vertrauen in das Wort des anderen, weil man sich selber in ein Lügensystem begibt, hat man sich selber den Boden entzogen, sichere Fakten für ein Urteil über den anderen zu gewinnen, auf dem man bauen kann. Das Verlässliche ist zerstört.

Das muss nicht nur negativ sein.

Löst man sich vom festen Boden, beginnt man zu schweben und das Leben kann um einiges leichter werden. Kubaner sind Experten für die Leichtigkeit des Seins. Aus dem Wissen um das Leben schöpft das Volk seine Dynamik – es hat ein ganz besonderes Lebensgefühl, das den Fremden in seinem ganzen Reichtum unzugänglich ist. Was die Ausländer erfassen – die Latino – Rhythmen, die Liebesfreuden – ist nur ein Teil davon. Dennoch hat sich eine tiefe Melancholie über das Land und seine Leute gesenkt. Wenn vieles unzuverlässig geworden ist, die gesellschaftlichen Normen, die ökonomische Basis, greift der Mensch auf das einzige Zuverlässige zurück, auf die einzig gültige gesellschaftliche Konstante, die Liebe zu seiner Familie. Die Allmacht der Familie im Wertekatalog des Kubaners ist eine ähnliche wie in allen vom Globalismus abgehängten Gesellschaften in Afrika, Lateinamerika, Asien. In dem Schoß der Familie sucht man sein Heil. Die Flucht in die Familie macht aus Kuba ein konservatives Land, im Gegensatz zu den revolutionären Palabras.

Engen wir das Thema auf den Fall ein,

dass ein Partner den anderen belügt. Warum tut er das? Weil er befürchtet, mit der Wahrheit seinen Partner zu verlieren. Er belügt seinen Partner, weil er ihn liebt. Während ich in München-Schwabing, auf dem langen Bett lümmelnd, in einem unendlich langen Monolog auf Spanisch versuche, meine letzten Auseinandersetzungen, die ich mit Yamara hatte, Diana gegenüber anschaulich zu machen, stoße ich auf Abwehr.

Ich will von dieser Feindin nichts wissen, sagt sie bestimmt. Ich bin deine neue Novia – dauerhafte Geliebte. Ich will nicht mein Leben mit dir mit Erinnerungen an eine andere teilen.

Recht hat sie. Sie schlägt sich mit anderen Themen herum: Mit ihrer Bigamie, mit zwei Ehemännern – einer in Deutschland, mit dem sie in Scheidung lebt, der zweite in Kuba – wie mir Yamara als ihr letztes Vermächtnis nach unserer Trennung noch auf dem Wege gab, bevor sie den Hörer rabiat auf das ferne Telefon aufschlug mit der schrillen Stimme einer emotional Aufgewühlten. Diana hat andere Sorgen: Ihr Scheidungskampf mit den deutschen Behörden, die Verteilung der Kinder, der Druck der Schwiegermutter, der Druck ihres deutschen Noch-Ehemannes. Ich verabschiede mich an diesem ersten Tag unseres Beisammenseins von ihr und mache noch ein paar Fotos, wie sie sich für die Disko im Stadtzentrum mit ihren Freundinnen schminkt, bevor ich mich in mein Auto setze, um 200 Kilometer nach Nürnberg zu fahren. Es ist ein wichtiger Tag in ihrem Leben. Ein paar Stunden später wird sie an einer Schlägerei mit einer fremden Kubanerin verwickelt sein, der ihr ein halbes Jahr später die Anklage der deutschen Staatsanwaltschaft wegen gefährlicher Körperverletzung einbringen wird. Aber so weit sind wir noch nicht. Bei unserem Abschied verspreche ich Diana, den Namen dieser Hexe Bruja mit dem Namen Yamara niemals mehr in ihrer Anwesenheit zu erwähnen. Als ich um Mitternacht in Nürnberg ankomme, erreicht mich ihr Anruf von ihrem Handy aus ihrem Haus. Große Not. Das Handy gibt den Geist auf. Ich muss sofort in die nächste noch offene Tankstelle fahren, um ihre Vodafone Karte mit 25 Euro aufzuladen. Ansonsten kann sie – eingesperrt in einem zweistöckigen Holzhaus des oberbayerischen Horrors, eingebettet in meterhohem Schnee – kein Gespräch mehr führen.

Im neuen Jahr ist eines klar. Das vorangegangene Jahr war das aufreibendste meines Lebens, aber dieses Jahr wird noch schlimmer. Um mich gegen die Unbilden der Zeiten abzusichern, mache ich Gegengeschäfte in den Liebesdingen. Als gelernter Börsianer weiß ich: Setze ich auf steigende Kurse im Termingeschäft an der Börse,

schließe ich einen Gegenkontrakt auf sinkende Kurse ab. Sinkt der Kurs in meinem Hauptgeschäft kann ich die Kursverluste über mein Gegengeschäft auffangen. Gertrud, die frische Witwe aus Harburg an der Wörnitz, ist eines meiner Gegengeschäfte in Liebesdingen. Klappt es mit Diana nicht, könnte ich auf Gertrud zurück greifen, bilde ich mir ein. Es ist eine reine Vorsorgemaßnahme. Momentan läuft es mit Diana gut, überraschend gut, aber man kann nie wissen. Sonntägliche ruhige Fahrt zu meinen Schlagplätzen des Homo erectus, einer archäologischen Sensation am Westrand des Ries-Kraters. Ich hatte mich vorher bei Gertrud telefonisch für ein Uhr angemeldet, bin aber enttäuscht, als sie bei meinem mittäglichen Erscheinen dem warmen Dampf ihrer Küche nicht entkommt. Ich hörte nur ihr schwäbisches Geschnatter aus dem Lärm des Küchengeschäfts. Ich komme vom Fundplatz Mündling 0/0 mit dem Fahrrad. Das etwas virusgeschwächte Herz macht Bum Bum. Dann endlich, nachdem ich den zweiten Tee mit einem einfachen Rum bestellt habe, werde ich mit ihrer Anwesenheit entlohnt. Sie setzt sich zu dem bäuerlichen Ehepaar neben meinem Tisch und redet über ihre Organisationsprobleme. Ihr jähriger Sohn sitzt daneben. Wegen dem Tod seines Vaters habe ich ihm mein Beileid ausgesprochen. Es beginnt eine erotisch aufgeladene Szene. Sie spricht, ihr hübsches Gesicht mir voll zugewandt, aber mit Blickkontakt zu den Gästen mit dem professionalen Temperament einer Frau, die weiß, was sie will. In Sekundenmomenten kreuzen sich unsere Blicke wie zufällig. Es ist alles geheim. Die frische Witwe darf sich gegenüber dem Dorfpublikum nicht verraten, bevor sie nicht ihre Trauerarbeit abgeleistet hat. Wie kann sie, kaum nach dem Tode, sich mit einem Fremden in geheimer Mission offenbaren? Ich blinze ihr für den Bruchteil einer Sekunde zu, sie sendet mir ihr Augensignal zurück. Ein unendlich großer Kick, dieses Geheimspiel der momentan verbotenen Zuneigung in einer schwäbischen Kleinstadt, über der das große Schloss derer von Harburg thront.

Was mich am meisten quält:

Es sind die bohrenden Fragen in meinem Inneren. Was willst du in dieser Phase deines Lebens, die deine letzte sein kann? Zum ersten Mal in meinem Leben fühle ich mich überfordert. Aber wie es so läuft. Mit der Zeit – paso a paso – gewöhnen Diana und ich uns aneinander und begreifen uns gegenseitig. Sie will den Vater und Geliebten, der ihr sein Vertrauen schenkt und das nötige Geld hat. Er kennt sie seit zwei Jahren aus seiner archäologischen Arbeit in Kuba. Damals, als sie sich ihre von der Regel blutdurchtränkte Wäsche von Yamara auf La Roca waschen ließ. Er will mit ihr unter den aufmerksamen Blicken der Passanten über den Markusplatz in Venedig marschieren, ihre Schwester an unserer Seite, die einen Italiener geheiratet hat und die Tauben füttern, die sich auf ihre schmalen Schultern, ihren kleinen hübschen Kopf setzen und die gekauften Körner aufpicken.

La vida es linda y complicada, das Leben ist schön, aber schwierig.

Andererseits fühlt er sich überfordert. Nicht heute, nicht gestern und morgen aber übermorgen. Er sehnt sich nach der Ruhe, die Gertrud, die deutsche Witwe verspricht. Gestern besuchte er den Friedhof der kleinen Stadt, auf dem der Ehemann ruht. Soll er hier seinen Ankerplatz wählen, mit seinem Geld das etwas alte Gebäude in der kleinen Innenstadt modernisieren, eine große Hochzeit zelebrieren und den Rest seines Daseins mit dem Blick auf die mittelalterliche Brücke über die Wörnitz fristen, gewahr, dass bis zum Ende seines Lebens nichts Neues mehr passiert? Oder lieber das kubanische Abenteuer auskosten, keinen ruhigen Ausklang suchen sondern beide Enden der Lebenskerze anzünden? Diana treibt die Eifersucht. Sie spricht mich auf Yamara, ihre Todfeindin in Kuba an. Sie unterstellt mir, dass diese Frau mich liebe und ich diese Liebe erwidere. Sie wählt unsere Lagerstadt aus, zwischen Umarmungen, in denen wir uns besonders nahe sein sollten. Warum wählt sie das nächtliche Bett zwischen Küssen und nicht den morgendlichen Küchentisch mit in Milch getunkten Keksen zwischen den Zähnen?

Tu Chulo! Von deinem kubanischen Zuhälter Yalcas rühren solche abstrusen Ideen, flüstere ich ihr ins Ohr. Seit 2 Jahren weiß ich, dass du mit ihm in Kuba zusammen lebst, dem Vater von Johann, deinem Jüngsten.

Sich nichts gefallen lassen. Vorwärtsverteidigung ist das beste Rezept. Sie in Erklärungsnot bringen. Und so abwegig ist es nicht, was ich vorbringe. Wie sollte sie auf die verrückte Ideen kommen, wenn nicht aus einer kubanischen Quelle, die mir in Deutschland verschlossen ist? Einerseits fühle ich mich geschmeichelt, dass eine attraktive Schwarze auf eine andere eifersüchtig ist. Andererseits entspricht es schlichtweg nicht der Wahrheit. Oder doch? Ich rede mir ein, dass das letzte Jahr der Erniedrigungen, der Demütigungen, der verletzten Ehre, die ich in Kuba erleiden musste, ihre Spuren in mir hinterlassen haben und auf Yamara zurück strahlen. Mit den üblen Tricks einer Chica mala hat Yamara von mir Geld verlangt und auch bekommen, als sie schon längst wusste, dass das deutsche Visum in Havanna ihr nicht genehmigt wurde, um mich in Deutschland zu heiraten. Aber nicht genug mit diesem Betrug. Schlimmer noch ist, dass sie mit dem Geld, meinem Geld, sich mit ihrem „legalen Ehemann“, dem Spanier Josua, vierzehn Tage in Havanna vergnügte. Wo war in dieser Zeit ihre Liebe

zu mir? Nein, Yamara kann mich nicht lieben, sie liebt einen anderen, und ihr Verrat hat auch seine Spuren in meinem Herzen hinterlassen, sonst hätte ich sie nicht so rasch durch Diana austauschen können. Und doch sind da Ungereimtheiten. Irgendwie hat sich ihr Verhalten zu mir verändert, nachdem Josua wieder nach Spanien zurück geflogen ist, ohne sie mitzunehmen. Warum ist sie nicht ihrem Liebhaber oder Ehemann oder beides oder was weiß ich ...gefolgt? Auf einmal krächzt sie mir ihre Liebe ins Telefon. Es soll liebevoll klingen, aber dies lassen ihre angeschlagenen Stimmbänder nicht zu. Wer als Mann kennt sich schon mit Frauen aus, generell und mit Kubanerinnen speziell? Meine alte Energie aus verschmähter Liebe nach Rache zu sinnen, hat gelitten, seitdem ich sie nicht mehr liebe, weil ich eine andere liebe. Wenn verschmähte Liebe nicht mehr als Antrieb dient, welche düsteren Quellen meines Ichs treiben mich immer noch an? Es wird die gekränkte Schmach eines Egozentrikers sein, auf eine Frau herein gefallen zu sein. Meinen Rachedurst kann ich an ihr nur stillen, wenn sie noch mir gegenüber Gefühle besitzt. Nach dem Stand der Dinge können es kaum Liebesgefühle sein, auch wenn sie das Gegenteilige beteuert. Welche Gefühle treiben sie an? Nur wenn ich ihre Schwachstellen treffe, finde ich einen ungeschützten Weg in ihr Herz, um sie zu verletzen, wie sie mich verletzt hat. Ihre Schwachstelle ist Diana, ihre Todfeindin, seitdem sie ihre gemeinsame Kindheit in dem gleichen Kaff verbracht haben. Ich kenne den Grund nicht, aber ich weiß aus verschiedenen Äußerungen beider, dass eine unüberwindbare Hassschwelle sie trennt. Wenn Yamara erfährt, dass Diana meine neue Freundin ist, wird sie außer sich sein.

Nicht weil sie mich liebt,

sondern das ganze schöne Geld, das ich ihr in großer Regelmäßigkeit zugesandt habe, nun auf Diana umgelenkt wird. An dem Geld, das Ausländer den Kubanerinnen zuwenden, ermessen die Frauen ihre eigene Wertigkeit. Zärtlichkeit und Liebe sind vage Zugaben, die wenig zählen. Wenn eine Neue an ihre Stelle der Wertschätzung getreten ist, wird sie sich als minderwertig empfinden. Diesen Weg werde ich gehen, um meinen Rachedurst zu befriedigen. Es käme auf einen Versuch an. Die Gelegenheit zu einer fulminanten Rache bietet sich von selbst an, seitdem Diana aus eigenem Antrieb mich zu ihrem Freund gewählt hat. Von einem lang eingefädelten Masterplan meinerseits kann keine Rede sein. Ich nutze nur die Gelegenheiten aus, die sich mir anbieten. Ich tue es poco a poco und falle nicht gleich mit der Tür ins Haus. Ich will für einige Zeit meine Rache genießen. Zu Beginn meines Rachefeldzuges rede ich am Telefon davon, dass Yamara eines Tages wissen wird, was sich hier im fernen Deutschland ereignet. Es wäre nicht eine Rache, sondern das Schicksal. Die Götter hätten entschieden, nicht ich.

Un día tu savras que pasaba aquí en Alemania. No fue una venganza, fue la suerte. Los dios han decidido, no yo. Obwohl ich mich bemühe, Spanisch mit ihr zu sprechen, versteht sie nichts.

Beim nächsten Anruf ist ihre Mutter, am Telefon, immer noch ganz euphorisch auf das große Geld, das bald wieder aus dem fernen Deutschland sprudeln wird. Ich halte sie mit dunklen Andeutungen zurück. Dann zwei Stunden später Yamara mit den üblichen Eingangsbegrüßungen:

Ich liebe Dich, ich will dich heiraten. Es klingt sehr überzeugend und vielleicht ist es ernst gemeint. Aber das spielt nun keine Rolle mehr. Ich rede vom Wetter in Deutschland, um etwas Distanz zu ihren Worten zu finden. Es wird für uns beide nicht leicht sein, was sich in den nächsten Minuten abspielt. Aber ich bin der Herr der Dinge, zum ersten Mal seit einem halben Jahr, seitdem sie sich entschieden hat, nachdem die Deutsche Botschaft sich weigerte, ihr das Besuchervisum nach Deutschland auszuteilen. Sie strickte an einem großen Komplott. Sie wollte mich belügen und betrügen. Sie gewissenlos, ich ahnungslos. Was sollte sie auch anderes machen? Selbst in den Augenblicken meiner größten Wut, nachdem ihr Lügengebäude zusammenstürzte, hielt ich mir vor, sie sei im Recht. Sie ist die Arme, ich der Reiche. Wodurch, durch was? Ist es ihre Schuld, ist es mein Verdienst? Mitnichten. Allein durch meine deutsche und den rasanten Wiederaufstieg meines Landes nach dem Krieg zur drittmächtigsten Wirtschaft der Welt, habe ich davon den Nutzen gezogen. Ihr Land hingegen hat auf das falsche Pferd des Ostkommunismus gesetzt. Es ist ihr Recht, Entscheidungen der politischen Führung ihrer Heimat persönlich zu korrigieren. Sie holte sich ein Jahr lang persönlich von mir das, was die Erste Welt der Dritten vor enthält. Damit hatte sie nie Probleme, ich auch nicht.

Und doch hat sie mich verletzt,

tief in meinem Herzen, es waren Lügen und Betrug im Spiel. Doch ich hatte mich darauf eingestellt. Ihre Lügen waren für mich Wahrheiten, weil sie aus ihrem Mund kamen. Weil ich sie liebte, wandelte ich ihre verlogenen Worte auf dem Weg von 10 000 Kilometern in Wahrheiten um, vermittelt über ein löchriges kubanisches Telefonnetz mit schrecklichem Rauschen im Ohr, dem Gekrächze ihrer Stimme vergleichbar, wenn die geduldige Telefonbesitzerin mit dem tragbaren Telefon die wenigen Schritte über die Straße ging, um an ihrer Tür zu klopfen, während der Hund anschlief. Ihre Stimme war das einzige, was ich von ihr und Kuba hatte, die teuerste Stimme der Welt, bis zu 1000 Euro pro Monat auf meiner Telecom-Rechnung war sie mir wert. Ihre

Stimme stand stellvertretend für das Dunkle ihrer Augen, in das ich nicht schauen konnte, für ihre schwarze Haut, die ich nicht streicheln konnte, für ihren Atem, den ich nicht einsaugen konnte. Vergangen, vergebens, getrennt durch das kubanische System, unter dem Druck des amerikanischen Imperiums. Nein, trotz meiner alten Rachegefühle will ich sie in diesen Minuten nicht verletzen.

Somos ambos víctimas del sistema. Wir sind beide Opfer der politischen Strukturen, offenbare ich ihr. Du bist nicht schuld, wenn du mich mit deinem legalen spanischen Ehemann betrügst.

Es war gut gemeint von mir, eine Trennung ohne den anderen weh zu tun, doch dann nehmen die Dinge ihren eigenen Verlauf und am Ende steht nur eins: die kalte nackte Rache gegen sie in einem ultimativen Schlag. Ich gestehe ihr meine Liebe zu Diana, ihrer Todfeindin seit Kindertagen an. Einen Augenblick oder länger ist Stille am anderen Ende des Ozeans. Doch dann meldet sie sich wieder mit scheinbar gleichmütiger Stimme.

Macht nichts, sagt sie. Sie habe eh vor, Josua, ihren legalen Ehemann, in Spanien zu besuchen.

Elegguá – Gott des Schicksals

Die Zertrümmerung meiner langen Liebe zu Yamara muss meine Seele erheblich beschädigt haben. Es ist zu einfach gedacht, das Loch in meinem Herzen durch eine andere Liebe auszufüllen, ohne sich Zeit für die Trauerarbeit zu geben. Die Folgen sind verheerend. In einer Woche zweimal ans Himmelstor geklopft –knocking at heaven's door - oder ist es die Hölle? Doch so sehr ich mich bemühte, das Tor geht nicht auf, die Götter wollen – noch nicht - dass ich mich so billig aus dem Leben stehle. Meinen ersten Versuch nehmen sie noch gelassen hin, komme ich noch ungeschoren davon, beim zweiten Mal verlieren sie die Geduld mit mir und verpassen mir eine Lektion des Vernichtungsschmerzes als Vorgeschmack der Hölle. Es könnte aber auch anders sein, und das halte ich Diana später vor, als sich die erste Aufregung gelegt hat. Diana hätte als Priesterin, die in Deutschland agiert, beachten müssen, dass Yamara in ihrer häuslichen Zeremonie in Kuba, als sie mich auf sich einschwor, die Götter näher wusste. Wer von den Göttern begibt sich schon aus ihrer Heimat der Karibik in das kalte Europa? Aber damit nicht genug. Diana beachtete ein weiteres nicht. Nach meiner Trennung von Yamara hat diese Rachsüchtige den mächtigsten Gott, Odudúa, angerufen, um den Schutzsegen, den sie mir in ihrem Haus gegeben hat, von mir zu nehmen. Was aber tut Diana? Sie beschränkt sich in ihrer Anrufung auf seinen Sohn, Elegguá, dem Gott des Schicksals, in meiner Wohnung. Damit nicht genug. Statt 4 lebende Hühner und eine Taube zu schlachten, wie dies Yamara in ihrem Haus in Kuba tat – wo wäre das in Deutschland möglich? – beschränkt Diana sich auf eine dünne Hühnersuppe, mit Federn eingerührt, die sie mir über meinen nackten Körper in der Badewanne gießt. Dieses Manko kann auch dadurch nicht ausgeräumt werden, dass ich ihr für die Zeremonie 500 Euro gebe, eine Symbolgabe an die Götter. Hoffentlich kennen diese den Umrechnungskurs zwischen einem Euro zu 25 Pesos Cubanos. Kurzum, der Entzug des Schutzes des mächtigsten Gottes machte mich tödlich verwundbar. Aber es war mein Glück im Unglück: Ihr Gott des Schicksals, Elegguá konnte gerade noch das Schlimmste verhindern.

Der erste Versuch, sich von dieser Welt zu trennen,

ist spontan und etwas dilettantisch angelegt, das gebe ich zu. Laut Statistik gelingt es nur bei 20 Prozent der Frauen, bei den zielorientierten Männern 30 Prozent, derartige Pläne erfolgreich umzusetzen. Es sollte auf Teneriffa passieren, auf unserem von mir groß angelegten ersten Urlaub; spanische Umwelt, deren Sprache die zwei Frauen verstehen, Diana und Maylis mit ihren beiden Kindern und mir. Nicht in meinen Urlaubsplänen steht, dass Diana von einer fernen Macht gelenkt wird. Sie hat einen unsichtbaren weiteren Mann mit zu unserem Urlaubsort und sogar in mein Hotelzimmer mitgenommen. Aus meinem jetzigen Stand des Wissen ergibt sich folgende Situation: Der vorerst Unbekannte, der mir als Zuhälter sehr wohl bekannt ist, muss ihr in einem Telefonat aus Kuba klar gemacht haben, dass er während unseres Urlaubs auf den Kanarischen Inseln keine sexuellen Kontakte von ihr mit mir mehr duldet. Die Folgen sind für mich fatal: Ferngelenkt über zehn tausend Kilometer liegt sie zwei Nächte in ihren engen Yeans als Schutzpanzer vor möglichen Attacken von mir im Bett, in der dritten Nacht provoziert sie einen Streit mit mir, packt ihre Sachen und ist verschwunden.

Als ich ihre Sachen nicht mehr vorfinde,

und auch das Nachbarzimmer von Maylis leer zu sein scheint, lasse ich mich am Abend in der Hotelbar volllaufen. Meine Phantasie gaukelt mir vor, dass beide zu unbekanntem Sexpartnern – vielleicht war es dieser nette Taxifahrer, der mit Maylis angebandelt hatte - in deren Wohnungen abgestiegen seien. Betrunken mische ich mich in eine Schlägerei vor dem Hoteleingang ein, ohne zu wissen warum und wer Freund und Feind ist. Am Kopf blutend steige ich um 4 Uhr nachts in eine Taxi ein und fahre nur mit einem dünnen Hemd und kurzer

Hose bekleidet zum Vulkan Teide auf 2200 Meter Höhe. Ich bezahle den Fahrer, steige aus und mir bläst ein eisiger Wind entgegen. Von dem warmen Saharawind unten an der Küste ist nichts zu spüren. Als erfahrener Bergsteiger weiß ich das eine: In der Eiseskälte bin ich in einer Stunde erfroren. Erfrieren zählt zum qualvollsten Sterben, dem Verbrennen gleichzusetzen. Die Sterbenden reißen sich in den letzten Minuten ihres Lebens die Kleidung vom Leibe, weil sie die Qualen nicht mehr aushalten. Wie muss ich mich in solchen Augenblicken selber hassen, um mich einer solchen Tortur auszusetzen? Bevor ich mich in die Taxi zurückretten kann, gibt der Fahrer Gas, und sein Wagen wird von der Dunkelheit verschluckt.

Dies muss der Augenblick gewesen sein,

wo Elegguá zu meinen Gunsten eingreift. In der Ferne höre ich ein fernes Wummern, dessen Ursache ich in der Dunkelheit nicht erkennen kann. Durch Büschel von welchem Gras – weit über der Waldgrenze – stapfe ich in die Richtung des Geräuschs. In der Nähe erkenne ich einen großen kubischen Würfel, 3 Mal 3 Meter hoch, einen Generator, der mit Dieseltreibstoff Strom erzeugt, mit dem der frisch abgebundene Zement des Vortages eines Rohbaus gegen den Frost in der eisigen Höhe gewärmt wird. In der Abluft, die meinen erkalteten Körper schnell wieder auf Lebenswärme bringt, harre ich zwei Stunden aus, bis die Sonne über dem Meer aufgeht und ein Trupp Arbeiter in Autos angefahren kommt, um ihre Arbeit zu beginnen. Ich halte hundert Euro einem Fahrer unter die Nase, und er verspricht, mich ins 35 Kilometer entfernte Hotel zurück zu fahren. Seine Neugier ist groß. Was macht ein spärlich bekleideter Tourist in einer solchen lebensfeindlichen Höhe? Ich bin froh, meine Probleme einem gefühlvollen Menschen verraten zu können. Wie kann man sich wegen einer Frau, dazu noch einer Kubanerin, das Leben nehmen?

Er ist außer sich.

Ich verstehe es auch nicht mehr. Es muss eine Kurzschlusshandlung gewesen sein, eine unbewusste Todessehnsucht, die mir beinahe zum Verhängnis geworden wäre. Im Hotel ist die Tür von Maylis Zimmer nur angelehnt. Ich trete ein, schließlich habe ich es auch bezahlt, und da liegen sie in dem breiten Bett, hingestreckt, die Gebeine miteinander verknötet, Maylis und Diana mit ihren Söhnen im tiefen Schlaf. Ich gehe zum Frühstückstisch, allein, was bei den anderen Gästen Verwunderung erregt.

Wo sind Ihre wunderschönen braunen Kinder geblieben, fragt mich ein junges deutsches Ehepaar, das mit mir fast jeden Morgen ihre Sprösslinge zum Kinderklub des Hotels bringen. Heute Morgen braucht der Onkel nicht auf seine kleine Begleitung aufzupassen?

Ich bin nicht der Onkel, sondern der Verlobte, antworte ich. Der Mann schaut mich an. Von der Schwarzen oder der Kaffeebraunen?

Von der Schwarzen, antworte ich. Es sind die Augenblicke der verwunderten Aufmerksamkeit meines Umfeldes, die für vieles entschädigen.

Zwei Tage später, beim Heimflug, ändert Diana plötzlich im Flugzeug ihre ablehnende Haltung zu mir. Hat sie zuvor noch vor dem Eincheckschalter auf einen separaten Sitz mit Johann, ihrem Sohn, bestanden, und mich nach einer kurzen Auseinandersetzung um die Hoheit ihrer Flugkarten neben Maylis und ihrem Sohn verbannt, scheint sie durch meine Schäkereien mit der schönen Mulattin ein paar Sitze vor ihr eifersüchtig geworden zu sein. Sie zwingt sich zu uns in die Sitze, kneift und betastet mich freundlich, dass ich sofort alle Querelen dieses Urlaubs vergesse und glücklich bin. Sie ist wieder die meine. Der unheimliche Bann des anderen Mannes scheint aufgelöst. Nach einer Übernachtung in der Schwabinger Wohnung von Fritz und seinem üppigen Frühstück, während Diana zusammengekrümmt auf der langen Pritsche noch schläft, den hellwachen Sohn neben sich, der die Milch in ihrer Brust sucht, setze ich mich ins Auto, um über die Autobahn nach Nürnberg zu fahren. Wie oft bin ich schon diese Strecke München – Nürnberg gefahren? In einem langen Berufsleben waren es tausende Male. Der alte Ford Mondeo mit einem Kilometerstand von 240 Tausend gibt alles her auf abgefahrenen Winterreifen. Hinter Hilpoldstein, beim Kilometerschild 400, beschleunige ich auf über Hundertsiebzig. Dann geht es sehr schnell. Plötzlich taucht linkerhand an der Motorhaube die Schutzplanke des Mittelstreifens auf. Ich reiße den Wagen nach rechts und überquere in einem schrägen Winkel die Mittelbahn, die linke Bahn sowie die Standbahn, bevor ich in einem Flug über etliche Meter die Autobahn verlasse. Die letzten Augenblicke vor dem Aufprall auf eine Böschung hinter einem Graben sind von einer großen Ruhe umgeben. Der Körper hat in der Erwartung, was kommen wird, seine Sinne auf Sparenergie umgeschaltet. Die Momente, wo ich die Böschung wie eine Wand auf mich zukommen sehe, nehme ich nur noch schwarz-weiß wie in einem alten Stummfilm wahr. Als ich aufwache, schwebe ich unter einer niedrigen Decke. Schnell nehme ich wahr, geübt aus vielen Fernsehfilmen, dass über mir eine dieser mit Flüssigkeit gefüllten Behälter hin und her schwankt, deren Schläuche an unbekannter Stelle in meinen Körper geführt

werden. Ich liege in einem Rettungswagen, der mich in ein Krankenhaus überführt. Beim Ausladen höre ich eine Stimme.

Vorsichtig, ein erneuter epileptischen Anfall.

Durch einen langen Gang werde ich in einen großen durch Sichtblenden eingeteilten Raum geführt. Die alten Schläuche werden abgenommen, verschiedene neue Schläuchen an meinem Leib befestigt, die über mir in einem Fernseher münden. Ein Arzt beugt sich zu mir und fummelt am Ende meines Körpers irgendwo herum.

Spüren Sie etwas? fragt er.

Nein, sage ich

Und hier?

Nein, antworte ich

Und hier?

Ich gebe wieder dem Arzt die gleiche Antwort und mir ebenfalls.

Ich bin querschnittsgelähmt.

Aber, aber, sagt der Arzt zu mir. Wer wird denn gleich an so etwas denken. Sie haben durch den Aufprall einen Ganzkörperschock erlitten, aber keine äußerlichen Verletzungen. Sie werden sehen, das gibt sich wieder. Sie werden sich vorerst ausruhen, wir werden vorübergehend die starken Schmerzmittel abstellen, um die die Nervenleitungen auf ihre Funktionen zu überprüfen und dann werden wir Sie durch die Röhre schieben.

Es sind die üblichen Beruhigungen, man kennt das. Ich muss eingeschlafen sein. Als ich wieder aufwache, schwebe ich immer noch. Das heißt, es ist mein Kopf, der wie ein Fußball von aller Schwere und Bindungen losgelöst durch den Raum taumelt. Der Fernseher über mir zeichnet auf verschiedenen Bahnen irgendwelche Funktionen auf und versendet Töne, die sich in anderen Ecken des großen Raumes echomäßig verteilen.

Ihnen fehlt Sauerstoff, sagt eine Krankenschwester und schiebt mir eine schmale Sonde in die Nase. Sofort verstummt der Fernseher. Atmen Sie tiefer, sagt sie. An der oberen Kurve im Display sind die Ausschläge dann kräftiger.

Querschnittsgelähmt. Glaube, Hoffnung, Verzweiflung. Ich erinnere mich an einen jungen Mann, der bei einem Spiel „Wetten dass...?“, das ich noch nie mir angeschaut habe, eine Querschnittslähmung erlitt. Nach einem idiotischen Drehbuch, für das ein TV-Schwätzer sich als ein Schalk Gottes versucht hatte, war er gestürzt und in die Klinik verfrachtet worden. Wie ging er mit sich um?

„Boah, krass! Ich kann meinen Kopf bewegen und meine Arme nach hinten legen!“

Wenn die Atmung funktioniert, müssten doch die Arme auch noch funktionieren, fällt mir ein. Was ist das Leben noch wert? Das schlimmste ist, unfähig für ein selbst gewähltes Finale zu sein, um das Unwürdige zu beenden. Hunderttausende Kilometer ist nichts passiert, dann hat es Peng gemacht, nach der statistischen Logik. Ich trug mich mit irgendwelchen Gedanken, als ich in Greding zur Raststätte fuhr, bevor ich die letzten Kilometer zurücklegte. Auch wenn ich mich an sie nicht erinnerte, so waren es Gedanken, die sich tief in meine Seele einschnitten. Ob ich wieder zurück in mein Leben komme, auf meinen beiden Beinen wieder herausgehe? Darüber entscheidet eine gleichgültige Natur. Nicht eine optimistische Erwartung ist entscheidend, ob ich hier in drei Tagen herauskomme oder erst nach 2 Jahrzehnten weiterer Lähmung sondern allein die Schwere des Genickbruchs, eine physikalische Frage, die im Tomographen entschieden wird.

Welchen Tag haben wir heute? fragt eine Krankenschwester.

Ich schaue sie angstvoll an und sage nichts. Ist aus ihrem leidvollen Blick das vernichtende Urteil über meinen Zustand zu entnehmen? Das neckische Spielchen, das sie mit mir treibt, um mein Kurzzeitgedächtnis zu prüfen,

spricht dagegen. Warum soll ein Querschnittsgelähmter wissen, welchen Tag wir haben. Für ihn werden alle zukünftigen Tage gleich sein. Die langen Jahre werden qualvoll vergehen, er wird immer an den gleichen Fesseln gebunden sein, kein Graf von Monte Christo, der die Hoffnung nie aufgab. Wie liebe ich jede neue Schwester, die dieses Spiel mit mir treibt: Welchen Tag haben wir heute?

Mein Handy klingelt neben mir. Die Krankenschwester hält es an mein Ohr. Es ist meine Exfrau, die sich nach meinem Befinden erkundigt. Weiß der Himmel, wie es diese Frau immer schafft, als erste in meinen Krisensituationen zu erscheinen.

Welchen Tag haben wir heute?

Dienstag, antwortet sie. Ich werde für dich beten.

Richtig, denke ich mir, heute ist Dienstag, gestern, am Montag bin ich morgens aus der Wohnung von Fritz los gefahren, nachdem ich nächstens in der langen Pritsche mit Diana und Johann übernachtet habe, und am Sonntag sind wir aus Teneriffa im Flughafen gelandet. In dieser verzweifelten Situation beginnt ein Mechanismus in mir zu arbeiten, der noch das Beste aus der Situation machen will. Das war vor einem Jahr im Gefängnis von Havanna so und das wiederholt sich jetzt wieder. Das Tröstliche: Ich bin zur Kommunikation fähig, also nicht am absoluten Ende der Fahnenstange angekommen, wo man nur noch über Augenblinzeln sich verständigen kann. Anderen geht es dreckiger. Den Rollstuhlfahrern geht es aber besser. Was waren meine Gedanken in der Raststätte Greding? Mir will es nicht einfallen und doch muss ich es wissen. Daran hängt meine Zukunft. Ich weiß nicht warum, aber so ist es, da bin ich mir sicher. Ich bin wieder in einem Gefängnis eingesperrt, wie vor einem Jahr in Havanna. Damals waren es die Mauern, die mich begrenzten, heute ist es mein Körper, der irgendwo unterhalb von mir als gefühllose Masse an meinem Kopf hängt. Welche Lösungen hatte ich mir damals, als politischer Gefangener, für ein jahrelanges Gefängnis ausgedacht? Ich wollte auf die lustvollen Angebote des jungen Wächters eingehen, ihm in einer Einzelzelle etwas geben, was mir fehlt, um der Einsamkeit zu entgehen und Schutz gegen die kriminellen Mithäftlinge gewinnen. In den letzten Jahren hat sich in der kommunistischen Partei einiges gelockert. Einiges wird nicht mehr tabuisiert, wie dies noch dem kubanischen Autoren Reinaldo Arenas passiert ist. Doch was bringt mir dies jetzt, wo mein gelähmter Körper keine Attraktivität mehr besitzt? Er kann auf die Bewegungen des anderen selbst nicht mehr antworten. Mit anderen zu schlafen, wäre eine Form der Nekrophilie. Das andere, was ich mir im kubanischen Gefängnis ausgelegt hatte, war der Weg in mein Inneres, wo mir keiner mehr folgen konnte, in die Welt meiner Vergangenheit, aufgewertet durch meine Phantasie. Diese Vergangenheit war so reich, dass ich sie viele Jahre nachvollziehen könnte. Tag für Tag und Nacht für Nacht könnte ich die Erinnerung wie mit einer Suchmaschine durchforschen, wieder auf die hohen Vulkane Indonesiens klettern, die einsamen winterlichen Abende in der Wildenseehütte des Toten Gebirges verbringen oder nochmals die Nächte mit Gol und Uganda, mit Rosalia und Yamara in mein Gedächtnis zurück rufen, wie es der Verhöroffizier in Santa Clara im vorigen Jahr mit dem Gefangenen gemacht hat. Aber selbst wenn ich meine Phantasie vom Körperlichen freiließe, würden die Tore zum Paradies nicht aufgestoßen werden. Schreckliches, geradezu Abstoßendes werde ich durchmachen, die Dämonen werden mich nachts besuchen, ich werde durch dunkle leere Zimmer laufen müssen, hinter deren Türen das Grauen wartet, wie in meiner Kindheit in Danzig. Er muss wieder eingeschlafen sein, denn als er aufwacht, steht ein strahlender Arzt vor ihm.

Wir haben Sie während Ihres Schlafes zweimal durch den Tomographen geschleust, Ihre Innereien geprüft, Ihren Schädel geröntgt. Hier unsere Diagnose: commotio cerebri, kurzzeitige Ohnmacht, HWS-Distorsion, Platzwunde am Schädel. Am wichtigsten: Keine frische Verletzung an der Wirbelsäule, wenn wir auch eine alte degenerative Einengung des Spinalkanals diagnostiziert haben. Wie fühlen Sie sich?

Wie fühle ich mich? Da ist eine Schwere in mir. Mein Kopf schwebt nicht wie ein Luftballon haltlos in der Luft, er hängt über einen schmerzenden Hals an einem müden Körper. Langsam begreife ich: Den Körper, den fühle ich wieder.

Es kribbelt in den Fingern der linken Hand und in den Zehen des rechten Fußes, sage ich zum Arzt.

Sie fühlen etwas, sagt er und fasst meine Zehen an. Ich nicke, beuge das Kinn und sehe, wie sich die Zehen auf mein Wollen hin krümmen.

Das Kribbeln wird auch noch vorbeigehen. Sie haben viel Glück gehabt, sagt der Arzt. Wir verlegen Sie in die Normalstation und übermorgen können Sie nach Hause. Rufen Sie ihre Verwandten an. Eine Schmerztherapie

gegen das Hals-Nacken-Trauma wird aber für längere Zeit noch nötig sein. Empfohlen werden Tramadol, Diclac, Tetrazepam.

Am nächsten Tag schleppen zwei Mitarbeiter des Graml-Abschleppdienstes die persönlichen Utensilien, die sie im Auto gefunden haben, in einem großen Sack vorbei. Der Regenschirm im Kofferraum ist zerbrochen, ebenso zerstört die Kreditkarte, die auf dem Nebensitz in dem Geldbeutel lag. Die Fahrerbrille ohne Glas, der ADAC-Atlas in der rechten Ablage zerfetzt.

Eine Rundumzerstörung, bemerkt ein Mitarbeiter. Ihr Wagen Totalschrott. Alle Fenster und Reifen kaputt, die Vorder- und Hinterachsen weg gerissen, das Dach eingedrückt, der Kofferraum mit einem Zentner Sand gefüllt, aber Ihr Teil des Fahrgastraums hat gehalten.

Meine Tochter Monika holt mich aus dem Krankenhaus ab, um mich in meine Wohnung zu fahren. Sie hat es nicht weit von Neuburg an der Donau nach Roth. Sie ist etwas einsilbig. Ich bin es auch. Plötzlich ist mir eingefallen, welche Gedanken mich hinter der Gredinger Autobahngaststätte, der ältesten in Deutschland, kurz vor dem Unfall auf der Fahrt in Richtung Nürnberg beherrscht hatten: Diana hatte bei der Rückkehr nach München deshalb ihre Freundlichkeit mir gegenüber wieder gefunden, weil sie ihrem Geliebten im fernen Kuba vermelden konnte:

Ich bin dir treu geblieben, mi Amor, wie du es wolltest.

Vielleicht wäre der Tod die bessere Lösung gewesen. Zu den Gegengeschäften zählen nicht nur alternative Freundinnen, die gegen die Hauptfrau mobilisiert werden können, wenn Not am Mann ist, sondern auch die Arbeit als heilkräftige Medizin gegen eine kranke Liebe. Eine solche Medizin lenkt von den körperlichen und seelischen Schmerzen ab. Da passt es, wenn ich an der Torschwelle einer sensationellen archäologischen Entdeckung stehe, wie es sie seit der Entdeckung des historischen Troja auf dem Hügel Hisarlik durch Heinrich Schliemann nicht mehr gegeben hat, nur noch vergleichbar mit den Funden des ersten Amerikaners auf Kuba: Ich bin dabei, die archäologische Geschichte des Altpaläolithikums – immerhin ein Zeitraum von rund einer halben Million Menschheitsgeschichte in Mitteleuropa – zu revolutionieren. Ähnlichkeiten mit dem größten deutschen Archäologen sind unübersehbar: Wie er bin ich ein wissenschaftlicher Außenseiter, argwöhnisch beäugt von einer misstrauischen Akademikerzunft, die ihre eingelaufenen Bahnen beamtengemäß verwaltet. Wie er verdiente ich mein Vermögen in jungen Jahren; zwar nicht mit Spekulationen in russischen Goldrubeln - mein Metier war das Pokern an der Frankfurter Börse, gewonnen aus dem Insiderwissen der letzten Etage des Vorstandssekretariats einer Großbank - heute Sitz der EU-Zentralbank. Und ebenso ist mir eine freche Selbststilisierung nicht fremd, wie sie dem Autodidakten zu eigen ist, befreit von Wissensballast, der den Blick nach unten drückt und die Visionen aus den Augen verlieren lässt. Nahe meinem Wohnort haust ein solcher Ballastträger, der vor lauter vorgeschichtlichem Gewicht auf seinen Schultern nicht zum Laufen gekommen ist. Auch wenn er nicht für vieles verantwortlich zu machen ist, so trägt er dank seiner Introvertiertheit sein Päckchen, die ihm die Stoiberische Universitätsreform aufgeladen hat. Die humboldtschen brotlosen Orchideennischen drohen auf dem Altar des Shareholder-Kapitalismus zugunsten der handfesten Interessen von Siemens und BMW geopfert zu werden. Es droht die Schließung seines Instituts der Universität. Der 50zigste Jahrestag der Hugo-Obermayer-Gesellschaft verschafft mir erneut – nach meiner Präsentation in Greifswald - die Plattform, um einem interessierten Spezialpublikum meine sensationellen Funde über die ältesten Menschen Mitteleuropas zu präsentieren. Um die Gunst des Assistenten des Instituts zu gewinnen – einer dieser jungen scharfen Hunde die alles archäologisch Altvordere wie Manias großer altpaläolithischer Fundplatz Bilzingsleben zur Disposition stellen – grabsche ich aus der Institutsbibliothek seinen Aufsatz, den er vor 15 Jahren über die risszeitlichen Funde in Norddeutschland verfasst hat und beschwere mich theatralisch im Sekretariat, dass eine Digitalisierung dieses epochalen Werkes noch nicht vorläge. Die Sekretärin bemüht sich beflissentlich das Versäumte nachzuholen und mir den Aufsatz auf eine Disk zu kopieren. Im nächsten Schritt mache ich mich an den Leiter des Instituts heran. Mein alter Lehrer und unbestrittener Koryphäe in der Schneckenevolution – es handelt sich um rasch mutierte Schnecken als klimatische und zeitliche Indikatoren archäologischer Ausgrabungen - ist in liebevoller Weise entgegenkommend. Er nimmt sich die Zeit, in geduldiger Weise Schwachpunkte in meinen 65seitigen Ausführungen aufzuzeigen, die ich über meine Firma ins Internet gestellt habe. Zurecht spießt er meine geologische These von der Bunten Brekzie, der Auswurfmasse aus dem Rieskrater, als einen „stillen Boden“ auf, auf deren jetziger aktuellen Oberfläche sich alle menschliche Perioden in den letzten 700 tausend Jahren gleichsam durchgepaust hätte. Es wäre eine gewagte These – so hält er mir vor - dass die Hinterlassenschaften des Schwarzen Homo Erectus in Europa, auf

der erosionsbedingten vertikalen Wanderung von dessen damaligen Laufhorizont ein paar Meter abwärts sich friedlich mit dem bronzezeitlichen Boden vereint hätten.

Um mich wissenschaftlich nicht zu blamieren,

relative ich die These von dem stillen Boden mit dem Hinweis, dass eine endgültige Klärung erst durch die geologische Begleitung des Baus einer Pipeline quer durch mein Suchgebiet erfolgen werde. Aber auch solche Konzessionen retten mich nicht vor den naserümpfenden Begutachtern meiner Präsentation in der Aula der Universität. Sie lassen sich aber nicht auf einen wissenschaftlichen Disput mit mir ein, könnten sie doch auf diesem ungesicherten Terrain Risiken eingehen. Aus ihrer Abstinenz ziehe ich den Schluss, dass noch härtere Provokationen angesagt sind, um sie aus ihren paläolithischen Höhlen zu locken. Um mein Wissen über das Altpaläolithikum zu verbreitern und um von meinen ständigen Muskelschmerzen abgelenkt zu werden, buche ich einen Flug zu meiner Tochter Katrin nach London. Ursprünglich will ich mein kubanisches Tross mitnehmen: Diana, ihre Freundin Maylis mit ihren zwei Söhnen, auch um mein brüchiges Verhältnis zu meiner Geliebten zu festigen. Nach einer Übernachtung in München in der Kommune von Fritz fahren wir mit der S-Bahn zum Flughafen. Die beiden Kleinen machen sich ein Vergnügen, die Mitreisenden mit ihrer chaotischen Fröhlichkeit anzustecken. Aber in der Halle Drei des Flughafens werden die beiden Frauen von den Grenzkontrollen gestoppt: Sie haben in ihren kubanischen Pässen zwar ein Einreiserecht für die europäischen Länder des Schengener Abkommens, aber England ist nicht dessen Mitglied. Sie dürfen nur mit einem Visum einreisen. Bei Maylis erübrigt sich jeglicher Antrag. Sie erhält kein Visum vom britischen Konsulat in München, weil ihr schon einmal – vor 10 Jahren – die Einreise nach den USA verweigert wurde. Was hilft mein Geschimpfe über den Sklavengehorsam eines europäischen Landes gegenüber dem Imperium? Für mich ist es eine Lehrstunde der besonderen Art. Es ist nicht nur Kuba, das Barrieren errichtet. Auf die Schnelle buche ich die Tickets auf meine Tochter und Angelito um. Warum eine archäologische Reise nach London? Wer weiß schon, dass – von Wymer im British Museum archiviert – diese riesige Stadt die älteste Besiedlung der Welt ist? Wo heute die Shopping Mail von Teenie – meiner 17jährigen Tochter - liegt, in der Oxford Street, wanderten die Homo Erectus Jäger am Themse Ufer entlang, vor 500 tausend Jahren. An den Einkaufserlebnissen rund um die Tottenham Court Road kann ich den Fortschritt der Menschheit allgemein und der Frauen im Speziellen erkennen. Während in der Frühzeit die ersten Europäer Männer auf der Pirsch von Riesenhirsch, Wildpferd und Waldelefanten waren, sind es heute die Frauen mit ihren Einkaufstüten. Wie sich in dieser ungeheuren Stadt orientieren? Die Siebzehnjährige hat sich das Tube-Netz eingepägt. Wie ein Orientierungsmuster liegen die dreihundert Stationen unter dem riesigen Häusermeer, wie begehbare Gräben von Themsebächen, von Wildherden genutzt, ideale Jagdstrecken des schwarzen Menschen, der aus Afrika kam und dessen Hautfarbe erst in der nächsten Warmzeit ausbleichte. Des Jungmädchens phänomenales Gedächtnis ist uns eine große Hilfe, wenn ein Zug 50 Meter unter der Erde stehen geblieben ist, und sie sofort die günstigsten Umsteigmöglichkeiten kennt.

Londoner U-Bahn-Menschen sind eine eigene Spezie.

Mir sind diese stillen, bleichen, aneinander gepressten Londoner unheimlich. Jeden Tag zwei, drei Stunden unterirdisch auf dem Weg von zu Hause zur Arbeit und zurück. Andrew, der Freund meiner vierundzwanzigjährigen Tochter, ist so einer. Er zieht dieses Leben eines blinden Maulwurfs der Sonne in seiner freien weiten Heimat Australien vor. Meine Tochter und er hausen in einem winzigen Zimmer im Denglah Besh Viertel Whitehall, zum gleichen Mietpreis meiner Nürnberger Vier-Zimmer-Wohnung. In diese Enge quetsche ich mich hinzu, meinen vom Autounfall immer noch kranken Leib auf einer Liege gebettet, die die Hälfte des Raumes einnimmt, der traumatisierte Nacken tut höllisch weh, während ich von meinem erhöhten Lager herabblicke auf das Leben unter mir auf dem Fußboden, wo meine Tochter und ihr Mann hausen. Eine interessante Perspektive vor allem nachts. Zum ersten Mal, und das ist reichlich spät, nehme ich meine Tochter wahr, die in der Geschwisterhierarchie an dritter Stelle steht. Eine ästhetisch schlanke Figur, Diana nicht unähnlich, große lebhaftige Augen in dem breiten Gesicht ihrer Mutter. Noch begeisterter bin ich von Andrew, männlich, schlank, schön, ein Ideal von Mann, von dem sich meine Tochter trennen möchte. Die Jüngste huldigt wie viele ihrer Mädchengeneration dem eng auf den Leib geschneiderten Dresscode. Es gilt in ihrer Generation ein Prinzip: Niemals ohne schwarze Wimpertusche zu McDonald's. Eine breite Schirmmütze hat sie tief in ihr Gesicht gezogen, um ein paar Pickel in einen dunklen Schatten zu tauchen. Sie beherrscht die Szene. Beruhend auf ihr phänomenales Tube-Gedächtnis terrorisiert sie alle, vor allem mich. Die Reisen durch den Untergrund geraten deshalb zu Katastrophen. Ständig hadere ich mit ihr über den optimalen Weg von Punkt A zu B und ständig behält die Tochter Recht gegenüber dem Vater. Nach einer Zeit der Besinnung ist er stolz auf sie. Sie tut ihre Sache. Sie hält sich nicht lange mit Jungen in ihrer Zeit der Preteens auf. An Hand ihrer Telefonrechnung kann ich ihre Disziplin erkennen. Fast nur die Kosten sparenden SMS Meldungen. Sie hat alles im Griff, zielstrebig und karrierebewusst. Ganz im Gegensatz zu meiner Geliebten steht ihr der Weg in eine sonnige berufliche Zukunft offen.

Nicht um nichtsagende Familiengeschichten zu beschreiben, bin ich hier.

Swanscombe ist mein Ziel, ein Vorort Londons, Themse abwärts, ein kleines Nest, über den schneckenlangsamen Thatcher-Trash-Train erreichbar. Heraus aus dem Stadt-Moloch zuckelt die Bahn ostwärts, das übliche Schmuddelwetter, mich quält der brennende Nacken, mich beißt der Schmerz im Rücken. Was ich erst viel später wissen werde, der dritte Halswirbel ist quer durchbrochen und braucht ein Jahr zur Heilung. Erst durch das Anwachsen der gebrochenen Knochenteile wird der haarfeine Riss quer durch den Nacken röntgenologisch sichtbar. Ich lege den Kopf im Zug auf den Sitz neben mir, es ist schlimm um mich bestellt. Sollten diese Trauma-Schmerzen sich verselbständigen, greife ich zur Handgranate, falls ich sie noch aus dem Mülleimer klauben kann. Die Landschaft, die am Zug vorbei gleitet, nimmt Kontur an. Langsam begreife ich das Einzigartige der geologischen Formationen als Voraussetzung für die Sensationsfunde, die schon ein ganzes Jahrhundert zurück liegen. Über einem flachen Kreideboden bauen sich verschiedene glaziale Schichten seit der Cromer-Zeit auf, dem mittleren Altpaläolithikum. Meine Funde östlich des Rieskraters stelle ich in gleiche, wenn nicht noch ältere Schichten. Durch die Erosion sind die letzten beiden eiszeitlichen Epochen wegerodiert worden, so dass die drittletzte Warmzeit mit ihren einzigartigen Hand-axes, weißlich porzellanartig patinierte Faustkeilen, in ihrer harmonischen axialen Symmetrie die ersten Kunstprodukte der Menschheit, an die Oberfläche traten.

Der Zug entlässt mich

in eines dieser öden Schlafstellen, die um London gruppiert sind. Ein leichter Nieselregen beginnt, der mit der Zeit heftiger wird. Geschützt durch meinen dicken Anorak stapfe ich orientierungslos durch den Ort. Kein Mensch kann mir sagen, wo das Weltkulturerbe Barnfield Pit liegt, ein aufgelassener Steinbruch mit den ältesten europäischen Menschenfunden. Dazu ein heftiges Darmgrimmen, verursacht durch stopfende Schmerztabletten. Endlich finde ich den archäologischen Park, wie vieles Öffentliche in England vergegammelt, unter dem Spar-Regime der Eisernen Lady. Die Informationsschilder verschmiert und zerstört, der Regen wird heftiger, meine Afterschmerzen größer. Ein kaputtes Schild weist auf den Fundplatz der beiden Schädeldecken des homo erectus hin. Mich quält das Darmgrimmen. Wäre ich nicht Zeuge der Erhabenheit eines der wichtigsten Plätze der Menschheit, ich wäre verzweifelt. Nach neuesten Erkenntnissen ist der Mensch ein Zufallsprodukt der Evolution. Er hätte vor 3 Millionen Jahren auch wieder verschwinden können, und das Universum in sein altes Unbewusstsein zurückstoßen können. Auf dem Rückweg zum Bahnhof erstehe ich einen Regenschirm.

Streitereien

Bei einer Story, deren Richtung und Ende noch nicht abzusehen ist, kommt es vor, dass neue Ereignisse sich mit einer solchen Wucht ins Manuskript hineindrängen, dass die chronologische Zettelwirtschaft beiseitegelegt werden muss, um das Aktuelle zu verarbeiten. Während ich also noch an den archäologischen Inhalten mit dem Blick auf den akademischen Teil der möglichen Leserschaft feile und den weiten Bogen eines auf den amerikanischen Riff aufgelaufenen Schiffs namens Kuba mit der älteren Menschheitsgeschichte in England ziehe, entwickelt sich ein Montag im märzlichen Frühling zur Katastrophe. Es ist eines der wenigen Tage der letzten Wochen, wo Diana sich bereit erklärt hat, mit ihrem Sohn, der am Donnerstag drei Jahre alt wird, im Trolley den mühseligen Weg von Holzkirchen im Regio nach München und sodann im ICE nach Nürnberg zu fahren, wo ich sie mit meinem neuen Mondeo abhole. Um den wilden Ablauf dieses Tages etwas übersichtlicher zu strukturieren, teilen wir ihn in verschiedene Abschnitte ein: Banges Erwarten, Erlösung, Schlägern und nächtlicher besinnlicher Ausklang mit einer anderen. Wie es Dianas zerstörerische Art ist, hat sie im Vorfeld ihres Kommens Verwüstungen in meinem Seelengarten angerichtet. Wo ich in Erwartung meiner Geliebten die blauen Blumen des romantischen Gefühls, die roten Rosen der Liebe, das grüne Kraut des Vergissmeinnichts in meinem großen Garten hinter meinem Haus anpflanzen möchte, pflügt sie wie eine Wildsau durchs Gelände. Angesichts ihrer Farbe und ihrer Schmalheit zählt sie eher zur Gattung des mageren Schwarzwildes des Mittelalters, als zu den Vollgemästeten im Nürnberger Zoo. Ich erwarte das Schlimmste, sie wird – wie schon oft angedroht – Schluss mit mir machen, des alten Mannes überdrüssig, wer wollte es ihr verdenken. Ich hingegen reklamiere das Zeitgefühl des heutigen Rentners für mich, dass alles möglich sei.

Forever young!

Ich bin für mein Glück verantwortlich, sage ich zu mir, was mich erheblich überfordert, und über mich einen Grauschleier der Illusion wirft. Um mein Ohnmachtsgefühl halbwegs in den Griff zu bekommen, packe ich eine alte Eierhandgranate ein, die ich in der Wendezeit in Tschechien gekauft habe. Auf dem Gleis sechs, in dem der ICE aus München einfährt, ist dann doch auf einmal alles anders. Sie küsst mich ab, unter dem eifersüchtigen Blick ihres Sohnes, der in dem Trolley gefesselt ist, und presst ihren schlanken Körper gegen meinen genauso abgemagerten – 15 Kilogramm in zwei Monaten über Schmerztabletten abgehungert - so dass ich es mit der Angst bekomme, sie könnte das harte Ei in meiner Hosentasche spüren. Ich brauche nicht den Zündhebel

heraus zu ziehen, um uns in die Luft zu sprengen, es wäre auch zweifelhaft, ob das verrostete Ding überhaupt noch funktioniert. Das Geturtle setzt sie auch im Wagen fort, mir von dem Hintersitz Bussis nach vorne zu werfen, bis ich den Zweck ihres Verhaltens erkenne:

Süßer, fahren wir zu deinem Juyero. Du hast es mir nach deiner Reise nach London versprochen.

Stimmt, daran hatte ich gar nicht mehr gedacht. Sie zu beschenken ist besser, als uns in die Luft zu sprengen. Befreit von einer großen Last steuere ich den türkischen Juwelier am Rathaus an. Mir alten Knauser ist es zu einer Lust geworden, die junge Geliebte mit dem auf dem Chicagoer Rohstoffmarkt teuer gewordenen Gold zu überhäufen, die Unze ist auf die 1000 Euro-Marke gestiegen. Während an dem Fenster des türkischen Goldschmieds Hartz - IV –Empfänger sich die Nasen platt drücken, um uns bei der Auswahl zuzuschauen, und die Müllmänner die Tonnen vor der Tür entleeren, in denen ich in einem unbeobachteten Moment die Handgranate entsorgt habe, froh über einen Tarifabschluss ihrer Gewerkschaft ver.di, der ihnen fünfzig Euro mehr ins Portemonnaie bringt, zieht sich Diana drei Goldketten über den Kopf vom Stamm der Joruba, der ihr in Verbindung mit ihren eingeflochtenen schwarzen Haaren etwas Zigeunerhaftes verleiht.

Die Ketten müssen unterschiedlich lang sein, damit eine Abstufung vor der Brust erzeugt wird, sagt sie. Und es soll kein Weißgold sein.

Das Wohlsein Gefühl setzt sich in meiner Wohnung fort. Am Fenster hockend, vor dem die ersten Baumsprossen voll erblühen, während der Kleine mit der Holzseisenbahn am Boden spielt, singt sie ein kleines Lied vor meiner Kamera, mit leicht vibrierender Stimme. Ich weiß von ihren abendlichen Liedern per Telefon, dass viele kubanische Liebeslieder melancholisch sind.

Pa´ La Habana me voy, madre	Pa´, nach Habana gehe ich, Mutter
aunque venga sin dinero	auch wenn ich dort ohne Geld ankomme
pa´ que digan los muchachos	pa´, was mögen die Männer sagen
ahí viene la indiana nueva...	hier kommt die neue Indianerin

Dieses ist kein Liebeslied. Es ist ein altes Immigrantentlied von Menschen, die vor einhundert Jahren von den Canarischen Inseln in ihr gelobtes Land Kuba reisten. Die Kubaner nannten die Neuankömmlinge spöttisch die neuen Indianer. Beflügelt von einem schon fast vergessenen Liebesgefühl komme ich von mir aus auf den Hauskauf ihrer Familie in Kuba zu sprechen, das uns beide zugutekommen würde, falls ich wieder nach Kuba einreisen darf. Sie rechnet mir vor: Statt wie bisher gedacht 10 Tausend kostet es jetzt 16 Tausend Euro, die der Hausbesitzer verlangt. Ich übersendete 4000 auf ihr Konto mit dem Vermerk Hauskauf, sie wollte aus dem Ersparten von meinen monatlichen Festüberweisungen 6000 dazu legen. Ich gebe ihr das Versprechen, die restlichen 6000 zu überweisen. Sie gibt mir einen großen Kuss als Dank. Das Wohlige wandelt sich zu einem Triumph in meiner Innenwelt. Endlich ist sie die hinwendungsvolle Liebe, die ich mir so ersehnt habe.

Gehen wir Wolffi massieren, sagt sie zu ihrem Sohn.

Ich ziehe mein Hemd aus und lege mich mit dem dünn gewordenen Bauch auf den Boden. Die Abmagerungskur ist meine einzige Erfolgsgeschichte der letzten zwei Monate. Täglich bewundere ich meine Figur im Spiegel, die ich zuletzt vor 25 Jahren bei den kräftezehrenden Vulkanbesteigungen Indonesiens hatte. Es war kein leichter Weg, bis ich den Erfolg genießen darf. Kein verschämtes Verdecken von Blähbauch und Brüsten unter einem weiten Unterhemd, stolz stelle ich meine schmale Figur in der neuen Fürth-Therme zur Schau. Der Erfolg stellte sich nicht sofort ein. Den Perioden rascher Abnahme folgte Stagnation über Wochen, in denen der Zeiger auf der Waage stehen blieb. Bei einer Reduktion von 15 Kilogramm soll es bei 62 Kilogramm Gewicht Schluss mit der Kur sein. Doch die Appetit blockierenden Schmerztabletten und der Muskelschwund nach dem Autounfall ziehen mich weiter nach unten, ein U-Boot, das aus dem Ruder gelaufen ist und weiter abwärts absackt, während der Kalü und die Leus angstvoll auf den zitternden Tiefenmesser schauen. Um den Körper wieder hoch zu trimmen, muss die Diät rigoros umgestellt werden, von Schmalhans Küchenkost zur Mast, von fade schmeckenden bleichen Käse der Fettstufe 16 Prozent zum fetten alten goldenen Gouda. Auf den Speisezettel kommen fränkischer Schweinebauch und chinesische Ente. Diana holt aus dem Bad Hautsalbe. Besonders Johann salbt mich mit seinen kleinen Händen hingebungsvoll ein.

Die Schulter und den rechten Arm, stöhne ich wollüstig.

Die rechte Körperseite pendelte bei den Überschlägen des Autos besonders heftig hin und her, von keinem Gurt gehalten. Es sind kostbare Minuten eines normalen Familienlebens. Danach holt Diana aus dem Schlafzimmer Bettenbezüge, breitet sie auf dem Boden des großen Zimmers aus, bettet den Kopf des Kleinen an ihre Brust und steckt ihm ihre lange Brustwarze in den Mund, damit er an die Milch kommt. Fasziniert beobachte ich das Geschehen. Es ist ihre Methodik, den Aufgedrehten zu beruhigen und zum Schlafen zu bringen. Oder ist es mehr? Neuere wissenschaftliche Untersuchungen ergeben, dass beim Milchgeben das Hormon Oxytocin ausgeschüttet wird. Dieser Botenstoff verringert Angst und Stress und vertieft die Zuneigung zwischen Menschen. Einmal möchte ich auch dieses Wunderelixier schlucken. Ich bette meinen kranken Hals auf ihren Leib, sie will das nicht. Sie wehrt sich gegen meine Berührungen. Ich empfinde ein Unbehagen, als berührt mich ein kalter Hauch, wenn sich die Tür vom Flur öffnet. Ein ungebetener Gast ist bei uns. Ich kenne ihn schon von unserem Urlaub auf den Kanarischen Inseln. Er hat viele Vornamen. Belkis, Yelkys, Yergis, so genau nimmt man es nicht mit der Aussprache in Kuba. Tatsächlich heißt er Yalcas. Seine Nachnamen lauten Rockes Pereilda, wenn er die Gestalt des langjährigen Geliebten von Diana annimmt und als der Vater von Johann identifiziert wird. Manchmal versteckt er sich als der Bruder von Diana. Dann heißt er Alexis. Mit beiden habe ich schon in Teneriffa per Telefon gesprochen. Yalcas legt sich auf der anderen Seite zu Diana und streichelt den Kopf seines Sohnes.

Verfluchter Espíritu! schreie ich und richte mich auf, soweit es meine schmerzende Wirbelsäule gestattet. Dein chulo, dein Zuhälter, ist dir, 10 Tausend Kilometer entfernt von Europa, näher als ich hier in meiner eigenen Wohnung.

Sie springt hoch. Was willst du alter Mann! brüllt sie mich an, mit der Wucht einer Geliebten, die ihre große Liebe gegen mich verteidigt. Das Strahlen in ihren schwarzen Augen brennen sich tief in meine Augen ein, wie das dunkle Nachbrennen eines Schwarzen Loches aus einem Universum. Ich hasse dich! Ich hasse dich! Sie stößt mit beiden Händen gegen meine Brust.

Bei dem nachfolgenden Gerangel bin ich mit meinem kaputten rechten Arm und dem noch nicht ausgeheilten Genickbruch benachteiligt. Eine unschickliche Kopfbewegung und ich sinke tot zu Boden. Sie gewinnt mit leichtem Vorsprung die erste Runde. Ich bedaure vorzeitig, meine Handgranate entsorgt zu haben. Mit ihr hätte ich vielleicht mein Handicap ausgleichen können. Es wäre noch übel mit mir ausgegangen, wenn sie nicht plötzlich den Kampf abgebrochen hätte, ihre Tasche nimmt, den schlafenden Kleinen packt und die Treppen herunter eilt. Ich hinterher.

Tue es nicht, rufe ich ihr zu. Gehe nicht fort. Ich liebe dich.

Sie steht vor meinem Auto in der offenen Garage, ich auf dem Balkon. Mache den Kofferraum auf, herrscht sie mich an. Ich muss zu meinem Trolley. Sie stellt sich etwas breitbeinig hin und trägt - ihren Kopf zu mir hochgewandt- ein altes mexikanisches Lied vor:

Ahora yo soy el rey
Ahora yo soy el rey
tu amor no me hace falta
mambi tú eres la trampa
pero yo invento la ley

Heute bin ich der König
Deine Liebe ist nicht nötig
Liebster, du bist die Falltür
aber ich erfinde das Gesetz

Es ist nachts, sage ich. Ich kann dich zum Nürnberger Hauptbahnhof fahren. Oder nach Holzkirchen.

Sie lehnt ab, setzt den Kleinen in den Trolley und verschwindet in der Dunkelheit. Als ich die Treppen hoch gehe, ahne ich schon, was die nahe Zukunft mir bringen wird. Aus meiner momentanen Wurschtigkeit wird mich die Angst vor der totalen Einsamkeit packen und mich eine tiefe melancholische Traurigkeit erfassen. Ich weiß. Ich bin ihr verfallen. Aber spielt dies jetzt noch eine Rolle nach dem endgültigen Aus an diesem Montag nach einer Beziehung von nur 4 Monaten? Hatte ich eine Alternative? Sollte ich erneut wie in vielen Nächten zuvor wieder neben einer Frau liegen, die ihre deutsche Jungfräulichkeit mit einer stramm über den Leib gezogenen Jeans für die heiße Liebe in Kuba aufspart? Erschöpft lege ich mich ins Bett und muss eingeschlafen sein, als das Telefon um zwei Uhr nachts klingelt. Es ist Diana.

Ich sitze jetzt im Zug, sagt sie ruhig. Ich möchte dich morgen sprechen. Aber ohne ein erneutes Drama. Ciao.

Eine epische Flaute

Was selten passiert bei der Niederschrift: Durch den sonntäglichen Fleiß am Computer bin ich fast just in time, wenn auch das Dazwischen - Pfuschen meines Schwiegersohnes Egon mich fast zum Wahnsinn treibt, der während seiner kurzen Arbeitslosigkeit seine zerstörerischen Computer - Interventionen auf seine Verwandtschaft ablädt. Durch die Parallelinstallation von Word 2000 mit Word 2003 hat er mein qualitatives Schreibprogramm zerstört. Dies stört mich an der Aufholjagd beim Schreiben, bis zum Zeitpunkt, an dem sich die Niederschrift mit dem Erlebnis deckt. Wie bei einem Tagebuch. Es sind nur noch drei Tage Unterschiede im Festhalten der Ereignisse im literarischen Tagebuch. Auch wenn die Marge minimal erscheint, lebe ich in doppelte Realitäten. Das Erlebte mit Diana drängt sich als ständige Erinnerung in das Gegenwärtige – eine schizophrene Situation. Trotz der versöhnlichen Worte von Diana, mit ihrem schlafenden Sohn im Zug nach München - nichts erinnert mehr an die rabiate Fuchtel, die sie noch vor zwei Stunden war - tue ich das, was ich immer tue, wenn mich die Trennungspanik gepackt hat. Nicht zum ersten Mal. Der Womanizer mit dem großen Ego wird klein, wenn er bemerkt, wie nahe er am Abgrund des Einsamkeitslochs steht, vor dem er mehr Angst hat als alle sonstige Katastrophen zusammen genommen, die Langeweile mit einer deutschen Frau vielleicht ausgenommen. Er greift zu dem Telefon, das ihm die Rettung bringen soll. Um 2 Uhr nachts mitteleuropäischer Zeit kann er niemanden in Europa in seiner Nachtruhe stören. Nicht seine Tochter in London, nicht Josua in Bilbao, nicht Gül in Istanbul. Aber der westlich davoneilenden Sonne folgend, kann er eine Nummer in der fernen Karibik erreichen, Yamara, seine alte Verlobte, mit der er 4 Monate in der Obhut von Diana keinen Kontakt mehr aufnahm. Dort ist es acht Uhr abends. Die beste Zeit für Kommunikationen. Eine völlig aufgelöste Mutter, ist am Telefon

Yamara, Yamara! stammelt sie. Muy mal, muy mal su salud.

Nachdem ich sie etwas beruhigen kann, werde ich schlauer aus ihrem Gestammel. Meine Trennung von Yamara hat sie in eine seelische Krise gestürzt. Obwohl schon mager, nimmt sie weiter ab. Sie hat große Magenprobleme. Dann ist sie am Telefon:

Gel? mit leiser, schwacher Stimme, als glaube sie nicht, was sie hört.

Llama con alta voz, antworte ich.

Soy nervosa, sagt sie etwas lauter, aber immer noch mit zitternder Stimme, als fürchte sie, dass meine Stimme, die sich ihren Weg durch ein schlechtes Telefonkabel bahnt, könnte sich an den anderen quäkenden, rauschenden Geräuschen aufhängen. Te quiero mucho.

Wie gut mir ihre Liebesbeteuerung tut. Es gibt noch einen Menschen, dem ich was bedeute. Josua, ihr legaler Ehemann, hat ihre ungebrochene Liebe zu mir des Öfteren neidvoll bezeugt. Und Diana ist eine unfreiwillige Zeugin, wenn sie meinen Beteuerungen keinen Glauben schenken wollte, dass ihre alte Rivalin keine Rolle mehr in meinem Leben spielen sollte. Und doch bleibt ein fader Beigeschmack: Ich bin heute nicht weiter als vor vier Monaten. Was folgt, ist ihr Schnellkurs in der Aufklärung über das System in ihrer Stadt. Ein idiotischer Deutscher sei seit Monaten der Klatsch in der Stadt. Dianas „esposo“ Yalcas, der Ehemann von Diana, laufe durch die Straßen mit einer dicken Goldkette um den Hals und brüste sich, dass Diana ihm 4 000 Euro zugesandt habe. Ich verstehe. Es ist mein Geld. Der Geldfluss von Diana zu ihrem Geliebten ist durch die zeitliche Koinzidenz zwischen meiner Überweisung an sie, ihrer Weiterleitung an ihren Liebhaber und dessen lauten Triumphe eindeutig.

Was für ein törichter Deutscher, alle lachen sich tot, sagt Yamara. Ich leide, verstehst du. Ich leide.

Das Lächerliche ihres ehemaligen Geliebten erniedrigt Yamara. Bei den Zuhältern und schlechten Mädchen ist sie unten durch. Sie bürgt für den Törichten im fernen Alemania. Es könnte ihr gleichgültig sein, wenn sie sich nicht dies zu Herzen nehmen würde, dem empfindlichen Ort, wo ihre Liebe zu mir bewahrt ist.

Yalcas, ihr Ehemann? frage ich ungläubig. Dann ist Diana Bigamistin, hier ihr angetrauter Manfred, dort Yalcas.

Du kennst doch, was Kubaner unter sich als Ehemann verstehen, klärt sie mich auf. Er ist kein legaler Ehemann mit legalen Heiratspapieren, er ist ein Chulo, ein besonderer Mann, der in dem Haus seiner Geliebten übernachtet. Mit ihm haben Diana und auch du gesprochen und nicht mit ihrem Bruder Alexis.

Abgefeimtes Spiel! schreie ich aufgebracht ins Telefon. Yalcas - Chulo! Zuhälter!

Mit verbaler Verachtung versuche ich auf meine Schande zu reagieren und mache die Sache noch schlimmer. Ein Rasender, dessen Zeugin Yamara ist. Schande über mich, der auf diesen Zuhälter hereingefallen ist! Aber solche Typen sind professionell, gerissen, nur auf eines aus: sich Geld zu verschaffen; auf unterer Ebene. Was rege ich mich auf? Sie tun das, was in den Londoner City ein Jongleur der Börsenwelt macht, der allerdings in einer anderen Liga spielt. Yalcas ist der Chefdenker von kleinen Komplotten, ein Taschendieb. Er ist der Arrangeur der Räubereien in Kollaboration mit Diana, die er aus 10 000 Kilometer in seinem Sinne lenkt. Wie nennt man eine Frau, die auf Befehl ihres Freundes sich in das Bett eines anderen legt, um das Geld an ihren Freund zu schicken?

Das einzige was mich wärmt, ist der kalte Hass, sage ich schon etwas ruhiger zu Yamara. Sollte er nach Deutschland kommen, mache ich ihn fertig. Es sind hohle Phrasen, die meine Ohnmacht kaschieren sollen.

Mit der Zeit geläuterter werde ich meinem fernen Rivalen immer gerechter. Ich konstatiere: Auch im Zeitalter der modernen Navigation eine Meisterleistung, wie er allein mit mentalen Kräften seine Geliebte Diana auf mich angesetzt hat. Ich habe es mit einem ausgekochten Dramaturgen des Betruges zu tun, der sein Spielchen mit ahnungslosen liebeshungrigen Ausländern nicht zum ersten Mal treibt und in einer langen Tradition von Zuhältern steht. So kommt jeder zu seinem Recht: Nutznießer sind die Zuhälter, die sich risikofrei ein Zubrot verdienen dürfen, indem sie als nützliche Moderatoren Chicas malas und Ausländer zusammen bringen. Und endlich auch die schlechten Mädchen, die von einem Ausländer als Ehemann träumen. Manfred, Dianas Ehemann, ist ein solches ahnungsloses Opfer dieses Systems. Aber das ist seine Sache, in die ich mich nicht einmische. Ich kann für mich wenigstens beanspruchen, das Spiel in wenigen Monaten durchschaut zu haben, wozu er 10 Jahre brauchte.

So teuer ist Diana nicht,

tröstet er sich. Die exotische junge Schwarze, hat ihm für das Geld einiges geboten: ein bisschen Sex, mehr Zärtlichkeit, viel Aufsehen in den Straßen von Nürnberg und München, einen netten Kleinen, der seine verschüttete Vaterinstinkte weckte, das kubanische Ambiente. Hier geht es nicht um den gewöhnlichen Sex mit einer Prostituierten. Hier geht es um die gehobenen Ansprüche einer gekauften Liebe, wie sie wohlhabende Männer aus der Geschäftswelt beanspruchen. Würde er eine Schöne des Escort-Service nehmen, käme die Sache teurer bei weniger Service-Leistung. 400 Euro die Stunde, dazu die kleinen Aufmerksamkeiten wie teure Parfüms und Trinkgelder, Shopping bei Gucci und Konsorten. Eine solche professionelle Begleit-Dame erwartet exklusive Restaurants, langweilige Theater, teure Reisen. Immer das Feinste vom Feinen. Und er muss sie mit anderen Männern teilen, deren süßlicher Spermagestank noch an ihren Dessous hängt. Diana ist anders. Sie folgt dem Befehl ihres fernen Geliebten, mir in Europa die Treue zu halten. Er beschützt mich vor Rivalen in Europa, weil das nicht in sein Konzept passt. Er in Kuba, ich in Deutschland, ein klares Geschäftskonzept. Es kommt noch etwas dazu, worauf ein ehemaliger Ehemann nicht verzichten möchte. Bei der teuren Escort-Leihgabe fehlt das Private, man kann sich nicht mit ihr nach Eheart zanken. Mit Diana ist es anders. Es geht zu, als wäre sie seine Ehefrau. Nein, in der Gesamtkalkulation dürfte er nicht draufgezahlt haben, wenn man die persönlichen Verletzungen nicht mit berechnet, die Betrügereien, die Yamara mir am Telefon enthüllt. Was kommt noch auf mich zu?

Was ist mit Dianas Mutter? frage ich bangend meine Informandin? Mit ihr habe ich doch gesprochen, als es um das Geld für den Kauf des Hauses ging.

Du hast nicht mit der Mutter von Diana gesprochen, es war die Mutter von Yalcas, antwortet Yamara knapp und beiläufig.

Für sie ist das, über das sie berichtet, das übliche Tagesgeschäft in ihrem Ort, die etwas altbackene Celebrity-Kultur von kleinen Gaunern, Zuhältern und ihren Nutten in einer kubanischen Kleinstadt, deren verstaubte kleinbürgerlicher Flair Balsacs Zeiten entsprungen sein könnte, von den dynamischen Zerstörungen des Globalismus durch die Fürsorge der Administration geschützt.

Überweist du mir Geld?

Diese Frage habe ich befürchtet, aber sie ist auch berechtigt. Yamara hat als Kundschafterin in meinen Diensten gute Arbeit geleistet. Aber ich stufe sie um 500 Euro herunter. Über Nacht stellt sich ein anderes Verständnis von den Ereignissen ein. Schritt für Schritt steige ich von meinem hohen moralischen Berg der Entrüstung herab in die Niederung der unheroischen Wahrheit. Und die ist relativ. Es kommt auf die Perspektive an, wie man das Geschehen bewerten will. Was würde ein Externer, außerhalb des Dreiecks Yalcas – Diana – Wolfi sagen? Wir könnten auch Dianas Ehemann Manfred hinzufügen und von einem Viereck sprechen. Über Manfreds Schicksal stehen mir bisher zu wenige Informationen zur Verfügung. Und er hat mir Hausverbot erlassen und sich damit aus unserem Schicksalsring entlassen. Belassen wir es also vorerst bei dem Dreieck. Wie ist es zu bewerten? Ein außenstehender Weiser würde sagen, dass sich ein Deutscher mit seinem Geld in eine lang währende Liebesbeziehung unter Kubanern hinein drängt, in der er nichts zu suchen hat. Warum belässt er nicht die beiden ihrem Schicksal, für das sie miteinander bestimmt sind? Was kann er gewinnen, wenn er sich wider die Gesetze der Liebe einmischt? Die Antwort ist kurz und bündig: Weil Diana es selber war, die auf Änderung aus war. Wir wollen einige Wahrheiten nicht vergessen: Es war Diana, die die Verbindung zu dem Deutschen knüpfte und nicht er. Sie bot sich ihm im Bett an, und er griff zu. Ihre Beziehung begann mit ihrem Betrug an ihren Geliebten im fernen Kuba. Dass einiges inzwischen schief gegangen ist, und sich Yalcas in der Gestalt des Liebesgeistes Ochún,

un poderoso espíritu de santería

in seinem Schlafzimmer breit machen konnte, ist auch die Schuld des Deutschen. Er vermochte seine Geliebte nicht so stark an sich zu binden, um den starken Zauber aus Übersee durch seine Liebe zu ihr abprallen zu lassen. Und da wäre noch eine Frage zu klären. Wo blieb der Gegenzauber von Yamara, um mich vor Diana zu beschirmen? An dem Dienstag, einen Tag später, ist es Diana, die zurück rudern will. Im Zug nach Holzkirchen hat ihr Gehirn wieder zu denken angefangen. Wahrscheinlich hat sie sich auch eine Schelte aus dem fernen Kuba eingefangen, dass sie sich mit ihrem Streit mit dem Deutschen so blöd angestellt hat, durch kurzfristige Emotionen Yalcas um weitere sieben tausend Euro zum Bau eines fiktiven Hauses zu bringen. Dieser Deutsche – blind vor Liebe – wäre bereit gewesen, die restliche Finanzlücke eines Hauses zu schließen, das ein Lügengebäude ist. Und nun? Jetzt stehen Yalcas und seine Mutter im fernen Kuba vor einem Scherbenhaufen. Aber noch ist alles nicht verloren. In Kuba muss ein Notplan ausgearbeitet werden, wie dem Deutschen noch bei zu kommen ist. Die Mutter muss wieder auftreten und ihrem ersehnten Schwiegersohn aus dem fernen Deutschland mitteilen, wie sehr sie das gestrige heiße Blut der Tochter missbilligt und wie sehr sie eine Fortsetzung der Verbindung sich wünscht. Es ginge doch um das neue Haus. Davon könnte doch ihr deutscher Schwiegersohn Nutzen ziehen, wenn er in Zukunft in der Stadt übernachtete. Die gestrige Nacht mit der Schlägerei war ein Irrtum auf allen Seiten. Und die zusätzlichen 7 000 Euro, die der Deutsche für das Haus zuschieße, bliebe doch bei der Heirat mit Diana in der Familie. Diana fädelt diesen neuen Betrugsversuch ein. Sie ruft mich an und gibt mir die Telefonnummer ihrer Mutter. 0053 für Kuba, 42 für die Provinz und 664459 für die lokale Verbindung. Es ist dringend. Ich soll sofort anrufen. Aber diesmal bin ich durch Yamara vorgewarnt. Ich rufe sie zuvor an und gebe ihr die Telefonnummer. Sie soll eruieren, wem diese Nummer zuzuordnen sei.

Nicht selbst auftreten! schärfe ich ihr ein. Ich habe eine Freundin, sagt sie. Die kann das erledigen.

Ich versuche mehrmals, die Nummer, die Diana mir gegeben hat, aufzurufen. Sie ist immer besetzt, worüber ich Diana informiere. Endlich sind die Mutter am Telefon und Alexis, ihr Sohn und der Bruder von Diana. Es ist ein mühseliges Gestammel auf der anderen Seite. Kein Zweifel. Diesmal ist es die mental schwer angeschlagene echte Mutter, der ihr Sohn hilfreich zur Seite steht. Nichts ist aus ihr heraus zu bekommen, bis ich es aufgabe und das Gespräch beende. Ich rufe wieder Yamara an. Was sie mir mitzuteilen hat, ist beachtlich. Ihre Recherchen haben ergeben, dass es sich bei dem Telefon um ein allgemeines frei für das Publikum handelt, das Private gegen eine Gebühr bereithalten. Das heißt, ein Bürger mit privatem Telefon besitzt die Lizenz, dieses der Nachbarschaft zur Verfügung zu stellen.

Das Telefon ist nahe der Wohnung von Yalcas und dessen Mutter, sagt sie mit leiser Stimme. Beide haben ihre Stimme verstellt.

Und wie weit ist das Telefon von Dianas Mutter entfernt? frage ich. Die Mutter wohnt am westlichen Stadtrand, kilometerweit entfernt, antwortet Yamara. Du kennst doch ihre Bruchbude.

Es ist peinlich, Betrügern aufgefressen zu sein. Und lächerlich. Doch darum geht es doch gar nicht. Inmitten der aufgewühlten Emotionen gerät zeitweise das Gegengeschäft in Vergessenheit, das ich zu Beginn mit mir abgeschlossen habe. Ich hatte mir vorgenommen, aus dem puren Leben die Funken aus dem Feuerstein für meine Geschichte heraus zu schlagen. Vergessen wir nicht: Es war doch alles von mir und dem Autoren im Hintergrund initiiert. Er ist der Regisseur der Geschichte, der die große dramaturgische Richtung vorgibt und ich sein Erzähler. Mehr als das. Ich greife die Stichworte der Mitspieler auf und fülle mit ihren Einfällen die Geschichte auf. Die Mitspieler sind mehr als reine Statisten. Ihre Tricks, ihre Verschlagenheit, ihre kriminelle Energien geben den Szenen überraschende Wendungen. Das kann der Geschichte nur gut tun. Alle operieren auf der Bühne meines Autors und mir, es ist unser Theater, in dessen Kulissen ich viel Geld gesteckt habe. Bis zu dem momentanen Szenenabschnitt könnte ein Rezensent urteilen, dass das Stück den Hautgout eines schmierigen Bauertheaters hat. Es riecht nach „Fritz, der verkaufte Vater“ wie es in der Gastwirtschaft von Gertrud in Harburg zum wiehernden Vergnügen des schlichten Publikums zur Aufführung kommt. Der Ich-Erzähler wendet sich an den Autoren dieser lateinischen Novelle, hoffentlich kann er seinen Protagonisten hören:

Mehr dramaturgische Zuspitzung! Mehr Pepp, mehr Pointen!

Eine schwierige Sache, antwortet es aus dem Off. Wir haben keine Proben, wo man vieles verbessern könnte. Es gilt die Improvisation, das gesprochene Wort.

Die Aussage meines Autors beruhigt mich zwar nicht, ich bin aber schon zufrieden, wenn ab und zu eine Verbindung mit ihm zustande kommt. Damit muss ich mich zufrieden geben. Ich überprüfe flüchtig meine Telekom-Rechnungen. Und auch wenn die Telefonnummern auf den letzten drei Stellen anonymisiert sind, komme ich bei einer flüchtigen Übersicht auf verschiedene Anrufe von Diana nach Kuba, von meinem Apparat, aus Teneriffa, aus Italien, aus Deutschland. Regelmäßig, wie am Tropf, hing sie am Mund ihres Souffleurs, um dessen Anordnungen entgegen zu nehmen. Ihre Vorliebe, mein Telefon zu benutzen, hat einen verständlichen Grund. Es sind die Kosten. Zwar kann sie die Vodafone Karte ihres Handys bis auf 300 Euro aufladen, aber rechnet man die Leerzeiten ein, die der Geliebte auf dem Weg von seinem Haus zum Telefon verbraucht, kommen schnell hundert Euros bei einem Anruf zusammen. Was tun? Um der Story mehr Pfeffer zu geben, die Gegenseite aus ihrem Versteck zu locken, so dass ich frisches Material für die Story gewinne, werde ich meinen Rechtsanwalt einschalten und zivilrechtlich auf Herausgabe der für den Kauf eines Hauses von Dianas Mutter eingezahlten 4000 Euro drängen. Mit Fristsetzung. Falls sie die Frist nicht einhält, werden alle rechtliche Möglichkeiten ausgeschöpft, wie es im juristischen Jargon verharmlosend heißt: im Klartext wird das ganze Repertoire der Strafgerichtsordnung angedroht: Betrug, Nötigung, Untreue gemäß Paragraph 266 Strafgesetzbuch, Unterschlagung nach 246 StGB nicht zu vergessen. Unter der Wucht der Anklagen des Staatsanwalts wird die Immigrantin zusammenbrechen und ihre Schuld bekennen. Wie traurig und doch in einer logischen Weise enden Beziehungen. Das ist der Lauf der Dinge. Zum ersten Mal seit meinem Unfall genehmige ich mir einen Schluck Fränkischen Schnaps, vom Bauer selbstgebrannte Schlehen, ein edles Tröpfchen, 80 Euro die Flasche. Ich hätte es lassen sollen. Denn als die Wirkung des Alkohols in ein nüchternes Gehirn dringt, dessen Neuronen nach ärztlichen Gutachten seit dem Unfall krampfanfällig seien, ist es am Telefon wieder sie, immer wieder sie, eine Kommunikatorin, die nicht von mir lassen will. Was treibt diese Besessene? Diesmal werde ich mit ihr Tacheles reden. Der ganze Frust bricht aus mir heraus. Wenn auch nicht in der richtigen zeitlichen Reihenfolge und mit Lücken offenbare ich mein Wissen und stelle dieses gegen ihre Lügen. Sie will persönlich mit mir reden und wieder zu mir nach Nürnberg kommen.

Vom ersten Tage meines Kubaabenteuers

lege ich eine Sammlung von Fotos an. Dies ist ein Teil seines literarischen Planes, den mein Autor im Auge hat. In einer neuen Homepage, die mir Telekom zur Verfügung gestellt hat, soll der Text des Buches gestellt, im Anhang die betreffenden Fotos. Sodann wird den wichtigen Verlagen ein schriftliches Angebot meines Manuskripts gemacht, auf nur einer Seite, mit dem Hinweis auf meine Homepage. Zeigt ein Lektor Interesse, kann er sich meinen Roman auf seine Kosten herunter laden. Damit spare ich mir einiges. Neben dieser Propagierung meiner Arbeit stehe ich aber auch in der Tradition des archäologischen Dokumentaristen. Als berufsmäßiger Dokumentarist machte ich von unseren archäologischen Schichten Fotos – hunderte, tausende insgesamt in einer Kampagne, pro Quadratmeter Ausgrabung zu 10 cm Tiefe je vier Fotos von allen Himmelsrichtungen. Aber die Zeit ist kurzlebig. Archive veralten. Die Fotos immer wieder den aktuellen Gegebenheiten anzupassen, hat mich in letzter Zeit gehörig auf Trapp gebracht. Für eine Woche sind Diana mit Johann als die Favouriten aufgehängt, bis eine der gewöhnlichen Krisen folgt. Sie fallen in Ungnade, werden abgehängt und beide in eine dunkle Kommode eingesperrt. Zum Frühstück lächeln mir nun Yamara und ihre Tochter Kelin mit den langen Zöpfen zu. Da schmeckt das Graubrot. Doch dann wendet sich das Blatt erneut.

Johann, auf allen Vieren unter dem Tisch in der Wohnung von Diana krabbelnd, seinen Kopf mir mit einem schelmischen Lächeln zustreckend. Mein Lieblingsfoto von Diana. Ich habe es am ersten Tag unserer Gemeinsamkeit gemacht, wie sie sich zusammen mit ihren Freundinnen an ihrem Schminktisch im Bad von Fritz, dem Vermieter der kubanischen Kommune, zu Recht macht für den nächtlichen Diskobesuch, der mit einer Klage der Münchener Staatsanwaltschaft wegen schwerer Körperverletzung endet. Sie wendet sich mir zu, mit weit aufgerissenen Augen und einer langen zündelnden Zunge, ihr Gesicht fratzenhaft zu einem gefährlichen Drachenmonster verzogen, aus dem ein Feuerstrahl entweicht, um mich in eine lodernde Flamme zu verwandeln. Es ist ein Zufallshot und entspricht in keiner Weise den anderen Fotos von ihrem lieblichen Gesicht mit dem bubenhaften Kopf und dem feinen Strich entlang den wegrasierten Augenbrauen, wenige Sekunden vorher und nachher aufgenommen. Mir kommt dieser Ausdruck wieder und immer wieder in den Sinn, als ein folgenschwerer Dialog beginnt, der mich aufs tiefste aufwühlt und alle meine Vorsätze über eine souveräne Dramaturgie zum Teufel schickt. Ihre Reaktion auf die Entlarvung ihrer Heimtücke ist kurz und bündig: In meiner Wohnung zurück ist sie kühn, tollkühn. Sie hat keine Angst vor mir.

Wolfi, weißt du, was ich getan habe? Höre gut zu. Ich habe mit den kubanischen Behörden geredet. Als Kubanerin kann ich mit ihnen von Deutschland aus reden, du nicht. Der Hass in ihrer Stimme ist unüberhörbar.

Worüber? frage ich voller Bangen. Ich weiß, worauf sie zielt. Sie trifft mich an meiner schwächsten Stelle.

Na, worüber denn, mein Wölfi. Ihre Stimme trieft vor Ironie. Über Dein Verbot der Wiedereinreise nach Kuba. Du wirst nie mehr nach Kuba reisen können!

Ihre Worte geben mir einen Stich ins Herz. Ich zweifle nicht an dem, was sie sagt. Die kubanische Regierung hat aus dem befristeten ein endgültiges Einreiseverbot gemacht. Zuerst beargwöhne ich sie als die Verursacherin dieses Wandels. Dann wird mir aber bewusst, dass andere Heckenschützen schon länger am Werk waren. Ich fühle mich hundeehend. Ich habe meine Meisterin getroffen. Sie entreißt mir mein Manuskript über unser Drama und schreibt in eine harmlose Farce einen blutigen Text. Die Politsatire endet in ein Drama. Andererseits: Wie verzweifelt und einsam muss sich diese Frau fühlen, wenn sie ihren besten Freund wegstößt. Ohne mich ist sie in ihrem Scheidungsprozess verloren. Mein Entsetzen ist nicht gespielt. Ich kann notfalls ohne sie leben, sie aber nicht ohne mich. Ich fasse meine Empörung zusammen:

Bist du dir überhaupt bewusst, was du da tust? Mit deinen Äußerungen richtest du dich zugrunde.

Das kann ich, schreit sie. Hier in Deutschland kann ich mich frei äußern.

Sie nutzt ihre Meinungsfreiheit, um sich zu schaden. Und dann versetze ich ihr den Schlag, an dem sie noch lange zu kauen haben wird. Du gefährdest dein ständiges Aufenthaltsrecht in der Europäischen Union. Und wütend setze ich hinzu: Hau ab in dein gelobtes Kuba, aber kehre nicht mehr zurück.

Te ves, te ves a tu patria Cuba, pero no regessas mas!

Wie immer enden solche Auseinandersetzungen in einer beiderseitigen Erschöpfung. Der Erschöpfung folgen die Katerstimmung und danach die Liebe. Zuerst die Katerstimmung: Wem dient dies? Wo treiben wir hin, geleitet von Wut und Enttäuschung? Diese Frage muss ich mir vor allem stellen. Ich, der Linke, der in der Zeit der Wende, trotzig gegen den kapitalistischen Triumphalismus über den realen Sozialismus, am Neuaufbau der Partei des Demokratischen Sozialismus mit Gregor mitwirkte, und als erster Hauptamtlicher der PDS im Westen ein Büro in München eröffnete, ich also, ein Mann der ersten Stunde eines neuen, menschlicheren Sozialismus, will einer Immigrantin, die in dem Elend ihres Scheidungsprozesses verstrickt ist, ihr das ständige Aufenthaltsrecht entziehen? Eine gute Frage, die mich zur Besinnung bringt. Aber meine Einsicht lasse ich mir bezahlen, mit ihrem Körper und vielleicht ein bisschen mit ihrer Seele.

Weiße Begierden auf dunkle Projektionsflächen

Ein erheblicher Teil dieser Notizen verlieren sich in dem undurchschaubaren Labyrinth eines Moralisten, der mehr auf das Amoralische in sich setzt als auf das Kubanische, das er in den letzten acht Jahren in sich aufgesogen hat. Umso besser, dass ich endlich – nach einer intensiven Aufholjagd am Schreibgerät PC – eine Zeitgleichheit zwischen den Ereignissen und ihrer Niederschrift hergestellt habe, um weniger von der unzuverlässigen Erinnerung, als über die realen Geschehnisse des Augenblicks ein Zeugnis abzulegen, nicht als

akkurates Tagebuch sondern als ein literarisches Werk. Gramsci beschreibt in seinen „Heften aus dem Gefängnis“, die man besser als „Kladden“ bezeichnen könnte, die ihm die Gefängnisbeamten gönnerhafter Weise überlassen haben, in denen er mit einem Bleistiftstummel herumschmierem konnte, drei praktische Stufen der dialektischen Wege zum theoretischen Denken, seiner Philosophie der Praxis. Erstens die alltägliche Sprache, die eine Verbindung von Geistesblitzen und schon definierten Konzepten auf einer unteren Stufe ist. Zweitens auf einer Abstraktionsstufe höher das gemeine Verständnis, der gesunde (comun) Menschenverstand und drittens die höchste Verallgemeinerung - Ideal-Konzepte, die sich in den Menschen in historischen System-Formen von Religion, Aberglaube, in Seh- und Arbeitsweisen niederschlagen, Teilbereiche ihrer historisch-gesellschaftlich integrierten Bewusstseinslage, die das Handeln bestimmen. Lengua, die Sprache, ist heute auf der Basis der modernen Technik dem Tippen auf Computertasten gleichzusetzen, als Mittel und Medium in der Produktion eines literarischen Textes.

Der Protagonist wechselt ständig zwischen der ersten und dritten Stufe hin und her.

Den gesunden Menschenverstand übergeht er, der Dramaturgie wegen. Das Zeitmoment im Denken von Gramsci tritt indirekt in Kontexten wie Geschichte und Alltag auf. Aber auch bei Zeitgleichheit von Erleben und Reden, beziehungsweise Schreiben ist eine Disgruenz gegeben, zwischen Objekt und Subjekt, ein Lieblingsthema der Linken. Die objektive Zeit läuft gleichförmig linear ab, während das subjektive Zeitgefühl sich beschleunigt oder verlangsamt je nach der Außen- und Innenschau. Zum Beispiel verläuft die Zeit bei dem beißenden Schmerz in der Schulter, im Nacken und dem rechten Arm, der am Nachmittag mich um 17 Uhr befällt, verlangsamt ab. Das Gewicht des Kopfes hat sich tagsüber ermüdend auf die Halsmuskulatur gestützt. Die überdehnten Bänder und Sehnen können nach Stunden der Last den Kopf nicht mehr tragen. Der bisher verdeckte feine Spalt im dritten Nackenwirbel lässt die Muskulatur verkrampfen und engt die Nerven im Hals ein. Der Schmerz bohrt sich in den Denk- und Schreibapparat der Großhirnrinde und komprimiert das Geschehen, das die Sinne in einem breiten Spektrum aufgenommen haben, zu einem kleinen schwarzen Loch, in dessen Gravitationskraft die Zeit gefangen ist. Schneller geht es bei dem one – to one demand oder aus der Konsumenten-Welt formuliert: „one – to one marketing“ zu. Eindeutiges zeichnet diese moderne Werbestrategie aus. Der Kunde Wolfi stürzt sich auf das eine Produkt, das er begehrt. Es ist nicht die kubanische Zigarrenmarke Cohiba. Es geht um Diana, die Göttliche, die dunkle Projektionsfläche weißer Begierden. Sie überhäuft er mit Goldschmuck seines türkischen Juweliers in der Altstadt, wie es eine Göttliche verdient, sie deckt er mit seinem Geld ein, dass sie daran fast erstickt. Verführt durch die erotische Konsumenten-Demokratie will er sie kaufen, wie er auf die Werbepropaganda seines neuen Autos herein gefallen ist: Ihre Haut glitzert in Metallic – die Schweißdrüsen legiert in Kristall-Silber. Kubaner sind in der Touristik-Phantasie das Ergebnis einer neuen Formsprache karibischen Designs, die das kommunistische System vermarktet. Die Partei nutzt die raffinierten Designerelemente kubanischer Menschen wie ästhetische Oberflächen und sportlich-plastische Formen ihrer Körper, um Energie in Bewegung zu erzeugen – eine ausdrucksstarke Optik, die den Eindruck erweckt, als ob das Land, das diese Menschen hervorbringt, sich bewege, selbst wenn es stillsteht.

Diana bewegte mich, wenn sie im Bett still lag.

Ich witterte eine leichte Beute und wurde als Jäger bitter enttäuscht. Sie war ein scheues Reh, das selten auf die Lichtung trat, um in das Visier des Jägers auf dem Hochstand zu treten. Wenn ich mich ihr bis auf 10 Zentimeter näherte, fuhr sie sofort aus ihrer Haut mit Lauten, als schlage der Sensor meines neuen Mondeo Ford beim Rückwärtseinparken an. Gefangen in der Erinnerung an ihren Geliebten im fernen Kuba, reagierte sie auf mich wie eine Allergikerin auf Pollen in diesem etwas kühlen Frühling. Vor ihm auf dem gläsernen Schreibtisch liegt der überarbeitete Entwurf seines Rechtsanwalts „Wolfgang gegen Diana wegen Forderung“. Erneut zögert er, ob er die harte Linie fahren soll, die große Keule heraus holen, das ganze scheußliche kriminelle Szenario beleuchten, das ein Zuhälter, den man auch als ihren Coach für den Clinch im fernen Deutschland bezeichnen könnte, mit seiner kollaborierenden Geliebten gegen den Ahnungslosen aufgefahren hat. Zieht er diese Karte, gibt es kein Return. Lieber fährt er die sanftere Linie und lässt das Ganze auf sich beruhen. Vorerst. Der anwaltschaftliche Brief geht nicht verloren. Der konfliktscheue Gutmensch schlägt den sanfteren Weg ein. Das entspricht seinem Charakter. Entscheidend für seine Entscheidung dürfte aber sein, dass der Vorwurf eines Betrugs auf einem Eheversprechen basiert, das angesichts des Altersunterschieds des Paares bei der Staatsanwaltschaft auf eine Versündigung gegen die guten Sitten hinaus liefe. Und selbst wenn das Gericht den Prozess eröffnen würde, er müsste seine eigene Lächerlichkeit bloß legen unter dem hämischen Grinsen der gerichtsnotorischen Zuschauer. Sein Ruf wäre gänzlich ruiniert.

Hombres son cobardes. Männer sind feige.

Er will sich einen Weg zu Diana offen lassen, dieser wunderbaren Frau, die wie eine Löwin im Vielfrontenkrieg gegen einen scheidungswilligen Ehemann kämpft, sich aufopfernd für ihre Kinder einsetzt, dem Geliebten sein Geld aus dessen Tasche ziehen muss und als Immigrantin intrigierend gegen eine gefühllose Bürokratie operiert. Ihr würden die Herzen aller zufliegen, wenn er sich gegen sie stellen würde. Aber auch sein

zurückhaltender Weg dürfte sie nicht besänftigen. Wie eine angeschossene Löwin wittert sie überall Unheil. Ihr Unmut richtet sich gegen ihn, den einzigen, der ihr nahe steht, den sie täglich anruft selbst in den Wochen nach der offiziellen Trennung, um in stundenlangen Telefonaten ihre Einsamkeit zu bekämpfen. Sie ist noch einsamer als er, wie er nun – am Ende ihrer Beziehung – überrascht feststellt. Außer ihre Kinder und ihre Freundin Maylis hat sie niemanden. Zum Beispiel an diesem Montag, 11 Uhr 30, den 21. April, dem 41. Tag des Triumphes des Überlebens nach seinem Autounfall. Auf der Treppe, als er seinen Einkauf für den Tag nach oben schleppt, hört er das Schrillen des Telefons. Er weiß, wer anruft. 70 Prozent aller Anrufe entfallen über den Tag auf sie, am Vormittag sind es alle Anrufe.

Jetzt mache ich endgültigen Schluss mit dir, Wolfi, sagt sie in ihrem gedehnten Singsang, wenn sie ihrer Stimme Bedeutung geben will.

Das hast du doch schon, antworte ich noch außer Atem vom Treppensteigen. Hast du mit Kuba gesprochen? Eine andere Frage fällt mir nicht ein.

Du kontrollierst mich! sagt sie mit lauter, raucherheiseren Stimme. Soy tu perra. Ich bin deine Hündin.

Ich bin erleichtert. Der schrillen Sirene geht es nicht um mein Geheimnis um Yamara, das ich mir inzwischen aufgebaut habe. Trotz ihres guten Drahts nach Kuba ist Diana noch nicht dahinter gekommen, welchen Abgrund an Verrat ich für sie aufgebaut habe, seitdem ich ihre Todfeindin nach Deutschland einlud und eifrig alle Dokumente für die Einladung sammle, die Einladung, notariell beglaubigt für meine kubanischen Freunde in der Berliner Botschaft, die Krankenversicherung des ADACs, den Antrag an die deutsche Ausländerbehörde. Dianas Kommunikation ist in letzter Zeit aus technischen Gründen zusammen gebrochen. Ihr ist das Mobil-Telefon geklaut worden, wie sie sagt.

Ich hasse dich! schreit sie mich an.

Wofür?

Du schreibst auf deine Überweisungen auf mein Konto genau auf, wofür sie sind, fährt sie fort. Hier ist eine, darauf steht, „wegen Aussprache“. Ich mache Schluss mit dir, schreit sie in das Telefon ihres Noch-Ehemannes.

Mi amor! Du hast doch schon Schluss mit mir gemacht, antworte ich etwas verwirrt. Mit der Überweisung wollte ich deine Reisekosten bei unserem letzten Treff in Nürnberg bezahlen, antworte ich. Jede Überweisung hat eine Rubrik für den Zweck der Überweisung. Was hast du für einen Denkhintergrund? frage ich sie. Ich überweise dir 200 Euro. Das sind deine Reisekosten nach Nürnberg. Aber was ist deine Reaktion? Hinter allem witterst du Unrat bei mir.

Danach verfallt ich in ein nachdenkliches Schweigen. Es ist wahr, auch wenn ich es nicht wahrhaben will. Diese Beziehung ist auf den Hund gekommen. Sie hat Angst vor mir, weil ich sie durchschaue. Die Geheimnisse ihrer kriminellen Energie liegen für mich offen dar wie in einem aufgeschlagenen Buch. Das ist für sie gefährlich. Deswegen setzt sie sich von diesem Alleswisser ab. Sie will einen neuen noch Dümmeren mit Geld finden. Dann kann sie wieder beginnen mit: „Neues Spiel – neues Glück“. Bis dieser neue Unglückliche ihr auf die Schliche gekommen ist, sind wieder Monate vergangen. Dann dürfte sie ihr Ziel erreicht haben: So viel Geld gesammelt zu haben, dass sie einen Deutschen mietet, der zugunsten ihres Geliebten mit der Verpflichtungserklärung für sie bürgt, auf dem Büttenpapier der Regierung der Bundesrepublik Deutschland. Doch dann dürften für sie die Probleme mit ihrem Coach, manchmal auch Zuhälter genannt, erst beginnen. Ich sehe das bei ihrer Freundin Maylis, deren kubanischer Türsteher sich eine deutsche Blondine geschnappt und sie sitzen gelassen hat. Ich greife weiter zu meiner schärfsten Waffe. Ich setze mein Schweigen fort. Ein schweigender Mann ist die große Provokation für eine kommunikative Frau. Sie lenkt ein. Man könnte auch sagen: Sie knickt ein. Darin ist sie Klasse, im Umschwenken von Stimmungen und Gefühlen. Ihre Liebe zu mir schaltet sie ein und wieder aus, nach Belieben.

Tu puedes encender y desconectar tu amor en un minuto, breche ich mein Schweigen.

Du verstehst die Frauen nicht, antwortet sie. Sie können das Licht ihrer Liebe nach Belieben ein- und ausschalten. Mit ihrem Hass.

Mit der Zeit verraucht der Zorn auf beiden Seiten und wir werden zugänglicher miteinander. Sie verfällt in ihr oberbayerisches Idiom, das sie in den letzten 10 Jahren, isoliert durch ihren Ehemann, in Holzkirchen gelernt hat. Sie erzählt mir etwas von ihrem momentanen Stress mit ihrer Scheidung.

Des is ned wirklich mei Sach.

Das gefällt mir nicht, dolmetsche ich.

Du Depp! Halt da Goschn, herrscht sie mich an.

Du blöder Typ! Halte deinen Mund, übersetze ich.

Ja mai, sagt sie resignierend.

Sie hat ihre Tasche beim Sport mit ihren Söhnen verloren, mit EC-Karte, mit dem Geld, das ich ihr in Nürnberg gegeben habe und dem Mobiltelefon. Sie ist auf das Telefon von Manfred, ihrem Scheidungsmann, in ihrem Haus angewiesen. Die auflaufenden Rechnungen bezahle ich. Später werde ich einmal Manfred auf die gespeicherten Telefonnummern ihrer Gespräche nach Kuba aufmerksam machen und ihm vorrechnen, wie oft sie von seinem Haus aus mit dem Vater ihres Jüngsten telefoniert hat.

Ich hoab no oan Euro und oacht Cent, sagt sie.

Und wo sind die acht Tausend Euro, die ich ihr in den letzten Wochen gegeben habe? Ich wage es nicht, ihr diese nahe liegende Frage zu stellen. Außerdem weiß ich, wo sie sind. Auf dem Geld hat ihr Coach, der Chulo in Kuba, die Hand drauf.

Chulo con culo, sage ich laut, um meinen seelischen Druck abzulassen. Gottseidank versteht sie meine Anzüglichkeiten nicht.

Dieses Arschloch der westlichen Welt mokiert sich über mich, den idiotischen Ausländer. Ich sehe ihn vor mir inmitten seiner Gang, wie er in der Bar an einem Tisch mit zwanzig Cristal-Bierdosen seine dicke schwere Goldkette aus dem Hemd zieht und seine Crewmitglieder einmal andächtig das gelbe Edelmetall befühlen lässt. Das tut weh. Und doch versuche ich mich mit den Worten zu trösten, die mir immer wieder kommen, wenn ich zum Idioten abgestempelt werde. Wer ist der wahre Idiot? Doch der, der schon bei der Wahl seiner Eltern falsch lag, auf der Insel eingesperrt ist und sich schon diebisch freuen darf, wenn er einmal im Jahr etwas Klunker zwischen den Fingern bekommt. Eine armselige Figur. Ich aber könnte allein mit den Zinsen aus meinem Spekulationsvermögen jeden Tag meiner Angebeteten eine güldene Kette um ihren schwarzen Hals legen. Wenn ich wollte. Ich will aber nicht. Meine Taschen sind zugenäht, momentan wenigstens. Soll der Chulo seine kubanische Geliebte alimentieren und der darbedenden Diana wenigstens einen Teil ihres Geldes zurück senden, schlage ich ihr vor.

I moog nit, sagt sie mit einem Säufzer.

Pech gehabt, sage ich cool. Du hast dir dein Elend selber eingebrockt.

Ja mai, säufzt sie.

Soll ich mit dieser Frau Mitleid haben? Soll ich nicht gelassen meinen letzten Coup vorbereiten, ein elegant inszeniertes Ende einer überflüssig gewordenen Geschichte: den kontrollierten Ausstieg aus der Beziehung? Oder rachsüchtig nachhaken, wie bei meinen früheren Finalen, die mir in der Damenwelt den wenig schmeichelhaften Spitznamen Katastrophen-Wolff einbrachte? In einigen Tagen werde ich wissen, wie ich mich entschieden habe. Es ist Usus geworden, dass ich am späten Nachmittag aus dem Eisschrank ein Bier hole und die eiskalte Flasche an meinen Hals halte, um meinen brennenden Nacken abzukühlen. Der Weg durch die Wohnung muss geplant werden. Mir bleiben eine oder zwei Minuten Zeit, die Räume zu durchqueren, dann hänge ich erschöpft in einem Sitz oder auf dem Bett. Der leichte Bierdunst, der sich in meiner Kleidung eingenistet hat, schleppe ich in die Arztpraxis mit. Der Biergeruch, der mich umhüllt, verleitet meinen Hausarzt der Naturheilkunde auf meinem Überweisungsschein an einen Neurologen den Zusatz Z.n. C2 abusus zu schreiben. Für mich als Besitzer des großen Latinums ist es nicht schwer, die Botschaft meines Hausarztes an

seinen Kollegen zu entschlüsseln: Dieser Mann pflegt den notorischen Alkoholmissbrauch. Dieses medizinische Urteil beruht aber auf einem Missverständnis. In Ermanglung der Kalt-Kompresse „Extra“, in der praktischen Größe für den universellen Einsatz von Kälte mit hautfreundlichem Frotteebezug, benutze ich die Bierflasche aus dem Eisschrank. Ich inhaliere nicht den Inhalt der Flasche wie mein Hausarzt meint, sondern lege mein heiß gewordenes Genick auf die Flasche. Es ist ein Tipp einer meiner vielen Therapeuten, die mich kneten. Die Kälte soll die unter dem Dauergewicht des schweren Kopfes entzündeten Schwellungen der überforderten Muskulatur lindern. Die rechte Halsschlagader ist neben dem Halswirbel der empfindlichste von dem Trauma betroffene Körperteil. Ein Wunder, dass sie nicht unter der Wucht des Aufpralls gerissen ist. Ihr Riss hätte wie der Genickbruch den augenblicklichen Tod bedeutet. Mit der Bierflaschenkälte aus dem Eisschrank kann ich den Herzschlag verlangsamen. So greift das Eine ins andere. Mein Lebensboot dümpelt seit Tagen in einer Flaute dahin. Wenig geschieht. Der Regisseur meines Lebens hat den Protagonisten der Geschichte unter den zwanghaften Druck zur Originalität gesetzt. Schlaff hängen die Segel von der Rar meines Lebensschiffes. Selbst Diana döst vor sich hin. Sie hat sich mir zwar wieder zugewandt, leidet aber noch unter den Nachfolgen unseres Streites. Das ehrt sie. Eine epische Flaute mag anfänglich überstrapazierte Nerven beruhigen, auf Dauer ist aber Dramatischeres angesagt, sonst kommt die zukünftige Leserschaft auf falsche Gedanken: Danke! Das war´s dann!

No aborrido! Keine Langeweile! rufe ich Diana zu. Ich habe dich engagiert, damit du Zoff in die Gesichte hinein bringst, damit uns der Erzählerstoff nicht ausgeht. Sie versteht nichts.

Am Telefon Giesela, meine neue Entdeckung aus der deutschen Rentnergeneration, ein besonderes Schlafmittel. Sie will mich trösten, dass sie meine Einladung in meine Wohnung Sonntagnachmittag nicht Folge leisten kann. Ihre Vierbeiner, sagt sie bedeutungsvoll. Ich verstehe. Sie kann sich nicht aus dem Zwinger befreien, in dem sie sich mit ihren Hunden eingesperrt hat. Ein Zweibeiner würde nur Unordnung stiften, auch wenn er mit seinem schmerzenden schiefen Hals zur Langsamkeit verdammt ist. Innerhalb des Kanons meines Lebens legen müde Passagen wenig schmeichelhafte Antworten nahe. Zwar braucht das Leben seine Pausen, die Natur Zeiten der Ruhe wie im Winter. Aber die Tempoerzählung gewohnten Rezensenten dürften sauer werden. Da fügt es sich gut, dass das Repertoire an Personen sich erweitert. Nein, das Schicksal fügt keine neue Figuren ein, die überfordern. Der Kreis der Schauspieler auf der Bühne bleibt übersichtlich. Zu viele würden nur verwirren. Da trifft es sich gut, dass das Schicksal einer in den letzten Monaten etwas stiefmütterlich behandelten Frau mehr Raum gibt. Meine alten und neue „Versprochene“, die Promitida Yamara, die Heldin meines ersten Berichts über Kuba drängt sich wieder stärker in den Vordergrund. Sofort kommt eine frische Brise auf, die Segel blähen sich und der Kahn nimmt Fahrt auf. Es war die Idee von Yamara. Es war ihrer nicht meiner. Das muss gesagt werden, um zukünftigen Legendenbildungen entgegen zu treten.

Gel, ich komme zu dir, kräht sie schon seit Wochen ins Telefon. Besorg mir die Carta de Invitación für das Visum der Deutschen Botschaft in Habana. Aber Heiraten ist diesmal nicht drin, fügt sie an, Bezug nehmend auf unsere gemeinsamen Anstrengungen im letzten Jahr, die an der deutschen Botschaft scheiterten.

Wie sollte sie auch daran denken, hängt doch immer noch Josua an ihr, ihr legale Ehemann nach kubanischem Recht. Mir sind die Konsequenzen sofort bewusst: Widerstand ist zwecklos, warum auch? Die Verheißungen dieser 26jährigen sind unwiderstehlich. Endlich der lang ersehnte Sex, jede Nacht in meiner Wohnung, jeden Morgen wache ich mit ihr auf, wie früher in La Roca. Vor mir der elegante Bogen ihres schmalen Nackens. Wenn ich mit meinen von ihr gefeilten Fingernägeln lange Bahnen auf ihre schwarze Haut ziehe, reckt und dehnt sie ihren Körper, wir steigen in die Badewanne, bespritzen uns mit dem Wasser, nur die Muttermilch aus Dianas Brust, mit der sie mich bespritzt und die ich mir auf die Brust und ins Gesicht als Anti-Age-Creme schmiere, wird mir fehlen. Es hilft nichts, die Augen vor der Realität zu verschließen. Diana und ich stehen vor dem Ende einer sich dahin schleppenden Beziehung, die Gelegenheit ist günstig, Yamara bietet mir den eleganten Ausstieg aus einer unmöglich gewordenen Situation. Und doch ist mir unwohl. Womöglich liebe ich Diana noch, mehr als Yamara. Wer weiß? Und was dann? Mir bleibt aber keine andere Wahl. Ich muss mit Diana Schluss machen! Ich, und nicht sie! Dabei war ich mir diesmal so sicher bei dieser robusten Frau, die alles im Griff hat, deren willenslose Sklave ich war und vielleicht noch bin, dass diesmal sie das Kommando übernimmt und sich von mir trennt. Wieder nichts. Der Kelch, das Unaussprechliche auszusprechen, wird erneut bei mir hängen bleiben. Das Unerbittliche, dieses Eine oder Keines, stört mich. Aber die Zwänge lassen keine Verzögerung mehr zu. Bekommt Yamara mit, dass ich keine sauberen Verhältnisse in Deutschland schaffe, wird sie sauer. Zu Recht. Bei Diana ist es nur eine Frage der Zeit, wann sie über ihre kubanischen Buschtrommeln von meiner Einladung ihrer Todfeindin hört. Es existiert eine direkte Nachrichtenlinie nach Kuba. Die Mutter von Yamara ist eine gute Freundin der Mutter des Chulos und der ist der Cousin von Diana.

Manchmal komme ich auf den Gedanken, dass es sich bei allen Beteiligten um eine große familiäre Verschwörung gegen mich, den reichen Ausländer handelt. Der große Familienverband könnte sich in dem einen einig sein, diesen deutschen Dummkopf auszunehmen und die Beute familiär unter sich zu verteilen. Die Eifersüchteleien zwischen ihnen wären nur vorgespielt. Nur weil Diana ihr Mobil verloren hat, kommt sie mir so schnell nicht auf meine Schliche. Zwar munkelt sie schon seit langem, ich solle mich endlich wieder an Yamara heran machen, diese habe das Erstlingsrecht auf mich, sie würde mich an Yamara abtreten - aber ich ordne ihre Aussagen als das übliche Frauengequatsche ein, um sich wichtig zu machen. Sie ist keinesfalls so cool, wie sie sich gibt. Wie ist es sonst verstehbar, dass sie an dem Geld herum mäkelte, das ich Yamara zur Fertigstellung des Daches ihres neuen Hauses geschenkt habe?

Ihr gibst du zwei Tausend Euro für das Dach und ich hänge durch und habe noch nicht einmal genug Geld für das Essen für den Kleinen!

Eine Bemerkung, die wieder die Frage stellt, wo die acht Tausend Euro geblieben sind, die ich Diana überwiesen habe. Eins steht auf jeden Fall fest. Zwei anspruchsvolle Frauen gleichzeitig zu alimentieren, übersteigt auch mein Potenzial. Yamara, die ansonsten so Leise, sprüht vor Leben. Sie ist am Telefon gar nicht wieder zu erkennen, seitdem ich sie von den Toten aufgeweckt habe.

Was macht dein Magen? frage ich sie. Sie lacht.

Du hast den Wert von sechs Magentabletten, kräht sie zurück.

Ich sehe über 10 tausend Kilometer, wie sie ihr kräftiges Gebiss entblößt.

Was macht deine Depression? frage ich weiter.

Wieder lacht sie. Seit du wieder bei mir bist, wie weggeblasen, antwortet sie.

Meine Stimmung bleibt weit hinter der ihren zurück. Einen bitteren Beigeschmack spüre ich im Mund. Wieder, wie schon im vorigen Jahr die ganze Ochsentour bei der Beschaffung der nötigen Dokumente durchziehen. Allein wenn ich an diese Matrone im Bürgeramt denke, die wie ein Buddha hinter ihrem Schreibtisch hockt, aus ihren Poren Gerüche verbreitend, die den bittstellenden Türken, Usbekinnen und Russen den Atem raubt, wird mir übel. Wer sagt denn, dass Yamara wie selbstverständlich den Platz von Diana einnimmt? Fünf Monate Gemeinsamkeit, im Guten wie im Schlechten, verbinden trotz aller Querelen und Grausamkeiten, die wir uns gegenseitig beigebracht haben. Oder gerade wegen dieser. *Die Intimität des Terrors. Menschen werden eher durch Konflikte als durch Harmonien zusammen gehalten, sagt Sennett. Habermas fügt etwas zurückhaltender an, Menschen könnten ihre eigene Identität erst gewinnen – und die des anderen erst erkennen - wenn sie an konfliktträchtigen Prozessen teilnähmen.* Daran mangelt es uns nicht. Wir haben uns ineinander verbissen, unsere Zähne am Hals des anderen, die Leiber ineinander verknötet, zwei hündische Wesen, die nicht mehr voneinander können. Ich mache mich an eine Routinearbeit, der von der kubanischen Botschaft geforderte Versicherung an Eides Statt. Ich verpflichte mich gegenüber dem Notar zur Übernahme sämtlicher anfallenden Kosten für meine Geliebte wie Unterkunft, Verpflegung, Rückflug, Visa. Vor allem versichere ich an Eides Statt, dass Yamara während ihres Aufenthaltes in Deutschland in meinem Schutz steht. Eine vorsätzliche oder auch nur fahrlässig falsch abgegebene Versicherung an Eides Statt macht mich strafbar. So weit, so gut, wenn es sich nicht um Kuba handeln würde. Sicherheitshalber gleiche ich per Telefon den spanischen Text mit Yamara ab. Im deutschen Text heißt es unter Erklärung, Versicherung: Ich möchte meine Freundin nach Deutschland einladen.

Freundin – Amiga, sage ich zu Yamara.

No, widerspricht sie. Amistad.

Aha, kommentiere ich. Du willst mich bei deinem Besuch auf eine unverfängliche Freundschaft abschieben und nicht mit mir ins Bett gehen.

Das ist doch nur für die Behörden, tröstet sie mich.

Ich lese weiter vor: Die Eingeladene hat folgende Daten: Yamara, geschieden.

Verheiratet!

Was ist los? Ich falle aus allen Wolken. Es gibt ein gültiges Scheidungsurteil in Spanien von deinem Ex-Ehemann Josua, das nach internationalem Recht auch in Kuba seine unmittelbare Gültigkeit hat.

In Kuba nicht, widerspricht sie entschieden. Nach dem kubanischen papel civil bin ich verheiratet, in Europa bin ich geschieden. I love you, baby!

Da sie diese kubanische zivile Bürgerurkunde der Deutschen Botschaft vorlegen muss, einigen wir uns nach einigem Palaver auf verheiratet. Zwischen meinem deutschen Papier und ihrem kubanischen darf es keine Unterschiede geben, ansonsten verweigert die Botschaft das Visum, wie vor einem Jahr, als ich sie vergebens einlud, um sie zu heiraten. Man lernt dazu.

Das erinnert mich an die Schrödersche Katze, sage ich. Zugleich lebendig und tot. In Kuba und in der Quantenphysik kein Widerspruch.

Ich bilde mir viel ein, als Kubaexperte diese Spielchen zu durchschauen. Alles hat seinen Sinn. *Karl Marx definiert die Modernität als den Typ der sozialen Organisation, in der der Markt den zentralen und bestimmenden Platz erobert hat und sich als Mediator zwischen dem Subjekt und Objekt geriert. An Marx gemessen würde Kuba in seiner Marktferne dem Kriterium der Modernität nicht entsprechen. Wenn an dem Zustand verheiratet – ja oder nein – das Eindeutige fehlt – zum Beispiel gemeinsame oder getrennte Veranlagung für die Steuererklärung – fehlt das Moderne.* Man kann das Thema auch etwas tiefer hängen: Was ist vorteilhafter für eine Frau, als nach Belieben verheiratet und geschieden zu sein? Beispiel: Als Verheiratete konnte sie in Havanna mit ihrem Josua im letzten Jahr in einem internationalen Hotel übernachten, mit meinem Geld. Dieses Privileg hat ihr aber der neue Präsident Raúl genommen, seitdem er das Recht auf alle Kubaner ausgedehnt hat, vorausgesetzt sie haben die Devisen beisammen, die für eine Übernachtung dem Jahresgehalt eines Kubaners entsprechen. Ich starre beim Schreiben auf mein Dachfenster, hinter dem sich der feine weiße Strich eines Flugzeugs am blauen Himmel abzeichnet. Ich denke an den Leser von morgen. Ein Missgünstiger könnte an dieser Stelle überdrüssig anmerken, dass der Ablauf der Erzählung etwas Willkürliches an sich hat. Warum bricht diese Yamara in die Erzählerstruktur ein, und warum macht sich ihr legaler kubanischer oder geschiedener spanische Josua breit? *Es gelten eiserne Gesetze in der Literatur, die es einzuhalten gilt: Auf den allwissenden Autoren trifft das literarische Gebot zu, zu Beginn der Niederschrift schon die Grundstrukturen einer ausgewogenen Komposition, die Schauplätze, die Personen, die Verknüpfungen zwischen ihnen im Kopf zu haben, wie Günter Grass, der für den Entwurf der Blechtrommel die auseinanderführenden und wieder zusammengehenden Handlungsstränge in Form eines großen graphischen Gemäldes optisch verständlich machte, das die gesamte Seitenwand seiner Studentenbude ausfüllte.* Es geht hier um das Grundsätzliche in der Literatur zwischen der Materie, dem Erzählstoff, der literarischen Form und der Stellung des Autors dazu. Von mir, dem Ich-Erzähler, soll an dieser Stelle keine Rede sein. Die politische Materie liege im Trend der modernen deutschen Gegenwartsliteratur, lese ich im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung. So weit, so gut. Wie steht es aber mit dem Autoren? Dem meinen im Speziellen? Er ist kein allwissender Erzähler. In diesem Augenblick, wo er den Text niederschreibt, weiß er noch nicht, wie die Handlungsstränge sich verzweigen werden, wie heute Abend Diana reagieren wird, wenn ich sie nach unserem letzten halb desaströsen, halb verständigen Treff anrufen werde. Soll ich überhaupt? Bin ich nicht gezeichnet von unseren franken Aussprachen? Depressive Zustände sind schlechte Ratgeber.

In diesen Momenten klingelt das Telefon,

und ich weiß, es ist Diana. Sie wird alle meine Pläne über Bord werfen, mit ihr Schluss zu machen. Ich werde eine Mittellinie ansteuern. Ich werde mit heiserer Stimme ihr mitteilen, dass ich als Ergebnis der Weltfinanzkrise, die mich in den letzten zwei Monaten zwei Millionen Euro gekostet hat, nahe an der Zahlungsunfähigkeit – quiebra en moneda efectiva – stehe. Nicht bankrott total, aber viel fehlt nicht. Ich hätte ihrem Rat folgen sollen, das ganze schöne Geld mit ihr im Casino von Garmisch zu verplempern, anstatt gelähmt dem Kursverfall und der Schließung meiner offenen Fonds an der Frankfurter Börse zu verfolgen. Warum Garmisch und nicht Las Vegas? Weil meine Geliebte für Amerika kein Einreisevisum bekommen würde. Außerdem könnten wir in Las Vegas einige Exil-Cubanos treffen. Diese Würmer - gusanos - von Fidel verächtlich benannt, spielen noir et blanc, um einige Erlöse aus dem Rauschgifthandel zu waschen. Und denen sollte man aus dem Wege gehen.

Mein Text wird nicht von einem allwissenden Autor geschrieben.

Ich erzähle nichts, was über den Erkenntnisstand der handelnden Figuren in dieser Geschichte hinausgeht. Der Autor ist so ignorant wie seine Schauspieler. Wenn er in die Verbindungsstränge der Personen eingreift, dann

im Sinn einer Dramatisierung, man kann auch sagen eines Zuspitzens, Radikalisierens; einschließlich einer Konfrontation zwischen Diana und Yamara hier in Deutschland. Frauen, die sich in die Haare kommen, amüsieren das Publikum. Allerdings: Mein Vabanque-Spiel könnte mir teuer zu stehen kommen. Gerade ich zwischen den Fronten beider Frauen könnte ich beide verlieren. Wie gesagt: Es gibt keine Herren der Geschichte, nur Impulsgeber. Mein eigenes Werk liegt nicht in meinen Händen. *Würde der Leser weniger an einer Fiktion als an der Realität teilnehmen, als voyeuristischer Zeuge spontaner Ereignisse, könnte dies sein Lesevergnügen steigern. Andererseits könnte ihm die Leselust durch das Unordentliche des wahren Lebens vergällt werden. Es tut mir leid. Durch dieses Widersprüchliche müssen wir alle hindurch. Das Leben selber ist widersprüchlich. Es ist keine aufgeräumte, durchstrukturierte Erzählung, in dessen behaglichen Lesestil sich der gutbürgerliche Leser eines Buddenbrooks oder Krieg und Frieden wieder finden kann. Im Unbequemen – nicht zu verwechseln mit dem Ungemütlichen - ist das ästhetische Moderne des Schreibens und hoffentlich auch des Lesens begründet. In dem wunderschönen Film „Shakespeare in Love“ gibt das reale Leben – seine Liebe zu seiner Angebetenen – die Intuition für sein Trauerspiel von Romeo und Julia. Shakespeare lässt sich aber in seinem Entwurf des poetischen Stoffs nicht von seinen Dramenfiguren vereinnahmen. Er bewahrt sein Leben im Gegensatz zu Romeo, den er sich vergiften lässt. Schließlich hat er noch eine Auftragsarbeit zu erledigen, die ihm seine Königin vergibt. Auf das Tragische soll etwas Lustiges kommen, wie es dem Volk gefällt.*

Duell zu zweit

Am Tag vor dem Ersten Mai setzt er sich in das Auto, um in München sich mit Diana zur allerletzten Aussprache zu treffen. Die Ankunft von Yamara naht, und zuvor muss reiner Tisch gemacht werden. Zudem hat Diana erneut eine Geldforderung vorgebracht, 500 Euro Kredit, an den Verleiher rückzahlbar, wenn ihr Noch-Ehemann bei der Scheidung im September ihr die Zugewinngemeinschaft, die sich während der Ehe mit Manfred als Wertzuwachs gebildet hat, auszahlt. Ein schönes deutsches Wort, wenn auch eine ungewisse Bank auf die Zukunft, sagt er zu Diana. Zu-Gewinn-Gemeinschaft. Wie heißt das auf kubanisch? Sociedad de ganancia adicional? Diana schaut mich verständnislos an. Wie sollte sie, die noch in der kubanischen Tradition steht, mich verstehen? Wenn die kubanischen Ehemänner einen halben Euro pro Tag verdienen, gibt es keinen Zugewinn in der Armenschluckergemeinschaft. Kein Zugewinn – kein Scheidungsproblem. Weil das Geld als Streitobjekt wegfällt, wird in Kuba geheiratet und geschieden, dass es eine Freude ist. Die Männer schleichen sich aus der Ehe davon, die Frauen trauern den Habenichten nicht nach und nehmen sich den nächsten Liebhaber, der ihnen über den Weg läuft, und der genau so wenig hat wie der Vorgänger.

Gibt es Probleme? No hay problemas!

Aber darum geht es gar nicht. Es geht um etwas ganz anderes: Es geht um ein Duell unter Gleichen. Wenn beide die Arena betreten, sind sie kaum als gleichwertige Gegner einzuschätzen. Im Vergleich zu der jungen Hübschen scheint es schlecht zu stehen um den hässlichen Alten, der an Alter, Kondition und Kampfkraft unterlegen ist. Ihrem linken Schwinger, ansatzlos aus der Hüfte geschlagen, hat er nichts Gleichwertiges entgegensetzen. Sein Trumpf ist seine Kreditkarte in der Gesäßtasche, mit denen er das Schicksal bestechen kann, sollte ihm im Verlauf des Kampfes die Luft ausgehen. Es geht um Grundsätzliches. Muss er sich nicht vorwerfen lassen, Gewalt gegen eine Frau einzusetzen, wenn er die Arena des Geschlechterkampfes betritt? Gewalt gegen Frauen. Wie so oft sucht er bei seinen marxistischen Klassikern um Rat, was sie zu dem Thema sagen. Bei den Klassikern ist er schlecht beraten. *Für Marx war die Gleichberechtigung der Frau keine prinzipielle Frage. Die Arbeit hat ihren zentralen Wert in einer kapitalistischen wie sozialistischen Gesellschaft. Wenn die Frau arbeitet, wäre sie mit dem Arbeiter gleichzusetzen, in ihrer Entlohnung ..ökonomische Unabhängigkeit vom Mann....in der betrieblichen Mitbestimmung ...assoziative Selbstbestimmung an der Seite des Mannes. Dieses Ideal ist nur in einer sozialistischen Gesellschaft realisierbar. Nicht mit Hauruck und Punktum wie im vulgären Sozialismus, sondern Schritt für Schritt mit Hilfe der Frauenverbände und den Gewerkschaften, die gleicher Lohn für gleiche Arbeit auf die Fahnen geschrieben haben. Gewalt in der Familie durch patriarchalische Familienverhältnisse? Für einen Sozialisten prinzipiell kein Problem. Auf jede Frage die richtige Antwort. Der Patriarch in der Familie ein Produkt hierarchischer Verhältnisse in einem kapitalistischen Betrieb oder in der Schule. Die Erfahrung selbstgestalteter sozialistischer Produktionsverhältnisse macht den Macho zu einem liebevollen, mitfühlenden Partner in der Familie an der Seite seiner Gattin, oder auch nicht. Gehen wir einen Schritt zurück, vom Geschlechterkampf zur Gewalt schlechthin. Was halten lateinamerikanische Sozialisten von Gewalt? Der große peruanische Philosoph der Befreiung, Miró Quesada stellt fest, dass der Kommunist sich entschieden hat zu töten, um die Welt zu transformieren, im Gegensatz zum Christen, der sich lieber töten lässt als zu töten, idealtypisch versteht sich. Real zählen die Christen historisch zu den größten Mörderbanden, angesichts der Kreuzzüge, der Religionskriege, der Gräueltaten der Konquistadoren und dem Schweigen eines Papstes in Kenntnis von Auschwitz. Die Philosophie der Befreiung beinhaltet Gewalt. Wer lateinamerikanische Gesellschaften von Neokolonialismus, Unterdrückung, Despotie befreien will, kann dies*

nicht mit guten Worten machen, lehrt die Geschichte. Selbst der heutige Katholizismus geht von einer strukturellen Gewalt aus, dessen Einsatz allerdings sündhaft ist. Quesada selbst konvertierte von einem Christen zu einem nostalgischen Atheisten. Atheist, weil es Gott nicht gibt, nostalgisch, weil er es gerne hätte, dass es einen Gott gäbe, der die Gräueltaten nicht zulässt. Denn wie könnte man den Himmel leugnen, wenn es die Hölle gibt? Das Herunterbrechen struktureller Gewalt in der Gesellschaft auf persönliche können sich nur die Anarchisten leisten. Als bekennender Existenzialist muss der Schreiber schauen, wie er persönlich klar kommt. Bevor wesentliche Elemente des Sozialismus in der Gesellschaft eingeführt worden sind, um die Verheißungen für das private Familiäre zu erfüllen, muss er sehen, wie er mit seiner Partnerin über die Runden kommt. Er muss nicht gleich Diana schwängern, wie Karl Marx seine Haushälterin geschwängert hat, obwohl diese praktische Lösung verheißungsvoll wäre. Solange sie aber mit dem Säugen ihres Dreijährigen auf kubanische Weise einen biologischen Schutz vor Schwangerschaften praktiziert, bleibt dieser Weg Illusion. Es reicht schon, wenn er sich für die nächste Runde einen k.o.-Schlag vorgenommen hat – keinen physischen, das wäre gegen seine Prinzipien – mehr einen psychologischen, was noch mehr schmerzen kann. Es geht um die definitive Fristsetzung für das Ende des Kampfes. El plazo definitivo absoluto! Er setzt auf ein rasches Ende. Er wird die schon seit Wochen aufgesetzte Klageschrift seines Rechtsanwalts an Diana in ihren Briefkasten werfen, die eines klar und unmissverständlich fordert: Du zahlst mir 4 000 Euro Ausgaben für ein Haus für uns in Kuba zurück, das nie in der Planung war! Danach gäbe es keinen Rückzug mehr. Diana läge am Boden. Ihr Trainer, der Autor, würde das Handtuch werfen. Sie würde in ihrem Stolz den Telefonhörer nicht mehr aufnehmen, wenn er sie reumütig anrufe, um die endlosen Dialoge erneut zu starten, die ihn vor seiner Einsamkeit schützen sollten. Denn darum geht es auch: Mit diesem Act of no return, stürbe ein Teil seiner selbst, unwiderruflich. Aber genau das hat er sich vorgenommen. Er will sich jeden möglichen Rückzug zu ihr versperren. Das Duell zwischen beiden ist zu einer Keilerei ohne Regeln ausgeartet. Die Wunden vom letzten Schlagabtausch sind noch nicht verheilt. Es ist ein schöner Tag. Die Autobahn ist leer. Mit dem an der Aux-Buchse des Ford installierter MP 3 Player hört er die Musik, die sein Schwiegersohn auf die CD aufgespielt hat. Nach einer Stunde Fahrt drückt der schwere Kopf auf die gestauchte Halsmuskulatur. Er lenkt den Wagen in Greding zum Verkaufskiosk, macht ein paar drehende Kopfbewegungen – erst links herum, dann rechts - um die erhärtete Nackenmuskulatur wieder beweglicher zu machen und kauft sich ein Picolo am Kiosk. Alkohol gehört - trotz guter Vorsätze – wieder zu seiner Trinkkultur. Alkohol und seine Verträglichkeit ist ein Zeichen von wieder gewonnener Gesundheit. Der Zug aus Holzkirchen ist pünktlich. Unübersehbar die lange schlanke Figur einer Schwarzen, die leicht gebückt den Trolley mit ihrem Sohn vor sich her schiebt. Von der Seite betrachtet soll das die Frau sein, die er früher abgöttisch angebetet hat? Manchmal aufbrausend bis zu Wutausbrüchen, oft liebevoll, selbstbewusst, vergleichbar dem Triumphalismus ihres Landes, intelligent bis zur Verschlagenheit. Jetzt, im grellen Sonnenlicht des Frühlings, das sie als Schwarze hasst, bewegt sie sich abgehetzt durch die Menschenmenge dem Ausgang entgegen.

Tengo miedo de ti, waren am Vortag ihre letzten Worte am Telefon.

Natürlich muss sie Angst vor ihm haben, an diesem Tag der Abrechnung über ihre regelwidrigen Tiefschläge. Tausende Euros in wenigen Wochen unterschlagen, sein Geld ihrem Fern-Trainer nach Kuba überwiesen, damit dieser sich prahlend auf den Straßen über den blöden Fremden lustig machen kann.

Johann tiene hambre, hat sie am Vortage gesagt.

Der Kleine hat Hunger. Eine solche Entblößung ist weit unter ihrem Niveau und somit glaubhafter als das übliche Auftrumpfen. Es bleibt einiges an Aufklärung. Vom Bahnhof geleitet er sie in Richtung Innenstadt, um an einem Café an einem Tisch zu landen, der zum Schutz des ständig lauffreudigen Johann entfernt zur Straße steht.

Ich bin betrunken, fange ich das Wortgefecht an, um nicht alle meine nächsten Worte auf die Goldwaage legen zu müssen. Und – füge ich hinzu – ich habe kein großes Geld mehr. Ich setze die Sonnenbrille ab, damit sie an meinen Augen sehen kann, ob ich lüge.

Deine Augen sind etwas glasig, bemerkt sie. Ein Schutz für mich, damit du mich nicht durchschauen kannst, antworte ich.

Dass mit dem fehlenden Geld ist mir erst bei der Herfahrt eingefallen. Es klingt nicht so provozierend wie: Eine Räuberin kriegt nichts mehr. Dennoch hat sie diesen bösen Blick aufgesetzt, der ihrem schwarzen Gesicht im Schlagschatten der seitlichen Sonne ein gewisses Fratzenhaftes gibt. Die Worte sprudeln aus ihrem Mund.

Maschinengewehrspanisch. Dem Tonfall, ihrer Gestik, dem bösen Blick entnehme ich, dass sie mit mir abrechnet. Auch verstehe ich einige einfache Sätze: Dieses heute sei unser Ende, sie habe keine Lust mehr, die gewohnte Litanei.

Es ist aus, aus, aus!

Aus ihrem Wortschwall greife ich einiges Verständliche ab. Meine Eifersucht auf Yalcas sei lächerlich, da sie immer getrennt von ihm lebe und keinen anderen Mann außer mir hier in Deutschland habe. Es ist wahr, sie habe bei der Übersendung des Geldes nach Kuba einen Fehler gemacht, ich könne mich überzeugen, ob die Auslandsüberweisung auf ihre Mutter laute oder nicht. Sie beugt ihren Körper über den Tisch, der Kleine zupft verängstigt an der aufgebrachten Mutter, ihre vor Wut sprühende Augen sind mir nahe, wie schon lange nicht mehr. Die in der Nachbarschaft Eis Löffelnden spitzen die Ohren.

Wie liebe ich dich, besonders in solchen Momenten, sage ich zu ihr auf Deutsch, so dass es alle hören sollen. Ich wende mich zu den Umgebenden: Ja, es ist wahr, ich liebe diese Frau bis ans Ende meines Lebens.

Meine gelassene Öffentlichkeit bringt sie erst recht auf. Wo sei denn meine Liebe? Voller Unterstellungen und Zweifeln sei ich! Sie unterbricht mich plötzlich und schaut um sich. Wo ist Johann? Johann ist weg. Unsere Eis löffelnde Nachbarn wissen auch nicht, wo der braune Bengel geblieben ist. Ich schwärme in die Richtung Bahnhof aus, sie in die Richtung Innenstadt und sie wird fündig, bevor er auf den Stachus rennt. Die Pause, verursacht durch den Kleinen, tut uns beiden gut. Wir schöpfen Atem. Ruhe tritt ein, und ich weiß: In der direkten Konfrontation mit dieser Frau ziehe ich den kürzeren. Meine Vorsätze schmelzen dahin, wie das Eis in der ersten warmen Nachmittagssonne dieses Jahres. Ich hätte schon längst vor ihr kapituliert, wenn nicht das eine immer noch seiner Aufklärung harret: ein Haufen Geld ist durch ihre Hände gegangen und spurlos verschwunden. Ich bin kein ausgekochter Typ, auch wenn ich mir das selber einrede. Ich bin ein Naivling, der einem sadistischen Masterplan zum Opfer fällt, den sie mit ihrer großen Liebe entworfen hat, wenn auch mit sinkenden Beträgen. Es geht nur noch um fünfhundert Euro, ein Klacks gegenüber den früheren Summen. Würde ich mich an meine Nachbarn des Cafés zuwenden, ihnen den Fall darlegen, sie würden mich für einen Idioten halten, der gutes Geld schlechtem nachwirft. Ich schaue zu ihr, während sie an ihrem Eis im Glas löffelt, und ab und zu ihrem winselnden Sohn nachruft, wenn er mal wieder hinter einer Ecke verschwinden will:

Gotti, sperate!

Habe ich eine von Geldphantasien getriebene Psychopathin vor mir, von deren dunklen Gedankenwelt kein Mensch sie befreien kann? Eine von abnormer Gier Getriebene kennt keine Schuldgefühle oder zeigt gar Reue. Wozu auch. Geht es ihr doch darum, ihren Sohn satt zu bekommen und sich einen guten Tag ohne Arbeit zu machen. Professor Michael Osterheider hält die raffinierte Tarnung als typische Begabung für solche Täter. Er sagt: Das ist oft jemand, der sehr manipulativ ist, der andere für sich einnehmen kann und zudem über eine große planerische Intelligenz verfügt. Und warum gerade bin ich ihr Opfer? Auch darauf hat der Professor eine Antwort: Weil ich gerade verfügbar bin.

Wie ist es, wende ich mich an Diana, die immer noch in ihrem Eisbecher, einsilbig geworden und beleidigt, herumstochert. Warum sind wir immer noch zusammen, wo du doch so die Freiheit liebst?

Libertad! Libetdad! ruft sie mir über den Tisch zu. Sie schnaubt verächtlich. Wir sind nur noch heute zusammen, Dummkopf. Dann bin ich frei!

Wie bewundere ich ihren Stolz, den ich nicht aufbringen kann. Meine Bewunderung muss ich aber verbergen. Ihr in dieser Situation meine Bewunderung zu zeigen, könnte sie als Verachtung missverstehen, weil ich mich als der Überlegene demonstriere.

Freiheit! wiederhole ich. Könnte es sein, dass da etwas verwechselt wird? Ich nestle in meinem kleinen Blätterwald herum, in dem ich täglich die spanischen Wörter vermerkt habe, die meiner besonderen Aufmerksamkeit bedürfen, um sie in einem vergesslichen Gehirn zu verankern. Verwechselst du vielleicht dependiente mit afectuosa, abhängig mit anhänglich? Deine Anhänglichkeit zu mir könnte so etwas wie Gewöhnung sein. Des Nachts mit mir einen entspannten Plausch zu haben, könnte einem Sicherheitsbedürfnis entspringen, einen Mann, den einzigen in Europa, an deiner Seite zu wissen. Vielleicht ist sogar ein wenig Liebe

im Spiel. Das könnte doch so sein. Aber nein, du meinst, diese ausdauernde Geduld mit mir wäre nur deine Abhängigkeit von meinem Geld. Weil mein Geld dir die Freiheit nimmt, musst du mich verachten.

Wolfi Dumpfkopf, sagt sie mit diesem überlegenen gedehnten Ton, den ich an ihr hasse. Schleich de, du Zipfel! Dann wechselt sie ins Spanische: Rede mit dir selbst, ich nicht mehr mit dir. Komm Johann, gehen wir zum Bahnhof, unser Zug fährt nach Hause. Ciao.

Vor so viel Arroganz überkommt mich die Wut und Verzweiflung. Wie viel Geld habe ich dieser Frau hinter her geworfen. Und was ist ihre Reaktion? Ablehnung, weil sie einen anderen im Kopf hat, den sie mit meinem Geld überhäuft, um seine Gunst zu kaufen. Und was hat sie davon? Er hat mein Geld mit vollen Händen an seine anderen Favoritinnen verteilt. Das ist meine Rache.

Schlampe, hörige! schreie ich ihr hinterher. Und weil ich mir nicht so sicher bin, ob sie das deutsche Wort Schlampe versteht, und es vielleicht hier inmitten lauter Eisesser deplaziert wirkt, setze ich etwas vornehmer nach: Hörige! Undankbare! Halsstarrige, dependiente! ingrata! aferrada! Ein bisschen Zuneigung, aficionada, mehr will ich doch nicht. Ich lege den schwer gewordenen Kopf auf den Tisch und heule hemmungslos. Der Kellner kommt und stellt mir ein Glas Wasser hin.

Trinken Sie! sagt er freundlich. Dann geht es Ihnen besser. Einen Eisesser vom Nebentisch höre ich sagen.

Meinen Sie nicht, dass diese Dame ein bisschen zu jung für Sie ist?

Ich schaue in die Richtung seiner Stimme. Vor mir die grauen Mauern des nahen Justizpalastes, noch von der Sonne beschienen, während es in den Straßen zugig geworden ist. Ich gerate in eine heftige Raserei.

In diese Zwingburg der Gerechtigkeit gehört sie hinein, schrei ich den Mann an. Dort, schauen Sie, hinter diesen dicken Granitmauern im neugotischen Stil, muss der manischen Wahnsinnigen der Prozess gemacht werden. Wegen Unterschlagung und Betrug: vier tausend Euro. Er schaut mich verständnislos an. Und falls sie nicht zahlt, weil sie nicht zahlen kann, soll es vier Jahre Gefängnis geben, meint mein Rechtsanwalt.

Ist das vielleicht nicht ein bisschen viel? meint er.

Von wegen, setze ich nach. Dann kommt erst der ganz große Hammer: El sistema rehens. Das Geiselsystem, abgeladen auf Johann. Den kleinen netten deutschen Kerl mit den unschuldigen Augen. Vor drei Jahren hat sie ihn dem Manfred, das ist ihr Mann, ins Kukuksnest gelegt, den Sohn ihres Geliebten. Wissen Sie, was das bedeutet? Der Mann hat seinen langen Eislöffel zur Seite gelegt und schaut mich erwartungsvoll an. Vater Kubaner, Mutter Kubanerin, ergibt seit Kaiser Wilhelm einen Kubaner und keinen Deutschen. Ein Fall von Passfälschung. Und wissen Sie, was das zur Folge haben kann? Der Mann sagt nichts. Ich sage: Ausweisung aus Deutschland!

Folgen Sie lieber dem gesunden Menschenverstand. Treiben Sie es nicht auf die Spitze. Sie machen sich nur unglücklich, erwidert der Mann.

Gesunder Menschenverstand? Auf das Stichwort habe ich nur gewartet. Wissen Sie, was mein in einem italienischen Gefängnis viel zu früh verstorbener Freund Antonio gesagt hat? Die Alltagslogik des einfachen Mannes, des „Philosophen ohne Philosophie“ ist unsauber artikuliert, chaotisch, antikritisch, dogmatisch und konservativ. Den Individuen ist eine neue Konzeption der Weltsicht einzupflanzen, der Sozialismus. Die Alltagsphilosophie des einfachen Menschen ist das größte Hindernis für eine neue sozialistische Hegemonie.

Kommunist auch noch! Mit einem wütenden Blick auf mich steht er auf und geht weg.

Ich zahle Ihre Zeche, schreie ich ihm nach. Ich bestelle beim Kellner einen doppelten Whiskey. Morgen, ja morgen, werde ich die Anklageschrift meines Advokaten ihr zuschicken. Damit werden alle Brücken abgebrochen. Für alle Zeiten. Unwiederbringlich. Unumkehrbar. Und zugleich weiß ich, dass es nicht dazu kommen wird. Ich werde morgen den Brief in die Hand nehmen, um ihn zum Postamt zu bringen. Aber dann wird das Telefon klingeln, als ich schon auf der Treppe bin, sie wird am Apparat sein und ich werde ihr sagen:

Liebling, es tut mir leid wegen gestern. Ich war betrunken.

Sie wird Verständnis für mich aufbringen. Sie hat eine Nacht über die Sache geschlafen. Ihr wird eingefallen sein, dass sie ohne mich hilflos ist. Ich Unglücklicher werde Glück haben. Sie wird ihre mächtigen Espiritu nicht ein drittes Mal – und diesmal mit tödlicher Wirkung - auf mich loslassen. Wir werden zu uns zurück finden, in unsere uns eigene verstörende Innigkeit eintauchen, in unsere diskrete Zärtlichkeit treiben, die wir nur in der Distanz aufbringen. Und sie wird flüstern:

Schließ die Augen. Ich schließe die Augen. Und sie wird hinzufügen: Ich küsse dich auf deine Stirn, auf deine Augen, auf deinen Mund. Wolfi. Und dann wird sie noch anfügen: Erledigst du eine kleine Sache für mich? Ich brauche für mein Handy eine Aufladung vodafone D2 für 25 Euro. Ich muss mit der kubanischen Botschaft in Paris telefonieren. Es geht um meinen neuen Pass.

Speed dating, die Wiederaufnahme einer Schnell-Verkupplung. Ich werde mich in mein Auto setzen, den Cash Voucher kaufen und zuhause ihr die Aufladenummer ins Ohr flüstern, jede Nummer ein Eingeständnis meiner Liebe zu ihr, eine geheime Morsebotschaft: Tatatututa. 103271153941228. Repite por favor.

Und sie wird auf kubanisch wiederholen, was sie aufgeschrieben hat: Uno, sero, tre, do, siete, uno, uno, sinco, tre, nueve, quadro, uno, do, do, ocho.

Correctamente! werde ich sagen.

Aber dann wird sie nicht nach Paris telefonieren, sondern nach Cuba. Und am anderen Ende wird er schon auf ihren Anruf warten. Und sie wird ihm Vollzug erstatten: Liebster, ich habe deinen Auftrag ausgeführt, der Dummkopf bleibt an der Angel. Diese Aufzeichnungen sind real. Fast. Manches stimmt bis auf jede Zahl. Guthabenskarte 05.05. 12:24 Der Verkauf erfolgt im Namen und für Rechnung der Vodafone D2 GmbH. So geht es Schlag auf Schlag, ein halbes Jahr schon. Seine Lebenskoordinaten zeigen heftige Ausschläge: Glücksgefühl-Übermut - Schande - Selbsthass – Glücksgefühl, und ein Ende ist nicht ab zu sehen. Warum tut er sich das an? Die Frage ist falsch gestellt: Korrekt muss es heißen: Wie macht es dieser alte Wolf, eine junge Kubanerin an sich zu fesseln? Geld allein kann es nicht sein. Die eigentliche Frage muss lauten: Warum tut er dies ihr an? Wie Delphine im Schwimmbecken hat er sie für ein allgemeineres Publikum dressiert. Nach jedem ihrer Kunststücke gibt es unter Applaus eine Belohnung. Aber hinter seiner Freundlichkeit lauert psychische Gewalt, von der Gier geleitet, Macht über diese Frau auszuüben. Und sie fällt auf ihn herein. Betäubt durch den Konsumismus, den sein Geld ihr bietet, könnte nur rohe Gewalt ihr die Augen öffnen. Dies vermeidet er tunlichst. In Gestalt des scheinbar barmherzig Schenkenden schmeichelt er sich ein und ist deshalb umso mächtiger. Was der postmoderne Kapitalismus mit seiner permissiven Herrschaft über die Massen ausübt, vollzieht er im Individuellen an ihr. Und alles legal. Niemand kann ihn zur Rechenschaft ziehen. Wer sich mit dem mächtigen gesellschaftlichen Strom bewegt, bleibt unauffällig.

Nicht für viele seiner linken Freunde,

die ihm angesichts seiner – sagen wir es - reaktionären bourgeoisen Lebenshaltung die Freundschaft aufkündigen werden. Erniedrigung der Frau, Ausbeutung ihres Körpers, amoralischer zynischer Individualismus werden noch die harmlosesten Worte sein, die sie ihm entgegen schleudern, voller Verachtung über dessen miesen Charakter und ethischer Verkommenheit. Und er hätte nur das Eine entgegen zu halten, dass seine Göttliche das anders sieht. Die aber gibt kein Statement über ihre wahre Befindlichkeit ab, sie ruft keine Pressekonferenz ein, um den innersten Kern ihrer Beziehung mit ihm als einen dialektischen Prozess zu erläutern. Und wie steht es mit ihm? Die Berufung auf seine selbstgestrickte Lebensphilosophie eines existenziellen Marxisten würde auf ein breites Unverständnis stoßen, gerade bei Linken. Er müsste weit ausholen, die Erfahrungen eines langen Lebens rekapitulieren, er könnte auf nichts aufbauen, was allgemeiner Konsens unter Linken wäre, eine umständliche Sache und am Ende würden sie ihn in die ideologische Ecke eines paranoiden Anarchisten stellen. Um sich verständlich zu machen – auf eine Verteidigung legt er keinen Wert - braucht er ein Diskussionsforum, das in einem Gebäude sein Zuhause hat, das die Adresse: marxistische Philosophie der Praxis trägt, in dem sich viele in den unteren Stockwerken häuslich eingerichtet haben, auch wenn in den oberen – dem Überbau, der superstructura, noch die Inneneinrichtung fehlt. *Der Architekt ist sein Intimfreund Antonio, neben Sartre sein engster Begleiter durch eine unübersichtliche Welt. Antonio liefert ihm das Zauberwort Zivilgesellschaft, nicht zu verwechseln mit der bürgerlichen Gesellschaft von Kant, Hegel, oder civil society von Hobbes, Locke oder Adam Smith. Formationen oder Identitäten der Zivilgesellschaft sind Familie, Religionen, die Sprache, die Kunst, staatsferne Verbände, Vereine wie im Sport. Sie bilden in ihrem jeweils historisch legitimierten Szenario Erwartungen, Sehnsüchte (Liebesleben), Ziele, Glauben, Moral, Ethik, Projekte aus, die in ihrer Verschiedenheit das Soziale bilden. Unter Rückgriff auf die Hegelianische Dialektik –*

nicht so sehr auf Marx (!) - ist die Zivilgesellschaft nicht einheitlich, sondern steht sich vor allem aufgrund ihrer unterschiedlichen ökonomischen Interessen, aber nicht allein, gegenüber, hier Gewerkschaften, Intellektuellen-Klubs, Parteien, Feministen, Ökologen, die kritische Kulturwelt, Bewegungen von Studenten und Unterprivilegierten, dort kapitalnahe Parteien, selbstbewusstes Unternehmertum, verrückte Finanzaristokratie, das privilegierte egozentrische Bürgertum, das verführte Lumpenproletariat. Der Zivilgesellschaft als Ganzes stellt Antonio die politische Gesellschaft (Aktion) gegenüber, parlamentarische Fraktionen der Parteien, die Medienwelt und alle Aktionen auf politischer Ebene. Beide Ebenen sind in einem komplizierten dialektischen Prozess miteinander verbunden, der noch nicht zur Gänze ausdiskutiert ist. In diesem Kontext steht auch er. Aber wo? Vielleicht ungewollt hat Antonio das Tor aufgestoßen, um mit frischem Wind den Muff von autokratischen Funktionären, prüden Bürokraten und Fetischisten einer verquerten Sexmoral fort zu blasen, deren erotische Verklemmtheit Ausdruck ihres Hegemonialanspruchs ohne Legitimation war. Kuba war das einzige sozialistische Land, das solche Phantom-Probleme nie mit sich herum schleppt. Das ist schon etwas, was ihm hilft, ihn gegen eine vorschnelle Verurteilung seiner selbst zu schützen und eine Erklärung zu finden, was es mit der Liebe und den Frauen in Kuba auf sich hat. Und ansonsten? Die Fronten in der Zivilgesellschaft und zur politischen Ebene stehen sich nicht starr in einem Freund-Feind-Verhältnis gegenüber, sie sind durchlässig gemäß neuer aktuellen Erfahrungen, die aus der Dynamik der kapitalistischen Gesellschaft erwachsen, die eine ständige neue politische Bewertung und Selbstreflexion erfordern. Nach den Maßstäben des Vulgärkommunismus, der mechanistisch die Ökonomie als dominanten Faktor sah, und der sich mit dem Fall der Berliner Mauer selbst erledigt hat, fiel er in das egozentrische ehemals wohlhabende große und nunmehr povertierende Kleinbürgertum, auch wenn der Intellektuelle sich als eitler Exzentriker eine goldblinkende Talmimedalle ans Revers heften würde. Dieser vulgären Linie hat die Geschichte faktisch und Antonio theoretisch den Todesstoß versetzt. Er erleidet das Schicksal vieler Intellektueller. Von der Sphäre der ehrlichen Arbeit losgelöst, ist der selbsternannter marxistischer Existenzialist zur anderen Seite übergelaufen, ein Verräter seiner bürgerlichen Klasse, wenn die alten Kategorien noch gelten würden. Fragt sich nur, ob Gewerkschaften und die Facharbeiterklasse einen solchen Irrlichter brauchen. Zweifel sind angebracht. Als ich einem ideologischen Noch-Freund meine Überlegungen vortrage, schaut er mich bedauernd an.

Arme Sau. Missbrauchst Gramsci für seinen elitären Trip durch die Frauenwelt.

Und als ich bei einem gewerkschaftlichen Bildungswerk über das marxistische Verhältnis von Subjekt und Objekt referiere, brüllt mich ein Mitarbeiter von Siemens unvermittelt während meines Vortrags an:

Verkommenes Subjekt!

Beim Aufschreiben der Ereignisse tut es gut, eine Pause zu dem aktuellen Geschehen im bekannten Personenkreis einzulegen. Aus der Distanz und mit dem gewonnenen Zeitguthaben kann ich meinen privaten Lebensraum erweitern, einen Erker in mein Traumhaus einbauen, der für Diana und Yamara versperrt ist. Giesela, meine neue deutsche Freundin, ab sofort NDF genannt, ist herzlich eingeladen, sich darin häuslich einzunisten. Was leitet mich? Hanns Josef Ortheil, Süddeutschen Zeitung, hat es auf den Punkt gebracht. Er spricht von dem „sumpfhaften Amorphe der Romanwelt, eine gefräßige, monströse Gattung, er ist vergleichbar einem sich ununterbrochen mästenden, verfressenen Tier, das sein Autor und Erzeuger mit immer neuem Material füttern und stopfen muss.“ Es geht um Materialgewinnung. Eine neue Frau, diesmal eine deutsche, muss her, um das monoton gewordene Kubanische aufzulockern und dreißig Seiten neuen Text zu gewinnen. Exotisch-schwarze Repräsentantinnen der Hartz-4-Schicht gewohnt, packe ich das Werben um die mit einem großbürgerlichen Gehabe ausgestattete Dame zögerlich an, weil ich mich nicht so recht traue. Hoheitsvoll tritt diese Lady mir gegenüber auf, als entstamme sie den High Royalities, die in der Times täglich unter der Rubrik „The Court“ sorgfältig protokolliert, ihren repräsentativen Pflichten nachgehen; wohlgesetzt, in prägnant kurzen Sätzen, die scharf wie Messer sein können, redet sie von oben herab auf den kleinen Mann unter ihr ein; man merkt ihr den universitären Umgang an, und das weiß er zu genießen. Sie ist das krasse Gegenprogramm zu den Kubanerinnen, und das ist es, was ihn anzieht. Kultiviert, belesen und vor allem deutsch. Das Gegengeschäft passt zu dem Portefeuille seines Lebensprogramms, in dem die hochriskanten Werte mit den sicheren Börsenwerten gemischt werden. Aber was heißt schon sicher in der heutigen Welt? Wieweit man mit sicheren Werten kommt, offenbart die immobiliäre Spekulationskrise in Amerika, Fernost und Bayern sowie der Untergang des Vorstandsvorsitzenden Elsner der österreichischen Gewerkschaftsbank BAFAG. Ich brauche mich also nicht zu wundern, dass schon am ersten Abend unseres Beisammenseins, stillvoll in einem Lokal in der Altstadt arrangiert, von ihr ausgesucht und von mir bezahlt, sie das Weite suchen will. Und warum? Weil ich meine goldene MasterCard der Bedienung unter die Nase halte, während sie eine kleine Katzenpension führen muss, um finanziell über die Runden zu kommen. Mein Auftreten hält sie für protzig.

Ich bin nicht schuldig, dass ich reich bin, sage ich hastig, um sie am Weggehen zu hindern. Es ist nicht das erste Mal, dass ich mich für meine Wohlhabenheit bei Ärmeren entschuldigen muss. Was ich tun kann, tue ich, füge ich hinzu. Das Geld mit vollen Händen ausgeben. Ich gebe mir noch ganze zehn Jahre zum Leben. Mein Vermögen, dividiert durch zehn, ergibt meinen jährlichen Ausgabeetat, eine einfache Rechnung. Mit meinem Geld kaufe ich sympathische Menschen, um der Einsamkeit zu entgehen. Ich investiere in Menschen, nicht in Beton für ein kleines Häuschen.

Du willst mich also kaufen, sagt sie und will erneut aufstehen.

Nicht doch, nicht doch! So war es doch gar nicht gemeint, antworte ich, erneut von dem furor solus, der Angst vor der Einsamkeit, gepackt. Ich will sie - so kurz zuvor erst gewonnen – nicht schon wieder verlieren. Ich strecke den traumatisierten rechten Arm über den Tisch, um ihre Hand zu packen, und der erwartete stechende Schmerz überflutet meine Oberarmkapsel. Mein Aufschrei ist nicht gelogen. Das wirkt.

Tut der Arm immer noch weh, fragt sie, und ihr Zorn weicht dem weiblichen Mitgefühl.

Es will und will nicht besser werden, antworte ich gequält. Das frustriert. Der bei den vierfachen Überschlägen hin und her schlingende Kopf verdrehte Hals und Schulter. Die Muskeln verkrampfen bis heute. Der Rücken tut weh, was er vor ein paar Wochen noch nicht tat. Der Neurologe hat mir ein zweiseitiges Protokoll seiner Analyse geschrieben.

Du solltest einen Heublumensack auf deinen Nacken setzen, sagt sie und drückt mir fest die Hand. Ich bin über ihre Zuneigung entzückt.

Gerstengrassaft soll Wunder tun, sage ich.

Besser soll Weizengrassaft sein, antwortet sie.

Vermittelt über sie tut sich für mich bei unseren sonntäglichen Treffs in der Universitätsstadt eine neue Welt auf, die Welt der Hunde- und Katzenhalter. Mit einem kleinen Wollknäuel an der Seite, den sie gerade in der Obhut hat, wandern wir die Hundekackepfade in dem Park entlang, links und rechts des Weges liegt das Zeug wie Tretminen. Wer hinein tritt, hat für einige Zeit mit sich selber zu tun. Ich lerne im Schnellkurs den Charakter der Hunde und Katzen kennen. Wir führen einen kurzbeinigen Pinscher mit schwarzen Knopfaugen an der langen Leine, der jeden anderen Hund zuerst anknurrt, um dann plötzlich zum Kläffer zu explodieren. Vor dieser Überraschungstaktik nehmen die größeren Hunde Reißaus.

Je kleiner desto wadelbeißiger, belehrt NDF mich.

Ich höre kaum zu, denn etwas anderes bedrängt mein Inneres. Bist du auf den Hund gekommen? denke ich mir. Ist dies das Gegengift, das deine angefressene Seele heilen soll? Ich denke an Diana, die an diesem Sonntag in ihrer kleinen Stadt am Rande der Alpen wilde Söhne bändigen muss und für derartig Abseitiges keine Zeit hat.

Soy tu esclavo, habe ich ihr beim letzten Telefonat gesagt.

Y yo soy tu perra, hat sie geantwortet. Nicht zum ersten Mal bezeichnet sie sich als meine Hündin. Bei NDF könnte sie in Schulung gehen. Eher böte sich das Umgekehrte an.

Von Dianas Warte aus kann man die Welt ehrlicher betrachten: Eine freiheitsliebende Frau, die von ihrem Sklaven in einen Hundezwinger gesperrt worden ist. Von einer solchen Verbindung kann man sich einen ätzenden Biss einholen, an dem man noch lange denken wird, statt von einem Pinscher angesabbert zu werden, der sich mit seiner Leine zwischen mir und der Hundebesitzerin verheddert. In meinem Programm „Neue Lebenserfindungen“ bin ich dabei, mich zu einem „Asshole“ zu verwirklichen, der in der Hundesprache von NDF als „Alpharüde“ sich in den Arschlöchern anderer schnüffelnd. Das ist es, was mich an meiner unmöglichen Verbindung mit Diana ankotzt, in die mich meine Verblendung gebracht hat, Kuba in Deutschland zu verwirklichen. Nein, ich will aus diesen Verstrickungen heraus – mit Hilfe von NDF. Ich will keine Schmerzen mehr aus meiner Passion zu Kuba und zu seinen Frauen erleiden. Ich will zurück zur deutschen Normalität samt angegliedertem Hund, egal welcher Rasse. Auch ein großer, glattfelliger ungarischer Hirtenhund mit spitzer

Schnauze wäre willkommen. Ich will meine jungen schwarzen Gespielinnen mit deutscher Großbürgerlichkeit eintauschen. Dass dies für einen älteren Mann möglich wäre, lebt mir der letzte Playboy Europas, Flavio Briatore vor, der für seine neue weiße Braut eine Naomi Campbell zurück gelassen hat, eine Schwarze. Aber halt, bedenken wir: Wäre ein solcher Vergleich nicht vermessen und bezeugte er nicht, dass ich jedes Augenmaß verloren habe? Es könnte so sein, aber aus einem anderen Grund. Mit der Schönheit dieser medialen Traumfrau Campbell in ihrem schlanken Ebony-Körper können es eine Yamara und eine Diana allemal aufnehmen, auch weil sie jünger sind. Und wenn Yamara mit ihrer schwarz pigmentierten Gesichtshaut, umkränzt von ihren geflochtenen Haaren, einem Gesicht, das von schrägen Augen und einer prägnanten Nase geprägt ist, ihre spitze, rosaweiße Zunge heraus fährt, wie in der New York Times vom 21. Juli mit der Überschrift „Persuasion tactics“ dokumentiert, wer könnte ihr widerstehen? Brauche ich das Flair eines Champagner-Adels oder der Privatjet-Society eines Briatore, um mitzuspielen? In einer preiswerteren Liga kann ich mithalten. Ich begnüge mich in meinem kleinen Kuba-Kosmos in Bayern ein einheimischer Striezi zu sein, vergleichbar dem Chulo Yalcas jenseits des Ozeans in seinem Kaff.

In dem Poker zwischen mir und Diana:

hier das Geld, mein Geld, gegen ihre gekaufte Zuneigung, hat sich unmerklich, und ich weiß nicht wie mir geschieht, eine erneute Wende eingeschlichen. Die wievielte? Während ich meine männliche Aufmerksamkeit NDF zuwende, um mich von ihr zu lösen, hat sie ihre Leidenschaft zu mir entdeckt. Sie liebt mich! Je weiter ich mich von ihr entferne, desto näher will sie an mich heran. Es ist wie mit den Gluonen, den Bindungen der starken Kraft in einem Proton, also um das, was die Welt zusammenhält. Es geht auf ihrer Seite nicht mehr nur um Geld. Und da ich weiter davon ausgehe, dass ihr Verhalten zu mir nur ein abgeleitetes zu ihrem Zuhälter ist, nehme ich an, dass zwischen ihr und ihrem Ewigkeitsfreund etwas vorgefallen ist, dass ihr Verhältnis stark belastet. Und ich bin der Nutznießer, was wiederum mein Verhältnis zur NDF nicht erleichtert. Komme ich je von diesem Land frei? Eifrig sauge ich alles ein, was an Kuba erinnert. Der Kauf der spanischen Zeitung El Pais im Kiosk am Hauptbahnhof, die fast jeden Tag Nachrichten über die Umwälzungen auf der karibischen Insel bringt. Der Beitritt in den Genießclub der Zigarrenlounge Casa del Habano in meiner Stadt, mit einem jährlichen Mitgliedsbeitrag von 240 Euro, für eine Mitgliedschaft „Siempre“. Eine edle Gesellschaft mit vielen Kubanern und deutschen Managern. Angeblich geht es nach dem reglamento de la Casa darum, die Tabakkultur fördern, zu unterstützen und weiter zu entwickeln. Tatsächlich geht es um einen kubanisch-deutschen Treffpunkt für Manager, die insbesondere von Bayern aus rege Geschäftsbeziehungen mit Kuba pflegen. Für Firmenmitglieder gibt es die Kategorie „La Empresa“ mit einer jährlichen Mitgliedschaft von 750 Euro. Die älteste Geschäftsführerin und deutsche Kulturbotschafterin in Kuba begrüßt in einem etwas unpassenden roten Kleid, der ihren gehörigen Körperumfang akzentuiert, den hübschesten Botschafter einer ausländischen Vertretung in Berlin, Gerardo Penalver aus Kuba. Auch der ehemals politische Gefangene und einst als Feind Kubas Benannter, bekommt einen Club-Sticker und ein Zigarrenetui an sein Hemd geheftet. Ich gebe dem Herrn Botschafter artig die Hand und murmle meinen Namen. Als die Zelebration des Zigarrenansteckens beginnt, kneife ich wegen meiner chronischen Bronchitis. Ich schaue aus dem Fenster auf den Hauptmarkt, auf dem Hitler im zivilen Aufzug mit Schlapphut und weißen Regenmantel die Aufmärsche der SA abnahm, deren Knobelbecher auf dem Klopsteinpflaster knallten. Es waren bescheidene Auftritte vor der Machtergreifung. Niemand dachte vor 1930 an die Machtübernahme. Während ich der Vergangenheit nachsinne, drängt sich mir an diesem historischen Ort eine Idee auf, die heute ebenso undenkbar erscheint. Treffen sich hier die Konterrevolutionäre der Zukunft: junge dynamische Managertypen von der Karibik, die sich von den Heilslehren des bayerischen Kapitalismus nicht unbeeindruckt zeigen? Die Verlockungen sind groß: Privatisierung der kubanischen Staatsindustrie mit den Partnern Siemens, BMW, Adidas und Puma, Inthronisierung von unterbezahlten Parteikadern als Manager mit Riesengehältern, finanziert über die kubanische Staatsbank, die den kubanischen Grund und Boden an westliche Kapitalgeber verschleudert. Das war vor kurzem. Aber nun ist alles anders. Ich will aus dem seelischen Kuba-Käfig heraus, die Freiheit in der frischen deutschen Luft einatmen und mich von der Karibik immunisieren. Aber da ich alleine zu schwach bin, weil ich die Feigheit vor den starken Frauen von meinem Vater geerbt habe, un hombre cobarde,

will ich eine andere Stärke auf meiner Seite einsetzen, die mir helfen soll. Dies bezeichnet NDF zwar als Instrumentalisierung, wozu sie sich nicht hergeben will. Mit meinem Charme, den sie mir zubilligt, wird es mir gelingen. Neben der Hundewelt ist es die Kunst, in die mich NDF einführt. Die Kunst ist ein Teil der Kultur. Mein Freund Antonio sagt, dass Kultur nicht nur die Entität der Akkumulation des Wissen ist, sondern auch die Art des kritischen Denkens in Richtung einer Politik der Befreiung. Auf Seite 17 seiner Anthologie (in der spanischen Ausgabe von La Habana, 1973) schreibt er, „die kritische Afirmation – in Richtung einer Politik der Befreiung – verlangt von Kultur zu sprechen“. Ein einheimischer schnauzbärtiger türkischer Dichter und Kneipenwirt hat es ihr angetan. Während ich auf einer Parkbank meinen Kopf auf ihren Schoß gelegt habe, um den schmerzenden Rücken zu entlasten, liest sie mir in ihrer warmen Stimme aus einem schmalen Bändchen,

der seine Widmung auf Türkisch trägt, einige Gedichte vor. Der türkische Dichter reiht Begriffe wie Vertrauen, Sehnsucht, Abschied, Wiedersehen und Heimat aneinander, um einen emotionalen Klangteppich für die Liebe zu erzeugen:

Alles geschah wie von selbst, ohne Vergangenheit,
vielleicht weil du schön bist, vielleicht, weil du zuhörst, still,
der Stimme eines Gedichts, das Gedicht wird geschrieben in deinem Herzen.
Weil du nicht fragst nach gestern und morgen.
Ich weiß, ich liebe dich, ohne zu wissen warum.

Statt mich der gleichen romantischen Stimmung hinzugeben, in die sie sich beim Lesen hinein versetzt hat, reitet mich mein Widerspruchsgeist, der mir schon einige Unannehmlichkeiten in meinem Leben bereitet hat.

Es fehlt die Überraschung, sage ich; das Sprunghafte und das Dunkle, Rätselhafte, Zerstörerische wie bei Baudelaire, Shakespeare, - die kubanischen Lieder nicht zu vergessen - das der Liebe zwischen Menschen die Würze gibt. Es fehlt das Eruptive, Lustvolle, das was man Leidenschaft nennt, wenn Jack Nicholson, der Postmann, der zweimal klingelt und Jessica Lange auf dem Küchentisch übereinander herfallen. Und überhaupt: Über welche Liebe reden wir? Ist es nicht ein Anachronismus, dass ein Muslim über die kulturspezifische romantische Liebe des weißen Abendländers schreibt?

So werden wir nie zusammen kommen, sagt sie entrüstet, durch meine unpassende Kritik verletzt, weil ich sie aus ihren schwärmerischen Träumen reiße. Du mit deinem Existenzialismus!

Dialektischen, verbessere ich sie, es muss konkret heißen dialektischen Existenzialismus. Diese Suppe habe ich aus verschiedenen Ingredienzen zusammen gerührt. Ich sage nur: Marx, Adler, Sartre, Camus, Gramsci. Und Kati.

Wer ist Kati? fragt sie.

Meine Tochter, die in ihrer letzten Seminararbeit der East London University über das Thema Psychologie und Liebe mit 72 Punkten von hundert bewertet wurde. Eine Eins, wenn auch eine knappe.

Der stolze Vater, stellt Giesela fest.

Und? Jeder geht seinen Weg, auch wenn er ihn nicht kennt.

Aus Furcht, das Scharmützel könnte in einen harten Streit ausarten, was die Kunst trotz ihrer Erhöhung nicht wert ist, versöhnen wir uns. Auf der Suche nach neuen Welten werde ich weiter fündig. Es ist die im Zeitalter der digitalen Mailpost wegsterbende Welt der klassischen Liebesbriefe, wie sie dokumentiert sind in einem Ort, wo man sie am wenigsten erwartet bei meinem neuen Kurzbesuch in London im Marinemuseum von Greenwich; ein kostbarer nationaler Schatz, sorgsam in einem dunklen Saal archiviert, in dessen Zentrum eine heilige Ikone des Empires aufgebahrt ist: das Bild der Apotheose des tödlich verwundeten Kriegshelden aufsteigend aus dem dunklen Schiffsrumpf in das Licht der britannischen Himmelsgloriole. Die Liebesbriefe sind die zwei letzten, die Lord Nelson seiner angebeteten Lady Hamilton diktiert, während der Seeschlacht von Trafalgar auf dem Totenbett in dem dunklen Kielbulk der Victoria, seinem Schlachtschiff liegend, flackernd beleuchtet von trüben Funzeln; seine Brust ist von einer Kugel eines Kriegers des französischen Schiffes durchbohrt, durch die Lunge gedrungen und hat das Rückenmark mortal getroffen. NDFs Boten sind weniger dramatisch. Sie schickt mir zwei Postkarten. Eine von ihrer Exkursion nach München, im Bus. Die schwarz-weiße Karte – signiert mit Briefzentrum 1100 Jahre Eichstätt - zeigt einen älteren Menschen mit Hut, der melancholisch, seinen Kopf mit einem Hut mit Krempe bedeckt, auf einem Klappstuhl sitzend, seinen schweren großen Kopf mit der linken Hand abstützend, in die Richtung eines unbekanntem Zuschauers schaut. Unter dem Bild steht: Einsamkeit hat den großen Vorteil, dass man die Flucht vor sich selbst einstellt. Marcel Proust, 1871 – 1922, Fotograf unbekannt. Die zweite Postkarte ist bunt. Sie zeigt die längliche Schnauze eines Hundes, mit einem Tuch bedeckt, London, Pecorino, ein Hund geht um die Welt.

In meinem langen Leben habe ich bisher vier Postkarten der Zuneigung erhalten, sage ich ihr, als ich auf der Bank liegend, meinen Kopf erneut in ihre Schulter lege, um den traumatisierten Hals zu entlasten. Das seien doch keine Liebesbriefe, beharrt sie. Ich empfinde sie aber so, sage ich. Sie habe an mich gedacht, in Liebe. Das besagt der Text. Es ist die sanfte Zuneigung zweier Älteren. Dazu muss es erst

einmal reichen. Später werden wir weiter sehen. Aber während ich solches eingedenke, weiß ich schon. Es wird kein Später geben. Die harten Fakten sprechen dagegen. Über den weißhaarigen Turbo-Gockel braut sich das Unwetter zusammen: Yamara kräht aus Kuba ins Telefon, dass sie verrückt nach ihm sei und in den nächsten Wochen kommen will. Sie wird wie eine Bombe in sein Biotop einschlagen. Urplötzlich klingt ihre Ankündigung wie eine Drohung. Wie sich die Zeiten ändern. Vor einem Jahr hätte er noch seine Seele für ihre Präsenz in Deutschland verkauft. Und Diana? Sie setzt noch eins drauf mit einem Mittel, das sie bisher nur sparsam eingesetzt hat, mit Sex. Nicht mit dem gewöhnlichen Pastoren-Sex. Sie überrollt mich mit ihrem kubanischen Sex in einer Aggressivität, die alle bisher genossene Intimität sprengt. In ihr legt sie alles hinein, was sie hat: Leidenschaft, Phantasie, ein glühendes Herz und eine Gier, avidez ,

als habe sie unter ihren selbst auferlegten Entsagungen gelitten. Ihre Umarmungen machen mich anfänglich misstrauisch, eine schlechte Motivation für Liebesnächte. Die Wende in ihrem Liebesverhalten wird seinen Grund haben, den ich erahne. Diese raffinierte Frau tut nichts ohne ein spezielles Motiv, das jenseits des Ozeans liegt. Angefangen hat ihr Sinneswandel in der Regennacht, als ich von London zurück nach München kam. Plötzlich bietet sie sich an, mit mir die Nacht in München zu verbringen. Mit ihrer Freundin habe sie alles vorbereitet. Wir könnten in ihrer Wohnung übernachten, die ich mit meinem alten Fernseher und einer Schlafcouch selber ausgestattet habe. Es gießt in Kübeln, als ich den Wagen vom Touristenparkplatz des Flughafens abhole. Eine Reise nach Nürnberg auf der Autobahn wäre bei dem Wetter nicht ratsam. Während wir vom Hauptbahnhof, in dem sie von zu Hause angekommen ist, zur Gebelsberger Straße fahren, weil ihre junge Freundin, die 17 jährige Kubaqueen, bei ihrer Mutter dort die Schuhe wechseln muss, überhäuft mich Diana mit Zärtlichkeiten. Ich will mich durch die Wende in ihrem Verhalten nicht so schnell beeindruckt lassen und tue gut damit. Denn in der Wohnung ihrer Freundin in Schwabing kommt es zu einem Eklat. Aber nicht auf mich konzentriert sich die Wut von Diana. Beide Kubanerinnen, kommen sich in die Haare. Der Anlass ist ein trivialer, aber für mich eine neue sensationelle Erfahrung, denn bisher war ich immer nur der Grund von Dianas Zorn. Sie beschwert sich, dass ihre Freundin nicht für das Liebes-Essen vorgesorgt habe. Maylis, die ihrem Türsteher immer noch nachtrauert, der sie wegen einer fetten Deutschen verlassen hat, will sich nicht von meinem alten Fernseher trennen, in den sie mit trüben Augen starrt, auf den Sofa lümmelnd, den ich ihr ebenfalls geschenkt habe. Sie will sich nicht für eine Sache einspannen lassen, die nicht die ihre ist. Könnte ich etwas besser das kubanische Spanisch, das sie temporeich zwischen sich hin und her werfen, ich könnte neue Einsichten gewinnen. Ich könnte erfahren, dass Maylis viel von der romantischen Liebe zu einem Mann wie ihrem Türsteher oder dem Taxifahrer auf Teneriffa hält, aber wenig von dem eiskalten Kalkül, von dem Diana sich leiten lässt, um mich durch ihren scharfen Sex stärker an mich zu binden – für zukünftige Aufgaben, die mir noch verschlossen bleiben. Aus den verbalen Feuersalven, mit denen sie sich behacken, kann ich nur erahnen – aus dem Tonfall und ein paar hingeworfenen verständliche Satzsentenzen – um was es geht. Für mich ist es eine neue Erfahrung: Sie streiten sich im Jargon zweier keifenden Kubanerinnen vor ihren Holzhütten. In ihrem Jähzorn zerschlägt sie die Bande zwischen der einzigen Freundin, die sie hat, und sich, und der Grund bin ich. Meine Vermittlungsversuche zwischen den beiden scheitern.

Gehen wir in ein Hotel. Mit diesem Vorschlag schließt Diana schließlich erschöpft die Streiterei ab.

Ich in ein Stundenhotel? Nie und nimmer, lehne ich entrüstet ab.

Wir einigen uns auf die Wohnung des Exmanns von Maylis, Fritz, den ich mit seinem Sohn nach London mitnehmen wollte. Fritz ist mir zu Dank verpflichtet und lässt uns Gestrandete in seiner Kommune für die von Diana geplante heiße Liebesnacht eintreten. Gottseidank ist nur die siebzehnjährige Kubaqueen mit dabei. Keine andere kommt uns in die Quere, auch Fritz verabschiedet sich. Dianas Werben um mich kommt über mich wie alles, was mir mit ihr passiert: überraschend. Aber so ist sie. Das ist ihre Natur. Wozu also einem misstrauischen Grübeln nachhängen? Was soll eine Gegenwehr, als sie mich in das leere Kinderzimmer hinüber zieht? Warum soll ich mich dagegen stellen, dass sie mich entkleidet, um mich in die alte Hörigkeit einzusperrern, diesmal mit den Mitteln eines stürmischen Liebeserlebnis und nicht in einem raffiniert inszeniertes Eifersucht- und Entsagungsspiel? Und dann kommt mir der Gedanke, der mich schon längst hätte heimsuchen sollen. Eine Frau in meinen Armen, die sich unter meinen Händen wie eine Schlange windet, das ist die Rache an Yalcas, ihren fernen Geliebten in Kuba. Mit jedem Kuss ihrer heißen Lippen löscht sie einen Tag meiner Erniedrigungen bei unserem Urlaub in Teneriffa aus. Ich zähle die körperlichen Ereignisse mit ihr wie der Sheriff seine Kugeln, die er aus seinem Colt verschießt. Diese eine Berührung unserer Haut vernichtet den Hohn, mit dem sie mich mit ihrem geliebten Espiritu betrogen hat. Diese Küsse auf ihre Brüste entschädigen mich für die Veruntreuung meiner Gelder. Mit jeder Wendung, mit dem sie ihren Körper mir in einer neuen Perspektive anbietet und hergibt, hier, heute in München Schwabing, drei Uhr nachts, vertreibt sie das

Gespenst Yalcas, das sich in meiner Nähe eingenistet hatte, wie eine Ratte in den Zwischenwänden meiner häuslichen Wohnung.

Tu te vas! Hau ab über den Ozean, woher du kommst!

Dort darf sich der Espiritu zu dem Zuhälter materialisiert, der schwitzend und missmutig in einem alten knarrenden Holzstuhl auf der Veranda seiner elenden Holzhütte, 9 Uhr abends kubanische Zeit, in die Glotze seines Staatsfernsehens starren darf. Das Vergnügen sei ihm zugebilligt. Das Leben – was ist das Leben? Dass Geduld sich bezahlt macht, wenn man die Zeit dazu hat. Eine offen stehende Rechnung ist bezahlt, eine Schande ausgelöscht. Ich bin Dianas Lover – das weitere wird sich zeigen. Es ist der Rhythmus ihres Lebens, der das meine überlagert. In einer sechsstufigen Lebensskala: Geburt – Ehe – Kinder – Scheidung – Alter - Tod wäre ich am Ende angelangt, sie aber trägt mich in die Mitte des Lebens zurück. Nach Wochen der langsameren Gangart gewinnt das Leben an Tempo, dem der Chronist kaum nachkommen kann.

Sozialwohnung

Es ist das übliche Pfeifen im dunklen Walde, womit ich mir Mut mache. Denn immer stärker drängt sich die Frage auf: Was führt Diana im Schilde? Angestachelt durch Yamara am Telefon, die mir weismachen will, dass Yalcas geäußert habe, dass sie an einem der nächsten Freitage nach Kuba kommen werde, reiche ich dieses Gerücht an sie weiter ohne die Quelle zu offenbaren. Sie ist entrüstet. Wie ich dazu käme, angesichts all der Probleme, die sie mit ihrer Scheidung momentan in Deutschland habe. Ihr Protest klingt glaubhaft. Und es gibt Neuigkeiten, die ihre Aussagen noch unterstreichen. Im Rahmen des laufenden Scheidungsprozesses gewinnt sie den Anspruch auf eine große Sozialwohnung mit drei Zimmern, die den halben Monat über von den Kindern belegt ist und erhält einen Unterhaltsanspruch, vor dem der Vater angesichts der Strenge der Justiz sich nicht drücken kann. Das ist das eine. Das andere verkündet sie mir auch gleich am Telefon mit einem fröhlichen Unterton:

In Zukunft wirst du dich um meine Kinder kümmern!

Aber natürlich, antworte ich voller zukünftiger Vaterfreuden. Aus meinen bisherigen eigenen werden dann sieben. Wo ist das Problem?

Gut, ich gebe einen Haufen Geld für sie aus. Ihre Telefonkosten für ihren Geliebten Yalcas in Kuba, auf 25 Euro Vodafone Käufe an meiner Tankstelle verteilt – 300 Euro monatlich, sodann 200 Euro, damit der Kleine nicht hungern muss, und 500 Euro für bestimmte Objekte wie die Bezahlung ihrer Anwältin, bitte, bitte, bitte, bis Montag, wie sie mir am Telefon zusetzt. Das ist viel Geld. Aber andererseits kostet eine nichtarbeitende Ehefrau in Deutschland auch nicht weniger, und ich habe die Kontrolle über die Verwendung der Gelder. Das gibt mir eine starke Position. Es stimmt, was sie sagt. Sie ist meine Hündin, die ihre Knochen bekommt, wenn sie brav ist. Vorbei sind die Zeiten der uferlosen Ausgaben, die sie unkontrolliert nach Kuba weiter schickte. Ich habe sie im Griff, und sie hat die Lage akzeptiert. Meine Geduld hat sich gelohnt. Ich halte mir keinen Hund wie NDF, meine Freundin der anderen Kategorie, keinen mit Plüschfell und dunklen Knopfaugen, sondern es ist ein Mensch aus der dritten Welt, der tapfer sich in der Ersten zu behaupten versucht. Mein Enthusiasmus für sie erhält einen Dämpfer als sie mich beauftragt, bei der Arche in Landshut anzurufen, es ginge um die Sozialwohnung. *Die Arche ist keine karitative kirchliche Gruppe, sie ist auf Deutsch die Arge, die Arbeitsagentur. Als Akademiker habe ich ebenfalls Schwierigkeiten, dem deutschen Beamtenchimmel zu folgen. Nicht Landshut ist zuständig, auch nicht Holzkirchen sondern das Landratsamt Miesbach, el capital districto. Eine Gelegenheit, neue spanische Vokabeln zu lernen. Diana braucht einen Antrag für die Sozialwohnung, una solicitud de apartamento social, oder Wohnberechtigungsschein, un documento del derecho de recibir una casa social, abzuholen in ihrer Comunidad. Sie muss einen Nachweis ihres Unterhaltes, un papel de manutención, vorlegen, sowie einen Einkommensnachweis, una declaración del ingreso. Den Stempel der Kommune nicht vergessen, trichtet mir die Sachbearbeiterin ein. Als ich Diana weisungsgebunden den schwierigen Behördengang - auf kubanisch ein Schlüsselwort: trámite - am Montagmorgen telefonisch mitteile, herrscht sie mich barsch an, was ich mir einbilde, sie so früh anzusprechen. Als ich beleidigt widerspreche, weil ich meine Bemühungen nicht gewürdigt sehe, eskaliert unser Gespräch schnell zu einem Streit.*

Dummkopf, schreit sie mich an. Sie wäre in München, sie wisse schon alles, und überhaupt sei es aus mit uns. I mog nimmer, sagt sie in ihrer dunkel abschwellenden Stimme, wenn sie es ernst meint. Und singt mir einen alten mexikanischen Bolero vor, der in der ländlichen Tradition steht:

Te vas porque yo quiero que te vayas	Du gehst jetzt, weil ich will, dass du gehst
A la hora, que yo quiero te detengo	In der Stunde, wo ich dich fesseln will
Yo sé que mi carino te hace falta	Ich weiß, dass meine Liebe es für dich nötig macht
Porque quieras o no yo soy tu dueno	Ob du es willst oder nicht, ich bin dein Traum

Hunderte von Liedern hat sie in ihrem Repertoire, mitgebracht aus ihrer Heimat, am Zoll vorbei wie ihre Götter. Zu jeder Stimmungslage holt sie aus ihrer kubanischen Seele ein passendes Lied hervor. In Liedern kann sie sich besser ausdrücken als im Deutschen, besser sogar als in Spanisch-Kastellanisch. Ihre Lieder sind Melodie und Poesie zugleich. Auch wenn sie sich einfacher Worte bedient, ist die Poesie in Liedtexten für mich schwer verständlich. In der Fremde betritt sie ein Stück Heimatscholle, in dem sie sich auskennt, wie der Bauer, der hinter zwei Ochsen mit dem Holzpflug sein Feld beackert. Dieses Terrain wird ihrem Geliebten für immer versperrt bleiben, er wird zum Fremden in seiner eigenen Heimat. In den Klangmustern, den bekannten Wortbrocken in den Zeilen kann er ein Muster vage erkennen, aus dem er sich einen eigenen Reim macht. Die Poesie folgt einer Logik, die in ihrer Widersprüchlichkeit der Dialektik nahe kommt. Manches ist zweideutig, manches verwirrend. Der Sozialfall mit Immigrantenhintergrund bedient sich gleich vier Sprachen, dem Kubanischen, ihrer Muttersprache, dem Kastilianischen, dem Bayerischen des Oberlandes und der poetischen ihres Liedgutes. Demnächst wird sie eine fünfte Sprache lernen, das Hochdeutsche, ihr vom Landratsamt verordnet, damit ihre beiden Ältesten sie verstehen können und sie den deutschen Pass bekommt.

Dummkopf, was träumst du. Ich singe dir aus München ein Lied vor, und du träumst.

Ihre Worte holen mich aus meiner Gedankenwelt in die Wirklichkeit zurück. München. Das ist das Stichwort. Das Spiel kommt mir bekannt vor und dennoch bin ich zutiefst getroffen. Um 9 Uhr morgens in München, das bedeutet, dass sie über die Sonntagsnacht in München ohne mein Wissen gewesen ist. Und mir macht sie weiß, sie müsse über das Wochenende bei ihren Kindern in ihrem Ort hocken und hätte keine Zeit, mich zu besuchen. Ich rufe sie nach einer Pause von einer halben Minute erneut an. Panik erfasst mich. Falls sie ihr Handy auf „Kein Empfang“ gestellt hat, ist es wirklich zu Ende. Auch von meiner Seite. Meine Geduld ist erschöpft. Irgendwann ist Schluss. Warum nicht jetzt? Aber sie geht wieder ans Telefon, ihre Stimme klingt dumpf, als läge sie unter einem Bettuch - mit einem anderen Mann, dem sie nun ihr Liebeslied von Alfredo Jiménez vorträgt. Aber sie antwortet mir wütend, in ihrer Stimme ist so gar nicht von Liebe zu einem anderen Mann zu spüren.

Sucia idea!

Baja tu voz!

worauf sie wieder das Gespräch beendet. Das Spiel wiederholt sich noch zwei Mal, bis ich auf Versöhnung schalte und von meiner ewigen Liebe zu ihr spreche, die durch keine disturbación und pelea getrübt werden könne.

Dummkopf, sagt sie lachend. Komm sofort zu mir, zu Fritz.

Trotz dieser beruhigenden Zeichen treibt mich eine Restangst zur Garage. Ich starte mit meinem 2-Liter-Wagen durch zum Großen Preis von Monaco. In zwei Stunden bin ich in der Wohnung des Ex-Mannes ihrer Freundin. Beide Frauen räkeln sich müde im breiten Kommunebett, die Kinder spielen friedlich auf dem Boden. Es liegt kein Mann in ihrem Bett sondern Maylis. Sie scheinen ihren Streit begraben zu haben. Das ist nicht tröstlicher. Immer mehr beginne ich diese chinesisch-kubanische Mestizin zu hassen.

Vípere veneno! zische ich, unhörbar für Maylis durch die Lippen in Richtung Diana. Giftschlange!

Meine schwarze Schöne winkt mich zu sich. Ich krieche zu ihr und küsse sie. Sie umfängt mich mit ihren Armen und flüstert mir zu:

Dummkopf! Heute Nacht machen wir Sex.

Auch wenn es eine durchschaubare Technik ist, den Mann zu einem willenlosen Hörigen zu machen, lasse ich mich auf sie ein. Zwar werden die ständigen Stiche in mein Herz bald in einem Infarkt oder in Herzrhythmusstörungen enden. Aber was für eine Alternative habe ich? Sie oder keine. Da ziehe ich diese schöne schwarze Kubanerin, die das Herz jeden Mannes zum Zerspringen bringt, dem Nichts vor. Ich lehne meinen Kopf an ihre Schulter, um das Pochen meines Herzens zu verlangsamen. Eine kostbare dösende Stunde im direkten Körperkontakt, der mich für vieles entschädigen soll. Dann erhalte ich meinen Auftrag für das Essen zu sorgen. Es ist Montag Mittag. Mit den Kleinen wandere ich zum Schwabinger Einkaufszentrum. Johann strampelt sich in seinem zu kleinem Dreirad ab, der Ältere fährt zweirädrig mit einem schicken BMW-Rad, den ihm sein Vater gekauft hat. Die verwunderten Blicke der Passanten auf unsere seltsame Gruppe sind Balsam auf meine eitle Seele. Zwei McDonalds mit Chicken Nuggets als Kindermenue, ein dreistöckiger Cheese Burger mit viel Mayonnaise, wie es die Kubaner in ihrer Heimat lieben, sowie ein McChicken tragen wir in großen Tüten nach Hause. Soll es meine Stimmung mindern, den nützlichen Idioten für zwei verrückte Abzockerinnen des deutschen Sozialsystems abzugeben? Natürlich nicht. Aber nicht für eine lange Zeit. Nach dem Essen bekomme ich den Auftrag, mit den Kleinen zum Spielplatz zu gehen. Zuvor kaufe ich zwei Bier sowie eine Süddeutsche Zeitung und setze mich auf die Bank des Spielplatzes, während die beiden Kinder die Rutsche bedienen, auf den Seilen balanzieren und schaukeln. So habe ich es vor 24 Jahren mit meiner Tochter gemacht.

Halt, kommt eine Stimme aus dem Off, es ist mein Autor. Ich schaue verwundert nach nirgendwo. Lief etwas schief? Endlich mal eine entspannte Szene in einer paranoischen Welt und dann diese brutale Interruption.

Von wegen, antwortet der Autor, der meine Gedanken lesen kann, weil sie von ihm sind. Ein Skandal, was hier abläuft. Für moralisch korrekte Menschen stellt sich die Frage: Was ist mit der heutigen Rentnergeneration los? Warum kümmert sich der Opa nicht um seine eigenen Enkel und zieht zwei braune kleine Deutsche mit kubanischen Hintergrund ihnen vor? Einhundert Kilometer entfernt warten am Ufer der Donau zwei Enkelkinder auf den Opa, dass er mit ihnen die Schulaufgaben durchmacht, um danach mit den drei kleinen Hasen zu spielen, die vor kurzem die dicke, fette Häs in ihrem Stall zur Welt gebracht hat.

Diese Frage stellt sich auch die Mutter, meine Tochter. Die eine Antwort: Weil der Opa kein moralisch korrekter Mann ist – man könnte auch sagen: weil er seelisch verwahrlost ist. Die andere Antwort: Weil er sich bei seiner Geliebten unabkömmlich machen will, nachdem sie aus dem Haus ihres Noch-Ehemannes ziehen musste. Das ist seine Chance. Es geht nicht nur um Liebeshändel, der die Fahne in die eine oder andere Richtung wehen lässt. Es geht um weitaus mehr. Er tritt in die Lücke des Noch-Ehemannes, ein fürsorglicher Mensch, der es mit den Kindern kann und die Mutter entlastet. Ein solches weitsichtiges Denken wäre aber eine Überforderung für eine Kubanerin. Als ich nach zwei Stunden Aufsicht mit dem Bier nach Hause komme, flippt Diana aus. Alkohol bei Männern ist für sie ein Horror. Männer mit Rum in der Hand schlagen Frauen. Das sind ihre kindlichen Erinnerungen aus ihrer Heimat. Sie will es nicht würdigen, dass ich mich intensiv um die beiden Kinder gekümmert habe. Alkoholiker, sind noch ihre harmlosen Beschimpfungen. Intensiv befragt sie den Fünfjährigen, wie viel Bier ich getrunken hätte. Der hebt die Hand und spreizt die Finger: fünf. Ich protestiere und verweise auf die zwei vollen Flaschen. Diana schenkt dem Kleinen mehr Glauben als mir. Diesmal raste ich aus, weil ich mich überfordert fühle.

Que no me ejerceas demaseado!

Ein Wort folgt dem anderen. Der Blutdruck steigt und pocht gegen meine Schläfen. Ich packe meine Sachen und verkünde, dass es dieses Mal definitiv aus sei. Diana wiegt ihren Körper hin und her und singt mit ihrer dunklen Stimme ein kubanisches Volkslied, das aus der Tiefe ihrer Seele kommt. Es ist uns beiden ernst. Mal wieder. Sie kommt nur bis zur ersten Zeile des Liedes, denn in höchster Erregung knalle ich die Tür hinter mir zu und gehe zum Aufzug. Es ist aus, aus, aus! Doch dann fällt mir ein, dass ich in der Wut den Autoschlüssel in der Wohnung vergessen habe. Ich läute wieder, stehe in der Wohnung und alle Wut ist wie weggeblasen. Ich gehe auf Diana zu und umarme sie stumm. Sie flüstert mir zu:

Dummkopf!

und singt das Lied zu Ende, das so jäh unterbrochen wurde.

Todo es hermoso y constante	Alles ist schön und beständig
Todo es música y razón	Alles ist Musik und Verstand

Rápida, como un reflejo	Schnell wie ein Reflex
Dos veces vi el alma, dos:	Zwei Mal sah ich die Seele, zwei:
Cuando murió el pobre viejo	Als der arme Alte starb,
Cuando ella me dijo adiós	Als sie mir sagte, Adios

Einfache Verse. Bei ihrem Griff in ihren unendlichen Liederschatz, den sie aus der Heimat mitgenommen und wie ein Schutzschild vor sich herträgt in einer fremden, feindlichen Welt, wählt die Seherin, mit ihrer Götterwelt verknüpft, diese aus: Ein alter Mann stirbt, und sie ist es, die ihm ein letztes Lebewohl sagt. Später, in den langen Stunden der Nacht, als ich von ihr und ihrer Freundin allein gelassen, die beiden Kleinen behüte, – der Fernseher ist kaputt, so dass ich ein wichtiges Fußballspiel verpasse – überdenke ich das Geschehen, einschließlich des Liedtextes. Die Lampen der regennassen Straßen werfen ein flackerndes Licht auf die Decke des Zimmers. Die Frage, was Diana im Schilde führt, wenn sie nach dem gewohnten Aufbrausen wieder einlenkt, erhält eine neue Antwort: Sie lauert im Fall meines Todes, wenn sie mir ein letztes Lebewohl gesagt hat, auf mein Erbe. Als der Kleine mit einer traurigen Stimme, die er von seiner Mutter Maylis hat, mir sagt, bevor er auf dem breiten Bett für die Nacht seine Augen schließt, dass Diana nach Kuba zu ihrem Mann fliegt, haben wir eine neue Frage und eine halbe Antwort. Kann sich ein Fünfjähriger eine solche Story ausdenken? Es wäre die absolute Provokation. Auch wenn ich vor mir selbst den Coolen gebe, den es kalt lässt, dass sie in wenigen Tagen in den Armen ihres Geliebten liegt, zerfrisst mich die Eifersucht. Auch diese Katastrophe wird mich nicht zerstören. Es ist vorgesorgt. Während Diana nach Kuba fliegt, mit meinem Geld, das sie angespart hat, kommt meine alte Freundin Yamara angefliegen. Die eine geht, die andere kommt. Beide gehen sich aus dem Weg, in den letzten Momenten hat sich die Chance eröffnet, dass es nicht zu der befürchteten Explosion kommt. Es ist ein typisch kubanischer Weg, alles im letzten Augenblick zu regeln. Doch bevor die Zukunft dieses endgültig klärt, schiebt sich in die Ereignisse NDF dazwischen, meine neue deutsche Freundin. Es ist wenig erfreulich, was sie mir am Freitag in ihrer hübschen Wohnung auf dem Balkon verkündigt. Sie will unsere Beziehung um eine Stufe auf die Ebene einer unverfänglichen Freundschaft herabschrauben. Ihre Begründung ist mir schleierhaft.

Das ist es ja eben, warum wir uns nicht verstehen, herrscht sie mich an.

Mir graust. Behausten wir unsere Gefühle nicht von Anfang an auf dem Niveau einer Abbruchbude in der Südstadt? Mit einer weiteren Abstufung unserer Beziehung werden wir in einem nassen, kalten Keller landen, in dem es von der Decke tropft. Streng, wie es ihre Art ist, weist sie mich in die neue Art der Beziehung ein: Distanz ist angesagt. Auch unverfängliches Händchenhalten geht nicht mehr, gibt sie mir vor. Es ist die klassische Variante, wie deutsche Frauen auf diesen Typus reagieren. Erste Stufe nach dem Kennenlernen: Die Verzauberung. Das Bild eines Supertypen wird in ihn hinein projiziert, was er nicht erfüllen kann. Zweite Stufe: Entzauberung: Der bewunderte Charmeur hat sich rasch abgenutzt. Und endlich: Er wird wie ein alter Teppich entsorgt. Das stresst. Ich bin müde, unendlich müde, und döse auf ihrem Balkon im Abendsonnenschein des längsten Tages des Jahres, während sie ihre endlosen Monologe am Telefon mit einer Freundin führt. Auf den kürzesten Nenner gebracht, der ihr natürlich nicht gerecht wird, könnte man sagen: Sie hat Lebensangst. Sie hat vor dem Ungewissen Angst, das das zukünftige Leben mit mir bieten könnte. Und da hat sie nicht Unrecht.

Ich gebe zu, sage ich resignierend, dass ich in letzter Zeit zu sehr abgelenkt war, zu wenig Emotion und Leidenschaft.

Nein! Nein! wehrt sie ab. Ich wusste nicht mehr, wer ich bin.

Der Sinn für das gebildete Gespräch fehlt mir, seitdem ich es mit Immigranten zu tun habe. Bei ihnen geht es um das nackte Überleben, bei den Deutschen um das Plaudern in einer blumengepflegten Balkonambiente mit Weißwein. NDF argwöhnt fälschlich einen arroganten Akademiker in mir, einen Kopfmenschen. Es ist umgekehrt, und damit potenzieren sich unsere Missverständnisse. Der gehobene Diskurs langweilt mich, während ein banaler Satz im spanischen Idiom von Diana mich elektrisiert.

Yo te amo! Yo te extraño!

Natürlich ist es eine Lüge. Oder doch nicht? Sie liebt mein Geld und achtet mich zugleich. Wenn sie mich achtet, ist es zur Liebe nicht weit. Wie weit weiß ich nicht und werde es nie wissen. Aber gerade dieses Schillernde, dieses Zweideutige ist es, was mich anzieht. Ich spiele nicht mit ihr, wie sie mir manchmal unterstellt. Das würde ihrer Bedeutung nicht entsprechen. Wir stehen uns in einem Duell mit vielen Finten und Täuschungen gegenüber, in dem sie normalerweise überlegen ist, ich momentan im Vorteil bin, für mich eine ungewohnte Situation. Wieso, warum wissen nur die Götter. Sie haben mir die Bälle zugespielt. Wie in der Antike sind Diana

und ich nur Spielbälle übergeordneter Gottheiten, die ihre Machtspielchen im afrokubanischen Himmel an uns Irdischen auslassen. Momentan habe ich die besseren Unterstützer dank der gottgeweihten Halsketten von Yamara, die ich zu meinem Schutz unsichtbar für Diana unter meinem Hemdkragen trage und in den gemeinsamen Nächten vor ihr zu verbergen weiß. Und doch gibt es neue Entwicklungen in dem Ungewissen unserer Beziehung. Nachdem ich jeden einzelnen Bauteil aneinander gefügt habe, wird mir das Neue bewusst. Sagen wir es so: Ich habe Diana in der Hand, ohne diese schmutzig gemacht zu haben!

No mancho mis manos.

Dieser Vorteil ist mir gottgewollt zugeflogen, ohne einen aktiven Beitrag meinerseits. Ein großer Vorteil. Ich brauche mir nicht selber die Hände schmutzig zu machen, wie es gewesen wäre, wenn ich das gerichtliche Geschütz aufgefahren hätte und mein Kanonier, der Rechtsanwalt, auf sie gezielt hätte. Bisher war sie eine freilaufende Hündin, die sich die Fleischbrocken schnappte, die der Sklave ihr zuwarf. Nun hat Herrchen sie an die Leine genommen, an die lange, vorerst. Begriffsstutzig begreife ich die Gunst der Stunde erst, als ich sie auf ihrem Behördengang zum Landratsamt begleite. Ihr untrüglicher Instinkt will mich anfänglich davon abhalten, aber ich lasse mich nicht abwimmeln, ihr als Dolmetscher zu dienen. Einmal in der Woche will ich sie wenigstens sehen, in ihre schwarzen Augen schauen, in denen die Iris mit dem Augenhintergrund verschmelzen. Meine Sehnsucht nach ihrer Nähe verbinde ich mit meiner Nützlichkeit als Intérprete. Wenn schon Deutsche den Behördenkram um den Antrag für eine Sozialwohnung nicht verstehen, wie soll dies eine Kubanerin? Dem Autoren sei in sein Manuskript geschrieben: Es ist das Vergnügen der neuen modernen Rentnergeneration, sich um halb sechs morgens – die Sonne steht im Nordosten knapp über dem Horizont - ins Auto zu setzen, um der jungen karibischen Geliebten einen Besuch abzustatten. Um 9 Uhr vierzig, nach 250 Kilometer stehe ich vor dem Holzkirchener Bahnhof. Sie kommt wie immer mit ihrem Sohn Johann im Schiebetrolley den Bahnsteig entlang. In leicht gebückter Haltung, als büße sie für ihre Schönheit, schiebt sie ihren Sohn über Gleis zwei, eine schlanke wunderbare Rabenschwarze, die Aufsehen erregen müsste, aber gleichgültig gehen die Pendler auf ihrem Weg zur Arbeit an ihr vorbei. Ich will sie küssen, aber sie wehrt mich ab.

No drama, sagt sie. Vielleicht könnte uns jemand sehen.

Wir setzen uns an einen Tisch des Cafés in die Sonne. Gegenüber dem heruntergekommenen Bahnhof liegt die Kreissparkasse, ein Vorkriegsgebäude. Andächtig schaue ich auf die hohe Fassade. In dieses alpenländische Gebäude nach dem Geschmack des Führers wurden etliche Tausende meiner Euros für ihren Chulo nach Kuba versenkt, die große Betrugsaktion zu Beginn unserer Beziehung. Aber nicht spurlos. Die Auslandsüberweisungen haben die Summen und den Empfänger mit Adresse hinterlassen, so dass sie jederzeit nachprüfbar wären. Mir kommt in den Sinn, dass ich eine solche Spur auch für Bargeldübertragungen hinterlassen sollte. Normalerweise hinterlassen Bargeldtransaktionen kein Indiz für meine Präsenz und meinen Zahlungsfluss mit meiner Freundin. Dennoch finde ich einen Dreh, um vielleicht Beweisstück Nummer 27 für die finale Abrechnung mit einem Sozialfall mit Migrationshintergrund zu schaffen. Ein Fall für die Arge, die im gesetzlichen Rahmen von Hartz IV sich zur alten Sittenpolizei aufschwingt, die Ärmsten der Armen verfolgt und deren Machenschaften der Strafe zu führt, die sie für gerecht hält. Das muss ich ausnutzen. In der Bank gebe ich vor, meine Bankkarte vergessen zu haben. Über ein Blitz-Giro lasse ich mir 150 Euro von meinem häuslichen Konto überweisen, gebe das Bargeld Diana und ziehe eine frische, unlöschbare Fahrte für die Staatsanwälte der Zukunft hinter mir her mit der Markierung:

Wolfi was here!

Wir fahren weiter zum Landratsamt. In dem Zimmer für Sozialwohnungen stoße ich auf weitere Informationen, die die Machtkonstellation in unserer Beziehung, die bisher durch meine Hörigkeit gegenüber meiner Freundin einseitig geprägt war, auf den Kopf stellt. Vor zwei anzüglich grinsenden molligen Sachbearbeiterinnen stelle ich mich als Dolmetscher für meine kubanische Bekannte vor. Diana präsentiert ihren neuen kubanischen Ausweis, in Paris hergestellt, und legt ihre Dokumente auf den Tisch. Behördenkram ist ein Drama für das deutsche Volk, für Immigranten ist es die Katastrophe. Schon die automatisch geführte telefonische Hinführung zu den einzelnen Bearbeitungsstellen ist ein unüberwindliches Hindernis für Ausländer. Obwohl ich sie für den Behördengang instruiert hatte, hat sie fast alles vergessen. Die Sachbearbeiterinnen verweisen auf die Einkommenserklärung, die dem Antrag auf eine Sozialwohnung beigelegt werden muss. In ihr muss alles aufgeführt werden, alle Zuwendungen ihres Bekannten eingeschlossen. Die Sachbearbeiterinnen lächeln maliziös.

Und Sie müssen sofort den Antrag auf Sozialhilfe stellen, sagen sie zu Diana. Das ist Pflicht. In üblicher Weise werden wir die Bewegungen auf Ihren Konten prüfen. Rechtens ist, dass Zuwendungen von ihrem Sozialhilfesatz abgezogen werden.

Endlich bin ich dort angelangt, wo ich schon lange hin gehöre. Dianas Kontenbewegungen, ihr größtes Geheimnis, werden überprüft. Das Ergebnis ist vorhersehbar. Es werden meine Einzahlungen festgestellt, und daraus der Schluss gezogen, dass wir in einer eheähnlichen Beziehung leben.

Una comunidad conjugal similar

Im Ausmaß meiner Zuwendungen wird nach Hartz I, II und IV ihr die Staatsknete gekürzt. Mehr noch: Der Weg der Auszahlungen wird nach verfolgt und festgestellt, wegen der zeitlichen Nähe und der identischen Summe, dass sie ihrem Geliebten mein Geld per Auslandsüberweisung nach Kuba zuwies. Nach einer Befragung von mir wäre es den Behörden schnell klar, dass es sich um ein verbotenes Geflecht zwischen einem Zuhälter und seinem Pferdchen handelt, auf dem er reitet. In Kuba kein Problem, wenn sie sich auf einen Ausländer beschränkt. Dort wäre sie die jinetera, die Reiterin. In Deutschland wird unterstellt, dass sie von ihrem Zuhälter auf mich angesetzt worden ist. Dass sie diesem Mann gegenüber hörig ist, beweist die Geldzuwendungen von Deutschland nach Kuba, die ihr zum Überleben hier fehlen. Zu diesem Schluss komme ich, als Yamara mir am Telefon mitteilt, dass Yalcas, der Zuhälter, ihr erzählt habe, dass ich vor vier Tagen einen sexuellen Kontakt mit Diana hatte. Flagranti erwischt! Ich bin außer mir. Es ist, als würde die Ehefrau ihren Mann mit einer Geliebten in ihrem Bette ertappen. Mehrmals frage ich bei Yamara nach, weil ich dergleichen Ungehöriges keinen Glauben schenken kann. Ich gehe mit Diana ins Bett und nur wenig später weiß es eine kleine kubanische Stadt, 10 tausend Kilometer entfernt, seit der Revolution abgehängt vom großen Weltgeschehen. Weil die Story stimmt, gibt es nur eine logische Schlussfolgerung: Diana offenbart das Intimste zwischen mir und ihr ihrem Freund, und dieser macht es in den Calles publik. Eine unmögliche Geschichte, über vier Menschen vermittelt. Aber sie spielt in einem abgründigen Milieu, wo alles möglich ist. Als meine erste Wut verraucht ist, versuche ich die Motive zu hinterfragen. Ich begeben mich auf den beschwerlichen Weg, den vielleicht noch kein Ausländer gewagt hat, das Abgründige in der kubanischen Seele zu eruieren. Kann mir der Analyseapparat eines Emanuel Kant bei dieser Arbeit helfen? Die Logik, die der abendländischen Aufklärung entspringt, ist wie die Mathematik oder die Gravitationslehre von Newton universal gültig – auch für Kuba. Oder versperrt sich diese karibische Insel den logischen Gesetzen? Nach fünfzig Jahren Eingesperrtsein durch die Yanqui-Blockade und abgehängt vom Weltmarkt und Internet wäre es möglich, dass ein Raum geschaffen worden ist, in dem die Logik nicht überall regiert. Folgen wir meinem philosophischen Freund gelte dies nicht für die politische Sphäre, aber in der Zivilgesellschaft wäre es möglich, dass hinter Yalcas Verhalten etwas ganz anderes stünde. Nicht der geldgierige Zuhälter, der seine Überlegenheit mir gegenüber beweisen will, indem er sich Yamara anvertraut, von der er weiß, dass sie mit mir in Verbindung steht, sondern eine mächtigere Kraft als das Geld: Eifersucht. Er spannt Yamara ein, um mich erneut zu erniedrigen, mit der Konsequenz, dass ich von Diana lasse, wenn Yamara europäischen Boden betritt. Ich ziehe für mich die Konsequenz, die Emotionen links liegen zu lassen, einen klugen Kopf zu behalten und die Sache erneut durch zu kalkulieren. Bei rechtem Licht betrachtet, stünde ich in diesem Fall gar nicht so schlecht da.

Der Chulo ist eifersüchtig auf mich!

Wer hätte das gedacht. Und: Er verrät nicht nur mich, weitaus mehr ist sein Pferdchen angeprangert, das den Ausländer reiten soll. Aber das wäre europäisch gedacht. Im kubanischen Denken ist die Jinetera, die Reiterin, eine ehrenvolle Frau, die einen Ausländer zeitweise unter dem Beifall der Familie, zureitet. Wenn sie die Befehle des Chulos erfolgreich ausführt, plaudert er zwar ihr Intimstes aus, aber dies dient seinem Ruhm als Zuhälter und dem Ruhm von Diana als Geldsammlerin in diesem schwatzhaften Provinznest. Und das führt mich auf einen alternativen Gedanken, den ich verschiedene Mal schon hatte und der mich frösteln lässt: Diana ist dem Chulo gegenüber hörig. Sie hat den Auftrag von ihm, mit mir schlafen – eine peinliche Erkenntnis. Mein Triumph über ihn erweist sich als Farce. Das passt zum Bild, das ich mir schon des Öfteren über den wabernden Espíritu Yalcas in meinem Schlafzimmer gemacht habe. Er, 10 000 Kilometer entfernt ist ihr näher als meine perforierenden Penetrationen. Was sich aber der Chulo nach den Regeln des kommunistischen Kubas ausgedacht hat, könnte Diana im kapitalistischen Deutschland zum Verhängnis werden: Sie verheddert sich im Paragraphengestrüpp eines Ersten-Welt-Landes. Wenn wir es rechtlich betrachten, wozu der deutsche Staat – vertreten durch die Arge - verpflichtet ist, bewegt sich Diana nahe der Prostitution. *Prostitution ist zwar in Deutschland – anders als in Kuba – nicht verboten. Aber es ergeben sich einige Verpflichtungen aus diesem Job. Der verfassungsrechtlich anerkannte Beruf muss der Arge, der Arbeitsagentur, bei der Ausfüllung der Einkommenserklärung, die als Unterlage für den Antrag auf Sozialhilfe als Beruf dient, ordnungsgemäß angemeldet werden. Geschieht dies nicht, liegt ein Verstoß gegen Hartz II vor. Diana müsste in ihrer Einkommenserklärung gegenüber der Arge angeben, dass sie Geld als eine leichte Dame erwirtschaftet, durch einen „Ehemann“ ohne Papiere geführt wird nach kubanischen Recht – durch einen Zuhälter nach deutschem Recht - sonst handelte es sich um Bigamie - eingedenk ihrer noch nicht vollzogenen Scheidung und das Geld an ihren Zuhälter abführt. Sie muss diese Einnahmen, die sie durch mich erwirtschaftet hat, in der Einkommenserklärung angeben. Tut sie dies nicht, erschleicht sie sich Sozialhilfe. Amtsgerichte haben für*

Betrügereien mit den Hartz-Gesetzen eine besondere Empfindlichkeit entwickelt. Sie fackeln da nicht lange. Schon wegen lächerlicher 982 Euro Erschleichung von Sozialhilfe verdonnern sie Delinquenten, wie einen Norman Bordin, zu vier Monaten Haft ohne Bewährung, obwohl er Familienvater ist.

Ich pausiere in den kantianischen Gedankengängen, die mir den Atem rauben.

Ich werde sie nicht anzeigen, weil ich mir nicht die Hände schmutzig machen will. Ich brauche nur den Perfektionismus unseres Sozialstaates gegenüber einer Immigrantin walten lassen und kann das Ergebnis abwarten. Aber ich muss mich fragen, ob im Ergebnis nicht ein Denkfehler vorliegt, den ich nicht Immanuel Kant sondern mir ankreiden muss. Gehen wir das Geschehen an, mit einem neuen Anlauf. Wo steige ich erneut in die Geschichte ein? Es ist der Moment, an dem sich der Abgrund auftut. Yamara erzählt mir, dass sie das Papier des kubanischen Innenministerium endlich in der Hand habe, dass keine Einwendungen einer Ausreise. Ich freue mich über ihren Erfolg. Denn erwähnt sie so nebenbei, dass Yalcas ihr erzählt habe, dass Diana mit mir Sex gehabt hätte. Spinnen wir die neuen Überlegungen weiter. Ich will das Ungeheuerliche zuerst nicht glauben. Dann steigen wilde Gedanken im Kopf hoch, ein Feuerwerk von Raketen in den dunklen Himmel und an jeder habe ich eine Frage anzuheften. Wie kommt Diana dazu, das Intimste zwischen uns ihrem Chulo zu erzählen? Welche Rolle spielt Yamara dabei, wenn Dianas Coach ihrer Todfeindin, das intimste Geheimnis über ihren Freund im fernen Alemania mitteilt? Und was hat Yalcas für ein Interesse, in den heißen, schäbigen Straßen seiner Stadt solche Neuigkeiten zu verbreitern? Fragen über Fragen, auf die es verschiedene Antworten gibt. Mich beherrschen zwei Gedanken: Wenn ich mit ihr schlafe, ist der Zuhälter dabei. Schlimmer noch: Ich darf mit ihr nur schlafen, wenn es ihr Chulo genehmigt hat.

Bevor mich die totale Tristesse befällt

über diesen Abgrund an Liebesverrat und ich in dem kubanischen Teil meines Gehirns nach einer Antwort suche, durchforste ich den weitaus größeren deutschen Denkapparat, geschult nach den Lehren des großen Philosophen Emanuel Kant. Und da fällt mir die Jurisprudenz ein, 3. Semester, lange vor dem Ersten Staatsexamen: Trennschärfe des juristischen Denkens steht auf dem Plan. Wenn eine Frau mit einem Freund schläft, ist dies o. k. Wenn diese Frau Geld von ihrem Freund nimmt, gibt es auch keine Probleme. Der Mensch, auch Frau, muss von etwas leben. Wenn eine Frau mit einem Mann nur wegen des Geldes schläft, nennt der Volksmund dies Prostitution, aber rechtlich ein neuerdings unbedenklicher Frauenjob, der älteste der Welt. Wenn aber – und damit sind wir beim Thema – eine Frau einem zweiten Mann gegenüber hörig ist, dieser zweite Mann sie bewusst auf den ersten Mann zum Beischlaf ansetzt, um einen Teil oder das Ganze des Liebeslohnes für sich zu kassieren, wie es der Chulo mit seiner Immigrantin getrieben hat, nachzulesen auf dem Bewegungskonto der Kreissparkasse von Diana, dann werden deutsche Gesetze verletzt, und staatliche Institutionen wie Ausländerbehörde, Jugendamt, Arge sind angesprochen. Was folgt aus all dem? Genüsslich sauge ich an meiner Kuba-Zigarre aus der Casa de Habana in Nürnberg, als wir aus dem Büro des Landratsamtes zum Parkplatz gehen, der von Autos vollgesteckt ist. Ich habe sie in der Hand. Für alle Zukunft. Meine Erpressung gegen ihre Liebe zum Chulo. Ich muss mir ein neues spanisches Wort einprägen:

Chantajе – Erpressung.

Aber mit diesem hässlichen Wort will ich sie nicht direkt konfrontieren. Ich gebe ihr Zeit, selbst zu dem Ergebnis zu kommen: Caiste en el foso, que has cavado para mi. Du bist in das Loch gefallen, das du für mich gegraben hast. Auf der Fahrt zum Bahnhof sage ich ihr dies nicht. Es reicht, dass der Satz in meinem Kopf ist, und sie still geworden ist. Es arbeitet in ihr. Als wir am Kiosk einen Kaffee trinken, und ich ihr das Geld gebe, damit sie für den Kleinen eine neue Software für seinen Ninteno kaufen kann, kommt sie mit dem Vorschlag:

Prestar. Me has prestado todo tu beneficios.

Auf der Fahrt mit meinem Auto nach Hause überdenke ich ihren Vorschlag. Schlau ist diese Frau. Sie will die von ihr ergaunerten Gelder in ein zinsloses Darlehen umwidmen, damit die Arge ihr dieses Geld bei der Sozialhilfe nicht anrechnet. Sympathisch, dieser Gedanke. Alle verlorenen Ausgaben, durch üble Tricks erschwindelte Zuwendungen, bekommen eine neue Wertigkeit. Es sind zwar nur mehr Titel für Ansprüche, die nie geldlich eingelöst werden können, weil in das tiefe kubanische Loch versackt. Aber um die geldliche Realisierung meiner Werte geht es nicht. Den von meinem Rechtsanwalt verfassten Schreiben an sie, in dem ich rachdüstig mein Geld zurück verlange, werde ich nie abschicken. Was jetzt zählt, ist die rechtliche Komponente: Sie hat einen Schuldschein mir gegenüber ausgestellt, den sie nicht einlösen kann. Sie steckt in der Schuldenfalle, zwar nicht schriftlich, aber de facto gilt auch das Verbale. Nicht gegenüber einem Kredithai, viel schlimmer, gegenüber ihrem hatred Lover. Ohne meine Einwilligung wird sie sich nie mehr von mir lösen können. Wie eine Mantra kommt mir meine neue Erkenntnis über unser Verhältnis in den Sinn: Sie ist in meiner Hand. Für immer. Mein Geld hat die gleiche Anziehungskraft entfaltet wie ihre Liebe zu ihrem Zuhälter. Meine Ohnmacht schlägt in Triumphphantasien um. Ich wähle von meiner Wohnung die Nummer eines

öffentlichen Telefons in Sagua, verlange seine Person, und als sich eine männliche Stimme – ähnlich der in Teneriffa, nach dem üblichen Warten sich meldet, schreie ich ins Telefon:

Yalcas, Du Zuhälter! Wie hast du es wieder und wieder in den Straßen deiner Stadt proklamiert, wie dumm dieser Deutsche doch sei, wie idiotisch und verrückt, wenn du deinem Pferdchen im fernen Deutschland, das auf den Namen Diana hört, mein Geld abknöpfst. Hör gut zu, Dummkopf. Dies ist meine Antwort: Wer Geld hat, ist nicht dumm. Wer keines hat, der ist der Dumme. Du wirst für immer in deiner Stadt herumhängen. Der Weg nach Deutschland bleibt dir versperrt. Du wirst aus lauter Verzweiflung deine kubanische Frau heiraten, die mit der weißen Haut und in ihre Wohnung nahe dem Krankenhaus einziehen und von ihr ein Kind bekommen. Du bist ein Dummkopf, ein Idiot, der mir Leid tut.

Darauf erwarte ich keine Antwort.

Schlägerei in der Disco

Die Ereignisse treiben die Geschichte weiter voran, ohne mein Zutun, wenn auch in eine Richtung, wie ich es nicht ungern sehe: das Drama wird zur Schmierenkomödie. Die Vergangenheit holt uns ein. Maylis, die Freundin von Diana, ist die erste, die ein Schreiben der Münchener Staatsanwaltschaft erhält, dass sie der schweren Körperverletzung angeklagt wird. In dem Kopf der Anschrift ist auch Diana angeführt, sowie die inzwischen 17jährig gewordene 180cm-Reggaqueen, wohnhaft bei ihrer Mutter Masiela in Schwabing, die noch unter dem Jugendstrafgesetz fällt. Der Tatbestand: Am 20. Januar, das Datum ist mir deshalb im Gedächtnis geblieben, weil es der erste Tag meines Treffs mit Diana war, haben Diana, ihre Freundin Maylis sowie die Cubaqueen in der Brasilianischen Disco Dos Brasil einen Streit mit einer anderen Kubanerin angefangen. Danach wäre man vor die Tür gegangen, um den Streit in frischer Luft mit einer Prügelei nach Männerart auszufechten. Das Ergebnis nach den Recherchen der Staatsanwaltschaft: Diana und Kubaqueen hätten das Opfer an den Haaren festgehalten, während Maylis auf das wehrlose Opfer eingeschlagen hätte. In dem staatsanwaltschaftlichen Schreiben werden einige Verletzungen beschrieben wie Hautabschürfungen, blaue Flecke, usw.

Heridas corporales graves.

Ein schwerer Vorwurf der Staatsanwaltschaft gegen zwei erwachsene Kubanerinnen und einer jungen Deutschen mit kubanischem Hintergrund. Fritz, der Ex-Ehemann von Maylis, ist der gleichen Meinung auf unserer langen Einkaufsreise nach Padua, 1200 Kilometer hin und zurück an einem Tag, um billige chinesische Klamotten im dortigen Industrieviertel einzukaufen. Wie ich ist er empört an diesem Tag, aber aus unterschiedlichen Gründen. Ich ärgere mich, dass ich nicht den Duomo, das Castello, vor allem aber nicht die Renaissancepaläste als Weltkulturerbe besuchen kann, weil das Klamottenkaufen für meine Begleitung absolute Priorität habe. Ihn ärgert es, dass den Betroffenen offensichtlich noch nicht die Schwere des Falls bewusst sei, wie man dem unbeschwertem Gekiechere der Frauen auf der Rückbank des Wagens auf der Fahrt nach Italien entnehmen könne.

Sie benehmen sich wie Kinder! ist sein Kommentar.

Einig sind wir uns, dass nach den ersten frischen Erzählungen der Beschuldigten vor einem halben Jahr sich das Ereignis genau umgekehrt abgespielt habe, als es die Staatsanwaltschaft beschreibt. Opfer und Täter hat die Staatsanwaltschaft vertauscht. Das besagt schon der gesunde Menschenverstand. Tatsache ist: Zwei Türsteher treten auf und verdrehen Diana den Arm. Einer der Türsteher ist der Freund der angeblich von einer Übermacht bedrängten Kubanerin, die nach dem Ereignis nach Italien abgetaucht ist und als Zeugin der Anklage nicht mehr zur Verfügung steht. Die Staatsanwaltschaft unterschlägt diesen Gegenbeweis in ihrer Anklage. Wir sind uns weiterhin einig, dass wir eine Gegenoffensive starten müssten. Wie, werde sich noch zeigen. Wichtig ist, dass unsere betroffenen Frauen mit einer Stimme reden. Nach der Klamottentour ist das Gekiechere bei den Betroffenen einem gewissen Ernst gewichen. Was nicht viel bedeuten soll. Montag, um vier Uhr morgens, die ersten Vögel beginnen ihr Gezwitzchen, wache ich aus einem schwülen Traum auf, ich eile schlaftrunken zum Telefon.

Cojone, ven subito a München, no tengo dinero.

Es ist Diana. Sie ist im Münchener Hauptbahnhof gestrandet, nach einer Nachttour durch die Discos, ohne Geld. Inzwischen nehme ich ihre Eskapaden hin und verkneife mir die Frage, was eine oberbayerische

Kleinstädterin, die Mutter von kleinen Kindern, am frühen Montag im kubanischen Casino nahe dem Hauptbahnhof zu tun hat. Eines weiß ich: In den Stundenhotels der dem Bahnhof benachbarten Goethestraße hat sie ihre Nacht nicht mit zahlenden Männern verbracht, sonst hätte sie keine leere Geldtasche. Ich verspreche zu ihr zu kommen. Nach fünf Minuten fällt mir meine eigene Nacht ein. Verlassen von meiner NDF, die mich beim Finale eines wichtigen Sportereignis auf dem Schlossplatz nicht bei sich zur Ernüchterung übernachten lässt, aus Gründen, die mir ewig schleierhaft bleiben, pralle ich besoffen auf der Fahrt nach Hause gegen einen Bordstein, der mir den Reifen rechts vorne kostet. Auf die Polizei warten, kann ich nicht. Mein Alkoholspiegel ist zu hoch. Auf der platten Felge schaffe ich es bis in meine Garage, eine schwarze Spur aus zerbröselte Gummiteilen hinterlassend. Beim Aussteigen fühle ich die Hitze, die von den zermalmtten Radresten kommt. Ich warte ab, bis die Hitze auf ein erträgliches Maß abgeklungen ist, und keine Gefahr mehr besteht, dass der Wagen in Flammen aufgeht.

Aventura.

Es ist nicht so, dass Abenteuer allein in der Karibik zu erleben sind. Die deutsche Heimat besitzt ein riesiges Reservoir an Unvorhergesehenem. Man muss nur den ICE von Nürnberg nach München nehmen, zum ersten Mal in meinem Leben, um 5 Uhr 55. Neben mir ein Polizist, der jeden Tag die 400 Kilometer zwischen Nürnberg und München hin und her fährt, weil er die Mieten seines Einsatzortes München nicht zahlen kann. Was für ein Reiseabenteurer, der mich an Millionen anderer vor zwei Wochen erinnert, die in der Tube von London 3 Stunden täglich zwischen Arbeitsplatz und Wohnung hin und her pendeln, mit hängenden Köpfen und stumpfen Blick, Musikstöpsel in den Ohren, um die monotone optische Präsenz mit Popmusik zu zudröhnen.

Man muss nur 6 Uhr morgens aus dem Zug aussteigen und in die lange Haupthalle eintreten, um in ein weiteres Abenteuer einzusteigen, weil man auf sie trifft, auf einem Hocker des Italienischen Bistros lungernd, blank, ohne einen Cent. Mein vieles Geld hat sie in einem Tanzschuppen verspielt, als sie auf den deutschen Sieg im Endspiel des Europacups wettete. Diana hat ihren bauchnabelfreien Hosen aus Jeansstoff an, den Kampfanzug für die Latino Locales Alternes, die Animierlokale Lateinamerikas um den Hauptbahnhof. Um ihren Hals baumelt mein Goldschmuck, wie das Ritterkreuz eines Hitleroffiziers, der mit seinem Orden bei den Karbonmäuschen eines Lazarets an der Ostfront Eindruck schinden will; neben sich eine ebenso rabenschwarze ranke Figur von Frau, aber 20 Jahre älter, Mariela, anerkannte Alkoholikerin, die Mutter der Karibikqueen. Die letzten Rätsel lösen sich, als wir zu ihrer Wohnung fahren, nachdem ich ihre Unkosten beim Kellner ausgelöst habe. Ich erobere die vielleicht letzte mir bisher unbekannt gebliebene Residenz von Diana. Die voll gestopfte Wohnung ist ein geeignetes Arbeitsfeld für den Ehemann, der sich auf seiner Visitenkarte Chaosberater nennt. In seiner Wohnung, in einem der unmöglichen Zimmer, sehe ich nur seinen schlafenden Hinterteil auf der Couch liegen, mit einem riesigen Ché- Poster über sich:

Seamos realistas y hagamos lo imposible. Versuchen wir das Unmögliche.

Versuchen wir das Mögliche, nämlich Dianas letztes verschwiegenes Refugium aufzuspüren, das sie bisher vor meinem neugierigen Auge verborgen halten konnte. Von diesem Startpoint aus beginnt sie ihre Ausflüge in die Münchener Diskowelt, ohne die Last ihrer Söhne, am Sonntagabend, was ihr gutes Recht als junge Frau ist, nach den Entbehren einer 10jährigen Ehe. Würde man ihr unterstellen, dass sie auf ihren nächtlichen Diskobesuchen Freier aufsammele, entspränge dies einer perversen Phantasie. Es wäre gegen ihren Stolz. Noch! Vielleicht kaschiert sie ein verborgenes Treiben vor mir, in dem sie theatralisch ihr leeres Portemonnaie vorzeigt, um die Keusche darzustellen. Vielleicht, vielleicht, vielleicht. Es interessiert mich nicht. Ich glaube keinen Verdächtigungen mehr. Glauben tue ich nur noch, was ich sehe: Das geordnete Chaos um den schlafenden Hausherrn. Auf dem breiten Bett seines Nachbarzimmers hat Diana Platz genommen, von den überstandenen Erlebnissen der Nacht noch angeregt, die Beine froschartig ausgebreitet, sie führt ihre Zehen zu ihrem Mund und lutscht daran. Sie schaut mich mit ihren schrägen Augen an, gefährlich lachend, eine Schlange, die sich in ihr eigenes Hinterteil verbeißt. Neben sich die schlafende Queen, mit dicken Betttüchern eingemummt, als verberge sie sich vor der Realität um sich. Sie schuldet Fritz noch 50 Euro. Daneben, ebenfalls im Schlaf während der Nacht wie ein Uhrzeiger sich rundum strampelnd um die eigenen Achse rotierend, Dianas Sohn Johann. Er nimmt momentan die Position kurz vor 12 Uhr ein. Ich lasse mich durch nichts irritieren. Heute und morgen, das sind meine Tage, mit ihr, ihrem Sohn und mir. Es könnten die letzten glücklichen Tage mit ihr sein. Nach Hause angekommen, findet Diana den befürchteten Brief der Münchener Staatsanwaltschaft vor. Sie fordert von mir eintausenddreihundert Euro für eine rechtsanwaltschaftliche Vertretung ihres Falles, ein angesichts der Höhe der Summe unverständlicher Vorschlag. Der Verdacht kommt in mir hoch, dass sie selbst in ihrer größten Not jede Gelegenheit packt, mich um etliche hundert Euro zu erleichtern. Das imponiert mir. Meine Achtung vor ihr findet ihre Bestätigung. Nicht zum ersten Mal sage ich mir den Spruch auf, der in meinem Verständnis über unsere Beziehung inzwischen einen zentralen Platz einnimmt. Sie steckt in der verzweifeltten Situation einer Dritten-Welt-Frau. Sie ist darauf angewiesen, den Repräsentanten der Ersten Welt zu berauben, zu jeder Gelegenheit, die sich bietet. Dies ist ein solcher Moment. Zwar nur um eine lächerliche Summe – es geht um die geforderte Summe von 1300 Euro abzüglich

der Gebühr eines Rechtsanwalts um 600 Euro - aber immerhin. Ihre Energie kann man nicht an ein paar hundert Euros ermessen. Es geht ums Prinzipielle. Welche Dynamik, sich zu behaupten! Das Bürgerliche Gesetzbuch könnte ihr Vorgehen als kriminelle Energie werten. Hier geht es aber nicht um ein Gesetz aus der Kaiserzeit. Hier geht es um einen übergeordneten Notstand. Nach der Armen-Welt-Philosophie will ein Nachkomme der Sklavenwirtschaft einen Teil der jahrhundertlangen Ausbeutung ihrer Elterngenerationen nachträglich zurück holen.

Aber bevor ich mich ausrauben lasse, räche ich mich im Kleinen an ihr.

Ich verspreche ihr, die Summe am nächsten Tag zuzusenden. Riesiger Jubel. Je größer ihre Hochstimmung, desto tiefer der Fall. Morgens rufe ich ihre Rechtsanwältin an und stelle ihr die Situation dar. 1300 Euro? – nie im Himmel, ist ihre Reaktion. Sie kann den Fall nicht selber übernehmen, aber sie kennt einen anderen Rechtsanwalt, der sie vertreten kann. Und dann sagt sie etwas Wesentliches: Kein Bargeld an Diana. Ich soll die Anwaltskosten von 600 Euro direkt an den befreundeten Rechtsanwalt überweisen und es dabei belassen. Wer gibt die Garantie, dass sie das viele Geld nicht sofort in eine Flugkarte nach Kuba umsetzt? Eine berechnete Befürchtung. Andererseits gilt es zu bedenken: Falls sie den nächsten besten Flieger nach Kuba nähme, dann wäre Platz für Yamara in Deutschland. Aber was würde mit den Kindern passieren? Der nächste Tag könnte der Tag des Rachefeldzugs sein. Es wäre nicht die große Rache, wie ich es mir ursprünglich vorgenommen habe, die Auslöschung ihrer Persönlichkeit. Es soll eine dosierte sein, womit sie weiter leben kann, um die Rolle der Mutter ihrer Kinder auszuüben. Die Stiche sollen pieken, aber sie nicht durchbohren. In der Summe tun dosierte Verletzungen mehr weh als das große Dolchdrama. Ich halte ihr die Aussage ihrer eigenen Rechtsanwältin vor, auf der sie große Stücke hält: kein großes Geld auf ihr Konto, stattdessen gezielte Finanzgarantien für den Anwalt, den die Anwältin ihres Vertrauens ausgesucht hat. Logischerweise gedacht hätte alles ihre Richtigkeit, sie bekommt ihren Rechtsanwalt und ich behielte die Kontrolle über mein Geld, aber sie schäumt vor Wut. Gemeinheit, Verrat, verletzte Vertraulichkeit durch meine Anbiederung an ihre Rechtsanwältin. Ein Blattschuss ist mir gelungen. Einen Kernpunkt der Immigrantin habe ich getroffen, um sie aus dem Gleichgewicht zu bringen. Der Mensch, dem sie neben Maylis, ihrer Freundin, in einer feindlichen Umwelt vertraute, die Rechtsanwältin, hat sie verraten. In den nächsten Minuten folgen die üblichen Rituale, garniert durch ein Schmankerl: Niemals mehr will sie etwas von mir wissen.

Es ist aus, aus, aus! schreit sie außer sich ins Telefon. Auf Deutsch. Ihr ist nicht die Stimmung nach einem Lied.

Es folgen einige Beleidigungen gegen mich, die mich auf die Ebene ihrer Emotion hoch heben. Wutgetrieben, bringe ich die Kraft auf, das Telefon auf die Gabel zu hauen. Adiós! schreie ich ihr hinter her. Ein wuchtiges Wort, das kurz genug ist, um ihr im Ohr nach zu klingen, ohne ihr eine Antwort zu erlauben.

Wir haben die Trennung schon einige Mal durchexerziert, eigentlich müsste jeder die Farce dahinter erkennen, aber immer wieder lassen wir uns darauf ein, jeder gefangen von seinen eigenen Gefühlen. Wenige Minuten später ist sie wieder am Telefon. Sie bringt eine neue Variante in unser Spiel. Sie will mein kostbares silbernes Handy, das ich ihr im Münchener Hauptbahnhof gekauft habe, im Klo versenken, um jede Verbindung mit mir zu unterbinden.

Tue es, tue es, schreie ich ins Telefon, begeistert von ihrer Idee.

Dann hätte sie die Verbindung nicht nur mit mir, sondern auch mit ihrem sexuellen Anweiser aus Kuba zerschnitten. Aber wenn sie die die Kommunikation mit mir unterbrechen will, könnte sie dies nicht technisch eleganter lösen? Ich rufe sie erneut an. In solchen existentiellen Augenblicken kommt es nicht auf den Text an, sondern dass man überhaupt noch miteinander spricht. Natürlich hat sie auf eine Äußerung meinerseits gewartet. Ich mache ihr den Vorschlag, dass sie meine Nummer individuell auf ihrem Handy löscht. Ich könnte sie zwar nicht mehr erreichen, aber die ganze übrige Welt sie. So einfach ist es. Doch sie will nichts ändern. Sie hat einen Plan entwickelt, wie sie die Souveränität über ihr eigenes Leben wieder herstellen kann, ohne mich und ohne meine Kumpanin, ihre Rechtsanwältin, die sie hintergangen hat. Ziehe ich eine Zwischensumme im Geschlechterspiel, der ein Kampf mit ihr ist, verlieren ihre Karten ständig an Wert, während meine steigen. Eine neue positive Erfahrung, mit Geduld und guten Nerven hart erarbeitet. Auf der Strichliste meines Lebens mit ihr werden die erlittenen Erniedrigungen Punkt für Punkt abgearbeitet. Indem meine Rachegeleüste gestillt werden, gewinnt das Gefühl der reinen, wahren Liebe die Oberhand. Ich begeben mich zwar in eine neue Abhängigkeit zu ihr, aber unsere Liebe könnte eine neue Chance bekommen. Ziehen wir eine vorläufige Bilanz: Da wäre das erste Ass in meiner Hand, von meinem Rechtsanwalt schon vor Wochen ausgearbeitet: eine Anklage auf Unterschlagung meiner vier tausend Euro, die ich für ein angebliches Haus in Kuba ihr geliehen habe, und die sie stattdessen an ihren Coach alias Zuhälter in Kuba geschickt hat. Zweitens ihre falsche

Einkommenserklärung bei der Arge, der Arbeitsagentur im Landratsamt Miesbach, weil sie meine ständigen Geldüberweisungen unterschlagen hat, um Staatsknete als Sozialfall einzufordern. Drittens der verantwortungslose Umgang mit ihren Kindern, darstellbar an dem armen Johann, der zugunsten ihrer Diskobesuche nächtens aus dem sicheren Hort in eine verwahrloste Schwabinger Wohnung abgeschoben wird. Das Jugendamt wird sich wundern. Aber auch ich werde vernichtet. Es heißt zur gleichen Zeit doppelt Abschied nehmen, von meiner Geliebten und von Giesela. Es ist NDFs Idee, dass wir uns treffen. Zum letzten Mal. Von meinem Parkplatz gehe ich durch die Bahnunterführung, kaufe die spanische Tageszeitung El País im Zeitungskiosk und wende mich ohne große Erwartungen zu hegen zu dem kastenförmige Seminargebäude, ein schäbiges Haus, das aufzeigt, wie heruntergekommen die universitären Einrichtungen für Geisteswissenschaften in diesem Land ist. Es ist das übliche Bild. Vor dem Eingang ballen sich Gruppen von diskutierenden Studenten. Mit einem zufällig angetroffenen Kollegen steigen wir über die abgewetzten Treppen hinauf in den Seminarraum. In einer der Klappstühle sitzt Giesela. Ich setze mich zu ihr. Nach und nach kommen einige andere Frauen unterschiedlichen Alters und nehmen um uns herum Platz. Beim Lichtbildvortrag döse ich vor mir hin. Es ist die gewöhnliche anheimelnde Stimmung, die wohlwollend ermüdet. Ich muss nur aufpassen, durch ein lautes Schnarchen nicht aufzufallen. Einmal wende ich meinen Kopf nach hinten – kein einfaches Unterfangen bei meinem Hals – Schulter - Trauma - und meine Blicke treffen auf eine jüngere hübsche Frau, die mich mit weit geöffneten Augen anstarrt. Hasserfüllte Blicke treffen mich. Sind sie mir gewidmet oder dem nichtsahnenden braven Referenten, der im dämmerigen Saal vorne am Pult agiert? Nach fünf Minuten zwingt ich meinen schmerzenden Hals wieder rückwärts, und erneut kollidieren meine Augen mit den ihren.

Schwein! Der Laut kommt aus schmalgepressten Lippen. Dosierte hörbar.

Wer? Ich? Warum? Meint sie vielleicht Schweini, den Fußballer?

Ich komme nicht dazu, zu antworten, weil meine etwas mollige Nachbarin linkerseits mir unter der Bank einen kräftigen Tritt gegen das Bein gibt. Und wieder kommt dieser Zischlaut „Schwein“, diesmal aus einem Mund mit geschwungenen breiteren Lippen. Ich erfasse rechterhand hilfesuchend die Schulter von Giesela. Mit einem energischen Ruck befreit sie sich von mir. Wenigstens sie fertigt mich nicht in schweinischer Manier ab, sondern bleibt stumm. Wo bin ich gelandet? Ich schaue um mich und starre in vier Augenpaare, die mich argwöhnisch beobachten und schätze meine Situation ab. Bin ich von Hardcore-Lesben umzingelt oder ist alles nur Ausgeburt meiner Phantasie? Der Vortrag interessiert mich nicht mehr, nur noch meine Umgebung und taxiere sie ab. Giesela, meine alte Freundin, entspräche dem Typus der Kampflesbe, mit einem männlichen Charakter ausgestattet, der mir in den letzten Wochen zu schaffen gemacht hat. Sie könnte hetero und homo, also bisexuell orientiert sein, zwischen den Geschlechterfronten stehend. Die linke Person neben mir wäre eher dem androgynen Typus zuzuschreiben, mehr weiblich, was sie mit einer Tätowierung am rechten Oberarm zu kaschieren versucht. Und hinter mir die Schöne, die attraktive Feminine, könnte mit dem Hass auf alles Männliche ausgestattet sein. Sie könnte die Queen des Candy Clubs und Christopher Street Days, die Dykes on Bikes sein. Ist alles Einbildung oder Wahrheit? Mich beherrscht nur der Gedanke, wie komme ich hier heil heraus? Eine Situation wie im Havanna Gefängnis vor einem Jahr.

Kein Skandal, kein Drama! Nur das nicht! schärfte ich mir ein.

Das wäre für alle Beteiligte zu peinlich. Es muss eine elegantere Lösung geben als ein provokativer Fluchtversuch. Ich konzentriere mich wieder auf den Vortrag und mir fällt ein Krimi des amerikanischen Altmeisters Hitchcock ein, wie James Steward, umkreist von einer kleinen feindlichen Gruppe, die ihm nach dem Leben trachtet, inmitten von vielen ahnungslosen Auktionären sich durch das Schaffen von Aufmerksamkeit durch ein unordentliches Benehmen die Feinde vom Leibe hielt. Er beteiligte sich an jeder Versteigerung, bot immer weniger, und störte den geordneten Ablauf der Versteigerung in einer Weise, dass er in dem entrüsteten Aufruhr im Saal entfliehen konnte. Ich stehe mit gehobenem Arm auf und unterbreche rüde den Redner mit der Aufforderung, dass er endlich zu einem Ende kommen möge. Was er bringe, sei langweilig, eine Zumutung für die Zuhörer. Dabei gäbe es doch so viel Spannendes über Kambodscha zu berichten, zum Beispiel über das Verhältnis zum benachbarten China. Ich weise auf meine Frauengruppe und spreche in den Saal:

Ich stehe damit nicht allein. Hier die Freundinnen eines schönen Lebens sind der gleichen Meinung. Ich zeige auf jede einzelne, die mich umzingelt haben. Zu meiner Rechten die frauenstarke Giesela, zur Linken die attraktive Evi, hinter mir die rassige Vanessa und nicht zu vergessen, an ihrer Seite die entzückende Gabi. Diese eingeschworene feminine Gemeinschaft teilt meine Meinung: Hören Sie auf!

Der erwartete Aufruhr im Saal bleibt aus. Zu verblüfft sind die Zuhörer. Aber dennoch komme ich zu meinem Erfolg. Die durch meine Bezeichnung aus ihrer Anonymität Gerissenen, stehen auf und verlassen den Saal, stumm, gesenkten Blickes, als schämten sie sich. Das ist das Ende meiner Beziehung mit Giesela. Oder doch nicht? Am nächsten Morgen tut mir alles wieder Leid, meine Provokation, meine Lieblosigkeit. Ein menschlicher Verlust – egal unter welchen Umständen - macht mir zu schaffen. Ich versuche es noch einmal. Ich werde ihr ein Liebesgedicht schreiben, die poetische Seite in ihrem Inneren berühren. Liebesgedichte zählen zu dem schwierigsten literarischen Metier, vor allem wenn die Liebe verdunstet ist. Krame ich in den Kammern meines Herzens, stoße ich auf Yamara und Diana. Das für Giesela gebaute Eckzimmer finde ich nicht mehr. Also nehme ich das, wo ich mich auskenne: das Plagiat, etwas verfremdet, etwas verzeichnet, aus dem poetischen Materialfundus, das sie mit dem Adel ihrer wohlwollenden Kritik beglückt hat. Es ist nicht der Adel eines Freiherren, dem es in seiner Gutherrenart fremd ist, Gedichte zu schreiben: Ich verwende ein Gedicht ihres Lieblingsdichters:

Alkohol:

Stimmt, ich liebe die Angst. Ein Meister der Angst:
Ein Seiltänzer, hoch oben auf dem Seil.
Verkaufe mein Ich. Wenn es ihn gibt,
handle ich mit ihm, mit Gott. Reich, solange ich lebe.
Ein Seiltänzer, hoch oben auf dem Seil.
Seht her, es kostet nichts, aber macht Platz!
Damit ich frei stürzen kann, wenigstens das.

Mit dem Ausscheiden von Giesela aus meinem aktiven Leben – sie bleibt mir als eine entfernte Freundin erhalten - tut sich in meiner Materialsammlung für die Novela eine Versorgungslücke auf. Es wäre Aufgabe des Autors, diese Lücke mit seinen literarischen Vorgaben zu schließen. Aber er lässt seinen Ich-Erzähler schon seit Wochen in Stich. In welche Richtung soll der Lauf der Dinge weitergehen? Ich muss die Sache selber in die Hand nehmen, obwohl ich mich nicht für einen Autor eigne, höchstens für einen Rezensenten. Wie sieht der Stand der Dinge aus? Der wiederholt begonnene Anlauf zum Rachezug gegen Diana wird mit jeder Verzögerung unwahrscheinlicher. Die Wut verraucht, die alte unterdrückte Liebe blüht wieder auf wie der im Bombenhagel des Weltkriegs verdorrte tausendjährige Rosenstrauch an der Kapellenmauer des Hildesheimer Doms. Wieder und wieder mache ich mir bewusst: Diese Story ist offen. Ich gestehe: Der Schreiber ist nicht schlauer als sein einziger Leser, den es nur in seiner Einbildung gibt. Niemand kennt das Ende. Ein literarisches Konzept, wie bei den Romanentwürfen üblich, mit dem Anfang auch das Ende modulieren und den voluminösen Zwischenraum mit Geschichtchen ausfüllen, gibt es nicht in unserem realen Leben, auf der Erde, im Kosmos. Alles ist möglich. Ein Kometenbrocken von 600 Meter Größe, begleitet von einem Trabanten von 200 Meter, verfehlt die Erde um sechs Mondstrecken. Dies scheint eine riesige Entfernung zu sein, gesehen vom Standpunkt der Erde, aus der Sicht des Mars nur eine Winzigkeit, die uns von der Katastrophe trennt. Der sommerliche Urlaub in den österreichischen Bergen der Obersteiermark gibt an Ereignissen wenig her. Bergsteigen, Radfahren zur Bergeralm, für einen Apfelmost mit Holundersaft gut. Ich arbeite verbissen an der Regeneration meiner Muskelschwäche im Rücken. Nette Begleitung von Ursel, meiner alten Freundin; Dorfgeschwätz an der Theke des Tauplitzer Hofes, die Gemeinde kämpft verzweifelt um ihre tausend Einwohner – ein jährlicher messerscharfer Kampf der Statistiken – Gestorbene gegen Zugereiste aufgerechnet, danach bemessen sich die finanziellen Zuwendungen durch das Land. Der Bäcker hat wegen Krebskrankheit geschlossen, ADEG und Tankstelle machen mangels Kunden zu, das flache Land leidet unter der Auszehrung. Nur auf die Natur ist Verlass, angeheizt durch den Klimawandel. Man kann sich im Hochsommer barfuß in die dicke Schicht Hagelkörner stellen, die ein sommerliches Gewitter vom Himmel geschüttet hat. Die im Gewittersturm von mir spontan zusammengetrommelte Hausgemeinschaft schützt den Lack ihrer Autos mit eilig angeschleppten Decken und Betttüchern, die sie über die Autos legen. Als ich am verkehrssarmen Sonntag nach Deutschland über Regensburg im starken Regen zurückkehre, muss ich mich sputen. Diana eilt mit dem ICE herbei, um mit mir eine Nacht zu verbringen, anstatt sich in den Münchener Diskos herum zu treiben, was etwas heißen will. Sie rückt mir immer näher. Sagen tut sie nichts. Aber stumme Zeichen weisen darauf hin, dass die Frau mich für längere Zeit als Konstante in ihrem Leben eingeplant hat. Von einem Flug nach Kuba kann keine Rede mehr sein. Früher haben wir nur von Woche zu Woche gerechnet, jetzt sind es schon Monate. In meiner Wohnung hinterlässt sie Duftmarken. Eine ist ein neu gekauftes Dreirad für den kleinen Johann, den sie in meiner Wohnung ablädt, damit der Kleine, während ich mich mit seiner Mutter im Schlafzimmer ungestört vergnügen kann, in der großen Wohnung herum kurvt. Zwei große Kämmen für ihr kurzes schwarzes Haar, an dem sie Trenses aus chinesischem Frauenhaar flicht, lässt sie in meinem Bad. Ein Morgenmantel hängt wie vergessen über einen Stuhl. Aber ich brauche einige Zeit, um ihre Markierungen zu deuten. Als ich am Montag nach ihrer

Rückkehr nach Südbayern vom Nürnberger Bahnhof in meine Wohnung zurückkehre, steht das bunte Dreirad immer noch in meiner Wohnung. Sie hat das Vehikel vergessen, ist mein erster Gedanke. Dann erst kommt mir in den Sinn, dass sie das Dreirad in meiner Wohnung deponiert hat, für eine längere Dauer, über eine oder zwei Wochen hinaus. Ich versuche ihre Wendung nachzuvollziehen. Schrittweise nähert sie sich der Realität, die sie in Zukunft erwartet. Zuerst ihre neue Sozialwohnung. Wer soll die Möbel besorgen, wenn nicht ich? Wer soll für ihren Unterhalt nach der Scheidung eintreten? Unterhaltspflicht. Ich präge mir das schöne deutsche Wort auf Spanisch ein.

Deber de manutención

Das hätte alles seine Richtigkeit, wenn nicht der Termin des Anflugs mit Yamara näher rückte. Es war vor zwei Monaten alles so schlau von mir eingeplant: Yamara kommt aus Kuba nach Deutschland und Diana fliegt in ihre Heimat zu ihrem Zuhälter. Diana hätte keinen Anlass, sich über ihre Rivalin in Deutschland zu beschweren, wenn sie es mit ihrem Yalcas treibt. Und vor allem ich hätte meinerseits keinen Grund, ihre lustvollen Nächte mit ihrem Chulo zu beklagen. Aber das Timing stimmt schon lange nicht mehr. Diana bleibt in Deutschland. Sie will nicht mehr zurück zu ihrem Chulo, momentan wenigstens nicht. Ehrenwert von ihr, nachsichtig gegenüber mir, aber was wird die Folge sein? Es wird den großen Crash geben, den Big Bang, nicht mit dem Asteroiden, schlimmer mit den beiden Frauen und ich zwischen allen Stühlen. Früher hätte mich meine eigenen Fehlplanung gegen mich aufgebracht, gegen eine Person, die auf die totale Perfektion aus war. Heute nehme ich meinen Fehler, geschult im kubanischen Denken, emotionslos hin. Ich weiß, dass sich im allerletzten Augenblick eine Tür zum Ausgang öffnen wird. Die Lösung des Problems könnte Josua heißen, der in Kuba legale Ehemann von Yamara, in der Europäischen Union legal Geschiedene. Monatelang hatte er sich aus unserem inneren Zirkel verabschiedet, war verstummt, getrieben von den Verletzungen durch Yamara. Jetzt meldet er sich per E-Mail und was er schreibt, ist brisant. Einleitend teilt er mir mit, dass sein Vater einen Herzinfarkt erlitten hat. Ich kenne seinen Vater nicht. Dieser Mann interessiert mich nicht. Wohl so etwas wie eine Mitleidsgeste, bevor Josua auf den Punkt kommt. Yamara hätte ihn gebeten, mir folgendes per E-Mail zu übermitteln: Die deutsche Botschaft in Havanna braucht für die Genehmigung des Visums für ihren Flug das Original der Einreiseeinladung und eine erneuerte ADAC - Versicherung für ihren Aufenthalt in Deutschland, weil die alte, die ich nach Kuba gesandt hatte, inzwischen abgelaufen sei.

Yamara! Wie konntest du, die du stets Wert darauf legtest, deine Fluggeheimnisse allein mit deiner Mutter und mir zu teilen, diese gegenüber deinem alten eifersüchtigen Ehemann verraten, mit dem du vor einem halben Jahr meine Liebe zu dir verraten hast?

Wütend auf sie rufe ich Josua an und beuge mich mit meinem Anruf in seine Falle. Mag der Mann krank im Kopf sein, von einer Obsession gegenüber Yamara besessen sein, aber so viel Grips hat er noch in seinem tablettensüchtigem Gehirn, dass er mich tumben Tropf in das Loch fallen lässt, das er für mich gegraben hat. Hätte ich zuerst Yamara angerufen, um die Angelegenheit zu klären, ich hätte mir vieles ersparen können. Aber getrieben von dem Vertrauensverrat von Yamara, rede ich auf ihn empört ein. Unausgesprochen steht ein entsetzlicher Verdacht im Raum: Stricken die beiden gemeinsam ein Netz, um mich mit meinen Euros einzufangen, wie Yamara es schon einmal, im letzten Winter, gemacht hatte, um sich mit meinem Geld mit Josua vierzehn Tage Amusement in den besten Havanna-Hotels zu gönnen? Aber so viel Instinkt besitze ich trotz meiner Eifersucht, dass ich im Gespräch mit ihm – wie üblich antwortet er auf meine hastige, wenig verständliche Sprache in einem nuschelnden Spanisch – eines vehement leugne:

No hay una carta de invitación.

Ich bin nicht ins Spanische verliebt. Die häufige Verwendung soll nicht den unbekanntem Leser auf die Folter spannen, der die Sprache nicht mächtig ist. Das Spanische entspringt mir spontan aus dem Sprachzentrum. Es kommt aus mir heraus und ich kann nichts dagegen machen. Der helle Klang, der reine Diphthong macht mir die Insel präsent, die unwiderruflich hinter dem Horizont verschwunden ist. Verbunden mit den Frauengeschichten. Mit Hilfe bildgebender und elektrophysiologischer Verfahren lässt sich darstellen, dass mehrsprachig zu sein das Risiko für Alzheimer senkt. Und in meinem Alter muss man daran denken. Nein, ich kann keine originale Einladungskarte besitzen. Dies schließt der formale Dienstweg für eine Einladung nach Kuba aus. Dieser folgt einer besonderen Logik. Beim Notar beurkunde ich die Einladung für Yamara, verpflichte mich an Eid statt für ihr Wohl in Deutschland zu sorgen, mit der Androhung von fünf Jahren Gefängnis, falls ich dieses notarielle Versprechen breche. Dann wird diese Urkunde von einer vereidigten Dolmetscherin ins Spanische übersetzt, dieses Dokument vom Landesgerichtspräsidenten in Nürnberg beglaubigt und eine derartig geadelte Einladung an die kubanische Botschaft nach Berlin geschickt. Auf der Grundlage dieses Dokuments versendet die Botschaft eine eigene Dokumentation an ihr Justizministerium in Havanna. Kurzum, das Original verbleibt in der Kubanischen Botschaft von Berlin. Ich bin nicht im Besitz dieses Originals. Diesen Dienstweg stelle ich in meinem mangelhaften Spanisch Josua dar, der verwirrt über die Winkelzüge der

Bürokratie zum Schluss nicht mehr weiß, welchen Geschlechts er ist. Hoffentlich! In dem nachfolgenden Gespräch mit Yamara gibt sie dann ihre Version. Sie hat unser Geheimnis nicht verraten. Josua habe, getrieben durch seine krankhafte Eifersucht über irgendeinen Nebenbuhler von Yamara, das zuständige Standesamt in Holguin angerufen und dieses habe ihn auf meine Spur gebracht. Sie ist unschuldig. Ausnahmsweise glaube ich ihr. Aber was treibt mich in meinem Innersten an? Es ist die Furcht, dass es einen Kurzschluss gibt, zwischen Diana und Yamara, ohne mein Zutun. Josua kennt Diana. Er weiß, dass Diana meine Freundin war. Ein Anruf an sie innerhalb Europas, und mein Komplott gegenüber Diana – und indirekt auch gegenüber Yamara - fliegt auf. Das ist es, was mich bewegt. Dieses Ergebnis stellt sich auch in den nächsten Tagen ohne die Mitarbeit von Josua ein.

FOUCAULT UND DIE KAPUTTE TÜR

Er verpasst selten die Zeit, wenn die Sonne ihre ersten Strahlen in sein Bett schickt. Die Vorhänge sind nicht zugezogen, oder die Jalousetten heruntergelassen, ein ständiger Streitpunkt mit dem Hausherrn, der meint, in der kalten Jahreszeit könnte man die Wärme im Haus länger halten um den Preis, sich in der Dunkelheit eingesargt zu fühlen, ein Gefühl der Klaustrophobie, jetzt im Frühling, wenn die Sonne flach über den Horizont stehend das Fenster des Schlafzimmers erreicht, und die Vögel im Garten, seinem Garten, ihr Singsang beginnen um jeden Morgen erneut ihr Revier abzustecken, nicht so melodisch, wie um die Hütte von Maria in Mayari. Zwei Minuten gibt er sich, um sich zu fragen: Wo bin ich? Was habe ich vor? Was macht der Schmerz im Rücken? Er horcht in sich. Vor zwei Tagen hat er die letzte Tablette gegen den Schmerz genommen. Es ist ruhig. Nur in der Ferne ist das Gepolter eines Güterzuges zu hören. Der Schmerz, der vom 14. kaputten Lendenwirbel kommt und die Beinmuskeln verkrampft, gibt einen feinen, alles durchdringenden Ton in seinem Kopf ab, nervenzerfetzend. Nicht heute. Heute kann er zufrieden sein, es ist ruhig um ihn, in ihm, außer dem Zwitschern der Amseln in den beiden hohen Fichten vor seinem Fenster. Dass ihm eine Chance gegeben ist, die Frist zu verlängern, bis er die nächste bitter schmeckende Tablette schlucken muss, weiß er schon seit ein paar Stunden, als ihn in der Nacht der Urindrang den Weg zur Toilette wies, eine sich ständig nächtlich wiederholende unerbittliche triviale Erniedrigung, wenn man alleine ist und nicht gemeinsam mit Maria die Bedürfnisse befriedigt – los inmensos deseos de orinar. Er ist fit. Die Beine gehorchen.

Heute muss es sein.

Er legt die Bettdecke zur Seite, zieht die Beine an, schwenkt den Körper zur Seite und setzt die Füße gleichförmig auf den Boden auf. Zur gleichen Zeit. Falls er mit dem falschen Fuß aufsteht, schrillt der Schmerz in seinem Kopf, die wenigen Schritte bis zur Küche werden zu einer Qual, doch heute geht alles gut. Bisher. Er kocht das Wasser für den schwarzen Tee auf, den er in einem großen Beutel preiswert beim Türken kauft, gleich neben dem Zeitungskiosk und dem Friseur, der gekonnt seine weißen Haare in silbergraue einfärbt. Durch den Wechsel vom Schlafzimmer zur Wohnküche ist die Sonne nicht verloren gegangen. Er haust in einer Wohnung unter dem Dach, in die ganztägig die Sonne ihn begleitet. Sie wandert über den Horizont höher und klettert über den First des Nachbarn, der vor dem Haus die grüne Fahne des grünen Protestes auf einem Mast aufgezogen hat. In der Küche wird es warm. Von den Wänden schauen die Masken herab, die er während seiner Weltreisen gesammelt hat: die buddhistischen balinesischen aus einem Wurzelstock geschnitzt, die Porzellanköpfe aus China mit eingelassenen lebendigen Augen, der geschnitzte große Kopf eines Aztekenkriegers und die vielen aus der karibischen Insel, jede Reise ein Kopf, aus dem Shop am Park von Holguin, am letzten Tag einer Reise mit den letzten kubanischen Convertibles eingekauft. Sie schauen stumm auf ihn herunter wie die Wildtrophäen eines Jägers aus der Oberen Steiermark. Er hat sich auf Diät gesetzt. Kein üppiges Essen, no comidauntuosa. Während er an seinem kargen Müsli schlüft, kommen die spanischen Worte über seinen Lippen, unterbrechen die Stille, und mit den Worten kommt der Geschmack:

Croquetas de pollo, bunuelos de yuca colorada, arroz imperial con camarones oder Langusten. Vor allem die süßen Cakes sind ein kulinarisches Gedicht, dreistöckig und in zwei Lagen – tres pisos y dos cajas, in Rum getränkt.

Wenn er auf einem Streifzug mit dem Auto in Mayari auf die Kostbarkeiten stieß, kaufte er gleich drei große Platten, zwei für sich und Maria und eine für die Vorsitzende der Kommunistischen Partei des Distrikts. Auf dem Hintersitz postiert, zerquetschten sie bei einer Notbremsung zu Matsch und mundeten trotzdem, nachdem die süße Masse im oberen Fach des Eisschranks eingefroren wurde.

Heute wird es sein,

dass er in den Keller herabsteigt und aus einem Versteck das blanke Eisen hervorholt und in seinem Rucksack packt. Ihm schaudert, als er die Kälte des Metalls spürt. El arma blanca. Das Instrument liegt gut in der Hand. Er hat es in einer Seitenstraße von Mayari für 70 Pesos einem Bauern abgekauft, der es wiederum von einem Schmied in seinem kleinen Dorf besorgt hat, der sich auf die Kunst des Damaszierens versteht. Maria hat die Machete für viele Zwecke gebraucht, zum Zerkleinern von abgebrühten Schweinepfoten, um eine wunderbare sopa de frijoles zu kochen, um Holz zu zerkleinern oder Äste zu Stecken zu formen, die für den Bau eines Zaunes gebraucht wurden, in denen die Enten – ein Geschenk ihres Vaters – die Nacht verbringen konnten. Auf der Eingangstür hatte sie leere Dosen für Kondensmilch gesteckt, die bei Berührung einen metallischen Klang abgaben, und die Diebe abschrecken sollten. Durch das häufige Nachschleifen ist aus dem ursprünglich breiten Eisen zum Hauen eine degenähnliche Spitze geworden, die er nachts sich unter das Kopfkissen legte, um die Diebe abzuschrecken, die mit dem Klauen von Enten sich nicht begnügen wollten, bis er sich eines Nachts im Schlaf den Hals anritzte, und das Kopfkissen mit Blut besudelte, was Maria in einen Schreianfall ausbrechen ließ, weil es keinen Ersatz für das Kopfkissen in der Provinz Holguin gab. In seiner Wohnung zurück, packt er das Eisen wieder aus und wiegt es in der Hand. Was hat er vor? Zum zweiten Mal an diesem Morgen stellt er sich die Frage. Das erste Mal, beim Aufwachen, war er zu sehr mit dem Horchen auf seinen Schmerz beschäftigt. Eine existenzielle Sache. Sollte der Schmerz sich bei der nächsten Inspektion beim Orthopäden als Oberschenkelhalskrebs heraus stellen, wird er sich den Degen kniend unterhalb der letzten Rippe in Richtung Herz stoßen, den hölzernen Griff als Widerlager auf dem Boden. Soweit die Theorie. Was einem Nero gelang, an Feigheit ihm überlegen, sollte ihm ebenfalls gelingen. Doch fehlt ihm ein Sklave, der nach dem ersten Fehlstoß ihm nachhelfen könnte.

Schon wieder, meditiert er, weiß ich nicht, was ich will.

Er ahnt, was es sein könnte. Es hat etwas mit seinem Weg zum Hauptbahnhof zu tun, wo er Diana mit dem ICE aus München abholen will. Aber so genau will er es auch wieder nicht wissen. Man braucht nicht zu töten, denn die Menschen sterben von selbst. Man muss nur Geduld mit sich selbst aufbringen, die er nicht hat.

Elf Uhr elf, hat er ihr am Telefon eingetrichtert. Und nicht elf Uhr dreizehn kubanische Zeit!

Er bohrt mit der Spitze ein Loch in den Esstisch. Wie scharf das Eisen ist. Die geschliffene Oberfläche schillert in allen Regenbogenfarben unter der Sonne, die durch die Oberfenster in die Küche kommt. Ein kalter Gedanke beherrscht ihn, lastet auf ihn. Doch es ist alles nur ein Spiel, pervers, nichts mehr. Und er braucht das Eisen zur Selbstverteidigung, wenn er unten auf der Straße den Garten passiert, hinter dessen Zaun der ungarische Hirtenhund lauert. Das bringt ihn auf die Idee, auf die Uhr zu schauen. Wenn er zu Fuß gehen will, was sich mit der scharfen Waffe im Rucksack anbietet, muss er sich sputen, auch wenn er nicht will, auch wenn er sich fälschlicherweise erhofft, dass der Schmerz wiederkommt, seine Füße lähmt und er sich nicht mehr bewegen kann, vielleicht sich noch bis zum Bett zurück bewegen kann und auf dem Rücken liegend, warten muss, was mit ihm passiert. Als er die Wohnung verlässt, schließt er nicht ab. Wozu auch? Niemand käme hier auf die Idee, ihn auszurauben, nur dem Hausherrn ist nicht zu trauen. Der schleicht sich schon mal in die Wohnung, wenn er auf seinen langen Wegen war, leicht zu entlarven, weil er mit seinem Generalschlüssel hinter sich seine Wohnung abschloss, sogar zweimal den Schlüssel umdrehte, als ordentlicher Mensch, auch wenn er sich des Hausfriedensbruchs schuldig machte. Vorsichtig steigt er, den Rucksack auf den Schultern, die Treppen herab. Das war der Moment, wo sich sein Vater einen Halsschenkelbruch zuzog und das restliche Jahr seines Lebens qualvoll am Rollstuhl gefesselt war. Auch wenn sich etwas auf seinem Weg zum Bahnhof dazwischen legen sollte, wünschte er sich nicht das Schicksal seines armen Vaters. Gefesselt am Rollstuhl könnte er sich nicht mehr das Eisen ins Herz stechen. Was erwartet ihn auf der Straße? Es ist ein ruhiger Vormittag. Seine Straße ist eine Sackgasse, nur ein Steg führt weiter, für Fußgänger und Radfahrer. In die andere Richtung zum Bahnhof versperrt ein riesiger Schutthaufen, wohl über Nacht heran transportiert, den Weg zur Hauptstraße. Das ist die Lösung seiner Probleme. Ein Nachbar hat über Nacht Bauschutt, Sand und einen Betonmischer heran transportiert, um seine Garage zu erweitern, gestohlenen Staatseigentum, die bestochene Polizei wird nicht einschreiten, die anderen Nachbarn ebenso wenig, befeißigen sie sich doch der gleichen Methodik, Hilfe hat er nicht zu erwarten, will er auch nicht erwarten. Um sein Baumaterial vor anderen Dieben zu schützen, hat der Bauherr den Haufen mit stacheligen Agaven und Kakteen umgeben, in denen keine Lücke zu finden ist. Was tun? Dalia wird böse sein, wenn er sie nicht vom Bahnhof abholt. Er öffnet den Rucksack, holt das Eisen hervor und schlägt durch das Gestrüpp eine Gasse, um seinen Weg fort zu setzen, zum ungarischen Hirtenhund, der schon auf ihn wartet. Diesmal gibt es kein Entkommen. Er erinnert sich seines Namens und wird zum Wolf. Wölfe machen sich ein Vergnügen daraus, Hunde zu töten, Hirtenhunde zuvörderst, die den Weg in den Schafpferch versperren wollen, wie man in der Lausitz weiß. Zuerst furchtelt er mit dem Eisen bedrohlich in der Luft herum,

um dem anderen eine letzte Chance zu geben, aber das Riesentier überspringt locker den Zaun, von der seitlichen Perspektive ein ästhetischer Anblick, der durchtrainierte Körper von der schmalen Schnauze bis zum Schwanzende über den Zaun zu einer Linie gestreckt, unter der bis zum Zaun locker noch 20 Zentimeter Platz hätten. Aus seiner Perspektive kommt das Viech frontal, der ganze Körper auf ein paar fletschende Zähne in einem riesigen Maul reduziert. Die Spitze des Eisens gegen den Rücken, wie der Terrorer seinen Degen in den Rücken des Stieres stößt. Das Tier jault auf und fällt vor ihm mit der linken Seite auf den Boden. Auch Wolfi hat etwas abbekommen. Blut verklebt seine Augenlider, er kann nicht erkennen von was.

Der tut Ihnen nichts, kommt eine Stimme vom Zaun, von einem freundlichen Mann um die Sechzig mit einem Strohhut auf dem Kopf. Der beißt nicht, der will nur mit Ihnen spielen. Was für eine interessante Sichel Sie da haben. Wohl für Ihre Gartenarbeit. Nah ja, Ihr Garten verwildert ja auch langsam, da kann etwas Pflege nicht schaden.

Er lässt die Gartensichel, die ein Degen ist, und die den tödlichen Stich gegen die Bestie ausführen soll, sinken und wischt sich über die Stirn. Es ist kein Blut, sondern Schweiß, aus Angst oder Anstrengung, weiß er nicht. Er steckt den Degen in den Rucksack und setzt seinen Weg weiter fort, ohne den Nachbarn mit einem Wort zu würdigen, von dem Hund schwanzwedelnd begleitet, bis sein Herrchen ihn zurück ruft. Wie er diese Hundebesitzer hasst. Immer dieselben Sprüche auf Lager. Die Zähne der Bestie an der Kehle und die will nur spielen! Man kann es nicht mehr hören. Vielleicht wäre seine Reaktion nicht so harsch ausgefallen, wenn ihm nicht diese NDF, die neue deutsche Freundin, in den Sinn gekommen wäre, die keine mehr ist und ihm trotzdem nicht mehr aus dem Kopf geht. Der Ausfallschritt gegen die Bestie hat in seinem Kopf ein feines Sirren ausgelöst, wie ein noch ferner Zug auf den nahen Bahngleisen, eine Vorwarnung gegen Schlimmeres. Er muss mit dem Bus fahren, um seine Beine zu schonen. Er setzt sich auf eines der Plastiksitze und wartet. Alle zehn Minuten soll ein Bus kommen, doch es kommt keiner.

Die streiken heute, sagt ein Vorübergehender. Es ist der Hundebesitzer, der sich entschlossen hat, mit dem ungarischen Hirtenhund an seiner Seite eine Runde zu drehen. Aber die U-Bahn geht. Über den Acker kommen Fetzen einer Blasmusik aus einem Festzelt, umstellt von einigen Buden, soweit er das aus der Entfernung sehen kann. Die Gaudiburschen aus Oberfürberg feiern das Aufstellen des Maibaumes. Über die Nacht hat eine Gruppe Wache gestanden, dass der Baum ihnen nicht von Gaudiburschen der Nachbarsiedlung entwendet wird. Ihre Mühen werden mit einer zünftigen Schlachtschüssel, viel Bier und Musi an diesem Morgen belohnt. Er macht sich weiter auf den Weg, vorbei an dem kleinen Kiosk, der die Menschen mit dem Notwendigsten versorgt, die eine längere Busfahrt zum Einkaufszentrum sich ersparen wollen. Das Kiosk dient auch als Nachrichtenbörse, was in dem Viertel so passiert, der Italiener verträgt sich nicht mit seiner Frau, gegen den Hirtenhundebesitzer ist von einer alten Dame Anzeige erstattet worden, was die Leute so reden, weil sie ihre kleinen Geschichten interessanter finden als den Tod von Bin Laden im Nordosten von Pakistan. Als er schleppenden Schrittes vorbei geht, fühlt er Blicke aus dem Innern des Kiosk auf sich ruhen, ohne sie gegen die blinden Scheiben erwidern zu können. Worüber werden sie sich bei ihm die Mäuler zerreißen? Sicher über seine schwarze Freundin, der alte Lustmolch treibt es mit einer viel Jüngeren und Kubanerin ist sie auch noch. Mit der Zeit haben die Beine sich an das Laufen gewöhnt, und zügig steigt er den Hügel hinauf zur Harthöhe, die Eisenbahnlinie durch eine Unterführung passierend. Eine harte Höhe, am Ende des Krieges eine der vielen Flugplätze, auf dem die Amis hunderte von Jagdflugzeugen sauberlich aufgereiht stationiert hatten, auf ihren letzten Flügen eines langen Krieges gegen die Alpenfestung, später, noch in der Adenauer-Zeit, von einer Siedlung bebaut, für Flüchtlinge aus dem Osten wie die Straßennamen Oppeln, Graudenz, Dirschau verraten, nur seine Heimatstadt fehlt. Bald wird diese Siedlung so viel Patina angesetzt haben, um in die Denkmalschutzliste aufgenommen zu werden. Die Endhaltestelle der U-Bahn-Station ist neu, ein riesiger Schlund nimmt die Menschen auf, heute sind es weniger als sonst, weil die Busse nicht fahren. Er nimmt auf einem Sitz eines Zuges Platz und schaut auf den Bahnsteig. Gegenüber am zweiten leeren Gleis trampelt ein Jugendlicher auf einen alten Menschen herum. Der Körper des Alten benutzt er mit seinen Springstiefeln wie ein Trampolin. Auf und nieder, immer wieder. An dem Vorgang kann es keinen Zweifel geben. Da wird einem Menschen der Brustkorb eingetreten. Am helllichten Tag unter den Augen der im Tunnel stationierten Kameras, nur ein paar Meter von einem abfahrtbereiten Zug entfernt. Er wendet den Blick vom Geschehen und schaut den Gegenüber an. Dieser meidet seinen Blick, als schäme er sich. Beide sind sprachlos. Beide denken, was soll man tun? Sicher ist sogleich die Polizei da, oder es schreiten weitere Passagiere ein, die die Rolltreppe herunter kommen. Aber in beider Denken gibt es einen Unterschied. Er denkt an sein kaltes Eisen im Rucksack, er könnte es auspacken und gegen den Jugendlichen richten. Dessen Wut wäre von dem hilflosen Alten abgelenkt, aber dann fällt ihm sein Treff mit seiner Freundin ein, 11 Uhr 11, Hauptbahnhof, er

würde diesen Zug verpassen, er müsste als Zeuge zur Verfügung stehen und während er noch am Denken ist, rückt der Zug an auf seinem Weg zum Hauptbahnhof.

Er hastet die Treppen zum Gleich 7 hoch,

drängelt sich an den Passanten vorbei, die von oben kommen. Bergauf tun seine Beine einen besseren Dienst als gerade aus oder abwärts. Der ICE hat es eilig, zwei Minuten Halt auf dem Weg nach Dortmund. Wer weiß schon, wo Dortmund liegt? Eine riesige Stadt, so viel steht fest. Aber zwischen welchen anderen Städten, Bottrop, Düsseldorf, Krefeld, Duisburg oder Aachen? Sie steht schon an der Treppe. Sie lacht übers ganze Gesicht. Der pünktliche Deutsche, eine Minute zu spät, man kann ihr leicht eine Freude machen. Er küsst sie inmitten der Reisenden, ein Hindernis inmitten der Hastenden, die es immer eilig haben, die zu spät oder zu früh kommen, irgendwelche Termine fürs Umsteigen in einen Regio im Kopf haben, vor den beiden bildet sich ein kleiner Stau von Nachdrängelnden, die herunter wollen in den engen Gang, der die vielen Gleise verbindet. Sie zieht ihn zur Seite, um in einem markierten Streifen auf dem Bahnsteig ihre Zigarette anzuzünden, soviel Zeit muss schon sein für diese erste Zigarette am späten Morgen, ihren Sohn im Trolley an ihrer Seite, der immer ein beleidigtes Gesicht macht, wenn er ihn sieht. In der zugigen Bahnsteigraucherecke kann er ein volles Bild von ihrer Heimat in ihr genießen. Weißes Hemd mit langen Ärmeln – blusa blanca de mangas largas, die Farben ihrer Religion – saya roja hasta la tobillos – Jeanshosen über einen roten Rock, der bis zu den Knien reicht, zapatos de tacón también rojo, rote, hochhackige Schuhe, dunkle Sonnenbrille über ihren Purpurlippen.

Ihr Erscheinen wie immer eine ärgerliche Freude -

una alegría molesta. Vor dem Bahnhof entscheidet er sich für eine Taxi. In eine U-Bahn will er so schnell nicht mehr steigen. Der junge Fahrer hilft ihnen beim Einsteigen, der Trolley wird zusammengeklappt in den Kofferraum gelegt, er setzt sich auf den Vordersitz, auf seinen Knien den Rucksack, die beiden anderen hinten, auf der Ausfahrt vor der Stadtmauer der übliche Stau. Sie kommen ins Gespräch.

In der U-Bahnstation hat ein Jugendlicher einen Mann in Ihrem Alter erschlagen, erzählt der Taxifahrer, eine Stunde später wurde er auf einem Volksfest von der Polizei festgenommen.

Ich weiß, erwidert er, der Mann wurde zertrampelt, und verhaftet wurde der Täter beim Biertrinken mit einigen Gaudiburschen. Für lange Zeit wohl sein letztes Bier.

Wie gut informiert Sie sind, wundert sich der Taxifahrer. Mir tut der Junge leid. Wären andere rechtzeitig eingeschritten, hätten sie ihm viel Leid in seinem zukünftigen Leben erspart. Warum tun Menschen so etwas?

In Kurzform ein wenig Karl Marx, antwortet er: Weil das Kapital Menschen zu Waren macht. In der globalisierten Welt ist Humanismus nicht mehr gefragt.

Foucault sagt etwas ähnliches, erwidert der Taxifahrer. Und als er die Verwunderung bei Wolfi bemerkt, fügt er an. Ich fahre Taxi, um mein Studium zu finanzieren. Viele machen es so. Ich belege gerade ein Seminar in der Philosophischen Fakultät 1 bei Ana Dienerstein über „Foucault und der offene Marxismus“. Sie ist eine englische Dozentin.

Foucault ist doch einer dieser antimarxistischen Philosophen, der sagt, der Marxismus habe das Denken des 19. Jahrhunderts. Er könne nur wie ein Fisch im Wasser dieses Jahrhunderts leben, will sagen, der Marxismus kann nicht in einem anderen Medium einer späteren Zeit atmen.

Verfluchter Stau, ärgert sich der Taxifahrer, immer vor dem Plärrer. An Wolfi gewandt: Es liegen gleich zwei Irrtümer vor. Zum einen seine, der übersieht, dass der Marxismus eine hochmoderne ist, weil er eine Theorie gegen die kapitalistische Gesellschaft ist, und daher revolutionär, er übersah weiterhin, dass der Marxismus in seiner immanenten Kritik am Aufbau einer anderen alternativen Gesellschaft sich beteiligen will. Insofern ist Foucault gar nicht so weit vom Marxismus entfernt. Und der zweite Irrtum liegt bei den Marxisten, die nicht die Chance ergreifen, die schöpferischen Ansätze von Foucault für einen offenen Marxismus zu nutzen. Das will unsere Dozentin.

Immer diese Angloamerikaner mit ihren Rettungsversuchen für einen modernen Marxismus, erwidert er. Schon vor dem Fall der Berliner Mauer wollten sie festgestellt haben, dass es dem Marxismus an einer eigenen wissenschaftlichen Methodologie fehlt. Eine Theorie ohne eine eigene wissenschaftliche Methodik – wie kann dann deren politischen Praxis überleben? Daher fügten Elster, Roemer und wie sie alle heißen drei neue Stufen der Wissenschaftlichkeit in ihren anglikanischen Marxismus ein: Erstens der moderne Individualismus, vermittelt über die Psychologie, zweitens der Übergang des Individuellen ins Kollektiv über die Spieltheorie und drittens die empirische Analyse abgeschlossener historischer Prozesse. Wie war das mit dem Übergang des Feudalismus

zum Kapitalismus? Oder die Rolle der Sozialdemokratie im entwickelten Kapitalismus. Oder mit dem Sieg der Russischen Revolution oder der kubanischen? Reicht das bisherige marxistische Instrumentarium aus, derartige Transitionen zu erklären oder braucht es weitere? Geschichte als empirischer Test, als Laboratorium für die Zukunft, kein schlechter Ansatz. War die kubanische – nur als ein Beispiel – ein Sozial-Phänomen der Massen oder das militärtechnische Können einiger weniger Berufsrevolutionäre bis zum Sieg in Santa Clara? Wenn beides vorlag, wofür vieles spricht, was überwog und wie war der reale Rückkopplungsprozess?

Er macht eine Pause, weil sich von hinten eine zaghafte Kleinjungenstimme meldet.

Mami! Wann geht es endlich vorwärts, mir wird schlecht.

Totti, wir sind bald in Wolfis Haus, antwortet die Mutter.

Foucault hat ihn immer schon interessiert, fährt er weiter fort. Worte wie Messer. Dutschke hätte es nicht besser können: Die freie politische Aktion ist gegen jeden paraneuen Unitarismus und Totalitarismus gerichtet; zugleich aber die pyramidale Hierarchie der Aktion beachten, die Differenz und das Uniforme, das Zusammenfließen zu dem Einen, die Mobilität der Systeme.

Worte wie Messer, greift der Chauffeur auf. Was haben Sie mit diesem Spieß vor? Er weist auf die Spitze meines Eisens, das aus dem Rucksack auf meinem Schoß heraus ragt. Ich habe einige Erfahrungen inzwischen mit Passagieren. Sie schleppen ein kaltes Eisen mit sich herum, bis sie es auf Körpertemperatur gebracht haben. Dann betrachten sie es als Teil ihres Körpers, ihres Seins und bringen damit ihre Frauen um. Oder ihre Freundin, sage ich.

Die Taxi biegt in den Weg seines Hauses ein und umfährt vorsichtig eine Blutlache. Der Bauschutt ist verschwunden. Sie halten vor seinem Haus.

Ich mache Ihnen einen Vorschlag, sagt der Fahrer. Sie übergeben mir Ihr Eisen und ich füge es meinem Kuriositätenkabinett in meinem Haus zu. Ich habe ein ganzes Zimmer schon damit ausgestattet.

Aber nur, wenn Sie mit uns zusammen meinen Garten besichtigen, schlägt Wolfi vor.

Gemeinsam gehen sie den schmalen Weg zur Hinterfront des Hauses. Durch eine halboffene Gartentür tauchen sie in einen von Bäumen unterschiedlicher Höhe beschattendes Grundstück ein. Die hohe Mittagssonne dringt kaum bis auf den Rasen durch, auf einem Teppich bunter Frühlingsblumen.

Leider bin ich kein Botaniker, sagt Wolfi. Aber 30 verschiedene Baumarten wurden gezählt, darunter Quiddien, Apfel und die hohe kanadische Kiefer, alles durcheinander. Das Chaos ein Segen, wenn man sich die benachbarten geschneigelten Schrebergärten anschaut. Ein schmaler Weg führt durch duftendes Fliedergebüsch zu dem Eingang einer Holzhütte, an der ein rostiges Frauenfahrrad mit platten Reifen lehnt. Eine Frau muss her, sagt er und schaut anzüglich auf seine Freundin.

Diese steckt sich einige abgerupfte Flieder zu einem Gebinde zusammen. Ihr Sohn bekommt Angst.

Totti, das ist kein Hexenhaus, das ist eine Holzhütte, sagt sie, und an die anderen gewandt. Im Kinderhort haben sie gerade Hänsel und Gretl gespielt.

Die Tür aus einem abblätternen Rot und gelben Verzierungen lässt sich nur halb öffnen.

Die Tür ist kaputt, sagt der Chauffeur. Das Holz der Hütte hat sich verzogen und der Innenboden gehoben.

Die Tür ist ganz, widerspricht Wolfi. Die Scharniere müssen nur repariert werden, damit der Holzrahmen angehoben wird. Die Hütte müsste unter Denkmalschutz gestellt werden, sie ist Jugendstil, original. Als ich ins Haus einzog, musste ich erst das ganze Gerümpel ausmisten, das mein Vorgänger hinein gestopft hat.

Er weist auf Inschriften in den Innenwänden, mit Bleistift in altdeutscher Schrift.

Soweit ich es entziffern konnte, sind es Aufzeichnungen für Obstkisten für Äpfel, Quiddien, Birnen, sogar Kirschen, mit einigen Datierungen um die Jahrhundertwende, obwohl im Garten kein Kirschbaum steht. Damit haben wir das Rätsel um die Hütte und den Garten gelöst. Die Stadt war früher eine klassische Arbeiterstadt.

Das Kapital aber vor allem die Stadt war an gesund sich ernährenden Arbeitern interessiert. Also hat die Stadt an den Außenrändern Obstgärten angelegt, so dass die Früchte am frühen Morgen auf Karren zum Markt gefahren werden konnten, um das Proletariat mit frischem Obst zu versorgen. Mein Garten ist eines der wenigen, die heute noch existieren.

Womit wir wieder bei Foucault wären, sagt der Chauffeur lachend. Nach ihm schafft die Macht (Kapital, Kommune), das Subjekt, das wir sind. Die Macht wird aber durch den Kern unseres Menschseins begrenzt, unsere Identität als Menschen. Unsere Fähigkeit auch jenseits der Macht zu handeln, schließt auch den Widerstand gegen die Macht ein. Und damit wären wir beim Open Marxismen.

|

Kubanische Dialektik und Nietzsche

Je näher der Aufeinanderprall zweier eifersüchtiger Frauen kommt, wenn Yamara auf die deutsche Bühne auftritt, desto gleichgültiger werde ich gegenüber allem, was mich ereilen wird. Was hatte ich mir alles ausgedacht, um den Big Bang zu vermeiden. Aber alle Lügengebäude taugten nichts, sie würden unter der Wucht des Ereignisses, getragen von der Gier der Frauen, zusammenbrechen. Was ich in meinem Verhalten als fatalistisch einordne, ist das kubanische Denken in mir. Es darauf ankommen lassen. Nicht die Geduld verlieren. Im letzten Moment bietet sich immer ein Ausweg, den man vorher nicht im Auge hat. Nach dem aktuellen abendländischen Denken ergeben sich folgende Maxime: Schiele nicht nach Theaterrollen, die dir nicht liegen. Steh für dich selbst. Sei authentisch. Sei du selbst. Wer bin ich aber? Einer, der Fallen stellt, sich verstellt, blendet, intrigiert oder hochstapelt? Die Probe lässt nicht lange auf sich warten. Diana ruft mich an - außer sich - und feuert eines ihrer Maschinengewehrsalven ab: Rataatatu. Für eine Entzifferung ihrer Worte fehlt mir immer noch der Zutritt - la entrada - ins Kubanische. Ich bin schon froh, wenn ich fleißig jeden Tag meine spanische Lektion einübe. Ich entnehme ihrem Wortschwall, dass sie ihre Kusine, La Prima de Bamberg, die ihre alte Heimat besucht, über deren Gespräch mit Yamara abgefragt hat.

Yamara ist nicht wichtig für mich, behauptet sie. Aber dass du Yamara über meine Lage in Deutschland informiert hast, das trifft mich tief. Es zerstört meine Liebe zu dir.

Was Yamara mitbekommen hat, ist die Zerstörung des Lügengebäudes, das Diana über ihre Deutschlandaufenthalte für ihre Heimat errichtet hatte. Sie besitzt keinen deutschen Pass, sie ist ein Sozialfall, ihr Ehemann hat sie verlassen. Ihre Empörung ist gut nachvollziehbar. Und die Empörung verleitet sie zu Worten, mit denen sie ihre wahren Gefühle zu mir darstellt, annäherungsweise. Was zerstört wird, muss vorher existiert haben. Vielleicht liebte sie mich auf ihre Weise. Es könnte doch so sein. Aber in dem Augenblick, in dem sie die Liebe zu mir gesteht, ist es schon wieder Vergangenheit, vorbei, vielleicht noch eine ferne Erinnerung, mehr nicht. Nicht ihre Worte sind es, die mich über ihr Liebesgeständnis überzeugen. Es sind ihre rabiaten und furiosen Wutausbrüche, mit denen sie mich treffen will. Nur eine verletzte Liebende kann so reagieren.

Rabia! Furiosa! Werfe ich ein, um ihren Wortschwall zu stoppen. Was hilft es mir, dass sie wieder einmal Ursache mit Wirkung verwechselt?

Vertraue nicht den Gerüchten aus Kuba, herrsche ich sie an. Warum glaubst du Yamara mehr als mir? Verstehst du nicht? Sie will unsere Beziehung zerstören, aus Eifersucht.

Dann verstummen wir beide für einige Tage. Es ist alles gesagt, es gibt nichts mehr, was zu sagen wäre. Die Anstrengungen im gebirgigen Obersteiermark, die Stunden Radfahren im Gebirge, danach 20 Runden Schwimmen in dem Freibad von Tauplitz absorbieren meine Energie. Kein seelischer Zusammenbruch mehr nach einer Trennung von ihr. Verwundert horche in mich hinein, ob sich die übliche Verzweiflung meldet, die in eine unwiderstehliche Sehnsucht nach ihr mündet. Nichts. Keine Gefühle. Gleichmütig lasse ich die Tage und Nächte verstreichen. Ich schlafe gut, mir geht es auch ohne sie gut. Ich bin nicht mehr abhängig von ihr. Dann klingelt mein Handy.

Was machst du, fragt sie mich mit einer Stimme, als wäre nichts vorgefallen. Erneut, wie beim letzten Streit, ist sie die erste, die in unserem Duell sich bewegt. Aus den Cowboyfilmen weiß man: Wer sich als erster rührt, verliert. Aber sie greift nicht zum Colt, den sie nicht besitzt, sie will mich mit einem Küchenmesser erstechen.

Dafür müsstest du erst in meine Küche kommen, sage ich. Dein Haus hat mir dein Noch-Ehemann verboten.

O.K., sagt sie. Ich komme am Dienstag zu dir. Die Sommerferien beginnen. Du bezahlst mir eine Reise mit meinen Kindern nach Mallorca. Ihre Forscheit durchbrechen meine Sperren, die ich in den letzten Tagen aufgebaut habe. Ich bin froh, für diese Frau mein Geld auszugeben. Das nächste Mal, verspricht sie, darfst du mitkommen, mit deinem Geld. Sie lacht. Am Dienstag wiederholt sich die Bahnhoferemonie, die wir seit einem halben Jahr zelebrieren. Ich kann es nicht fassen. Noch immer sind wir zusammen. Aber die Krise zwischen uns wirkt latent fort, und ihr verletzter Stolz droht ihre letzten Sympathien zu mir zu zerstören. Denn langsam, mit der üblichen Verzögerung eines etwas unbeholfenen Mannes, der das praktische Denken nicht so gut beherrscht, wie es das Leben erfordert, begreife ich das Wesentliche ihrer Situation. Sie weiß, dass Yamara nach Deutschland kommt, mit meiner Einladung. Ihr Wissen hat sie mir in den letzten Tagen verschwiegen. Ihr Stolz brauchte seine Zeit, um zu erfassen, was ihr in den letzten Monaten widerfahren ist. Ein Mann, der sie mit der Todfeindin hintergeht. Sie geht mit mir ins Bett, sie ist liebevoll wie so oft in letzter Zeit. Doch jetzt ist es auch irgendwie anders. Sie ringt mit sich selbst, was sie tun soll. Vielleicht sieht sie es auch als Triumph gegenüber ihrer Rivalin an, mit mir zu schlafen. Es sind nur magere Indizien, die mich Vermutungen anstellen lassen. Sie lässt mich zwar in ihren Körper hinein, aber nicht in ihre Seele. Ich wühle zwischen ihren Beinen und widme mich ganz ihrer Lust. Frauen kommen zuerst. Lust kommt nicht aus dem Vertrauten sondern aus dem Außerordentlichen. Lust lauert nicht unter dem narzisstischen Ich, sondern kommt aus einer ritualisierten Annäherung der Geschlechtspartner. Und wir haben mit der Zeit unsere besonderen Rituale einer schmutzigen Sexualität entwickelt, die Negation von Nietzsche.

Nietzsche ist der Philosoph des Schmutzes, des Ekels, genauer gesagt, ihn ekelt es vor dem Schmutz. Er trägt die Obsession nach der absoluten Reinheit in sich. Um ihn zu zitieren: „Die Unruhe in mir ist von dem Instinkt nach Reinheit besessen, die mich physisch im Intimsten berührt, die Gedärme der Seele, die sich vor meinem Blick stellt. Es ist der Geruchssinn. Der Schmutz verbirgt sich in der Tiefe einiger Naturgegebenheiten, und dass vielleicht das Laster von dem Blut abstammt, das durch die Erziehung verborgen wird, erkenne ich seit dem ersten Kontakt. Der Ekel, den ich vor dem Gesindel, dem Plebs, verspüre, war immer meine größte Gefahr.“

Nietzsche ist scharfsinnig, brillant, genial, sarkastisch und zynisch.

Darauf baut seine Hagiographie in der bürgerlichen Gesellschaft. Er predigt nicht nur den Übermenschen, er will selber einer sein. Aber ihm fehlt der Humor, er weiß nicht zu lachen. Als Repräsentant der Moderne endet er in der Katastrophe. Was ihm am nächsten kommt: Er trägt die Maske des Todes. Seine kognitiven Substantive: Intimste, Verborgene, Gedärm, Geruch, Laster, Schmutz, Blut, Kontakt, Ekel--- Kein Zweifel. Was Nietzsche beschreibt, ist der sexuelle Kontakt mit Frauen, mit dem er sich die Syphilis holte, die Ursache für seinen späteren Wahnsinn. Vor der Erfindung wirksamer Medikamente, waren Geschlechtskrankheiten die oft tödliche Gefahr für einsame Männer, die keinen stabilen – und daher geschützten – Kontakt mit Frauen herstellen konnten. Sein Rezept: Wenn du zum Weibe gehst, vergiss die Peitsche nicht! Erst nach der weitgehenden Ausrottung der Krankheiten konnte man sich unbefangener – tabubefreit von anerzogenen Normen – den Düften aus dem Schweiß körperlicher Säfte hingeben, die in sich verborgen geheime Botenstoffe aussenden, die das andere Geschlecht betören, ohne dass sie sich dessen bewusst werden. Mit dem Triumph des Individuellen und Intimen in der Postmoderne konnte die Befreiung der tabuisierten Körperfeuchte in Bestsellern kapitalistisch vermarktet werden – die Verdinglichung zur Ware einer einstmaligen Seuche der Menschheit.

Von all dem konnte Nietzsche noch nichts ahnen.

Aber er spürte die Krankheit in sich und er musste sich von ihr in seinen literarisch-pathologischen Hassausbrüchen freischreiben, in seiner generellen Ohnmacht die einzige ihm offen gebliebene Gegenwehr gegen das Verhängnis. Konsequenter verband er den übel riechenden Schmutz, mit dem sich sein Körper besudelt hatte, mit der Abwertung auf alle zivilisatorischen Werte seiner Zeit, die er für seinen miserablen Zustand verantwortlich machte.

Deshalb stinkt das Christentum!

Sieh, die reine Fäulnis, die gesäubert werden muss!

Es stinkt nicht nur das Evangelium, sondern auch jene, die es bekannt gemacht haben!

Lesen wir irgendeinen christlichen Agitator, den heiligen Augustin zum Beispiel, um das Faulige zu spüren, das die Schmutzigen hoch erhoben haben!

Einige, die stinken, machen die Revolte!

Alles das ist eine Mißgeburt, eine deformierte Kreatur, Verfaultes, korrumpierter Verfall! Ebenfalls stinkt der Tod Gottes, der verfaulende Kadaver von Gott! Und so weiter, und so fort.

Schrei aus einer gequälten Seele, die sich Heilung erhofft, weil sie der Logik folgt, dass bei einer – magischen – Umwertung der konventionellen Ideale, die er literarisch beschwört, die Welt von sich erlöst wird, und mit ihr er selbst von seinen Qualen eines Syphilitikers erlöst wird, der ansonsten in geistiger Umnachtung sterben wird.

Nietzsche will ein Heilsbringer sein für eine neue Welt, das Gegenteil von einem Nihilisten. Der Nihilismus ist nichts anderes als die Negation der herrschenden Ideale. Deshalb gilt: Mit dem Verschwinden dieser Ideale, gegen die Nietzsche anschreibt, verschwindet auch der Nihilismus. In der Beschwörung einer neuen Welt, erweist er sich als Utopist und tritt in die hehre Welt von Denkern wie Augustinus, Morus, Marx und Orwell ein, dessen Utopie der Diktatur der starken, schönen Menschen der Vision von Nietzsche nahe kommt. Er will das sein, was er nicht ist: der Krieger gegen den Schmutz und für das Reine, die wilde Bestie gegen die Religionen, der Übermensch von Ludendorff, der Philosoph, der über alles Bisherige hinaus denkt, der Vorgänger von Batman und von Karl Mai. Er will nur eines nicht sein: ein Syphilitiker, ein Phantast, der in Umnachtung sterben wird. Er wäre ein besserer Autor einer lateinamerikanischen Novela geworden als der meine.

Als Folge meiner sexuellen Obsessionen trage ich einen Bluterguss an der Unterlippe davon, wie ich am Morgen im Badspiegel entdeckte. Mir kommt es nicht allein auf den sexuellen Kontakt an. Es geht auch um die nächtlichen Stunden danach, wenn ich sie in meinen Armen umfangen halte und in mir einen unendlichen Frieden empfinde, aus einer Intimität, die wir beide nur allein empfinden. Schon längst hat sie es sich abgewöhnt, ihrem Coach Bericht zu erstatten. Sie braucht keinen Zuhälter oder Coach mehr für ihr Duell mit mir, sie ficht es allein aus.

Tu y yo, we together. Warum kann es nicht öfter sein?

Immer, wenn ich aus meinem Schlaf aufwache, wendet sie mir ihren schmalen schwarzen Rücken zu. Das ist kein Zeichen von Ablehnung. Sie muss sich ihrem Vierjährigen zuwenden, der auf der anderen Seite unseres Bettes liegt, ab und zu im Tiefschlaf schnarchend Atem holt, ab und zu an ihrer Brust nuckelt, um wieder einzuschlafen. Am Morgen, wenn die erste Sonne sich durch die Vorhänge stiehlt, ist meine Zeit gekommen, wenn sie sich träge räkelt und ihren langen, schmalen Körper unter meiner Umarmung spannt. Unvermittelt springt sie aus dem Bett und zeigt mir ihre kleinen runden Pobacken, quer geteilt durch einen schmalen rosa String. Als sie meine Blicke bemerkt, zieht sie ihn aus und schwenkt ihn vor meine Nase, als wolle sie den Duft der Nacht noch einmal beleben.

Weißt du, was das Ding auf Kubanisch heißt?

Short, vermute ich.

Falsch. Short gilt für Männer. Pluma heißt es für Frauen. Du musst noch viel über kubanische Frauen lernen.

Pluma. Leicht wie eine Feder. In solchen Momenten geht die Lust des Morgens in Pornographie über. Sie geht in die Küche, um ihre erste Morgenzigarette anzuzünden. Ginge es nach mir, ich würde die Einladung an Yamara rückgängig machen. Aber Yamara hat alle Papiere mit Ausnahme der Carta blanca des Innenministeriums, die erst zwei Tage vor dem Abflug als Gnadengeste der kubanische Staat mit dem Reisepass seinen Bürgern austellt. Oder auch nicht.

Yo cumplo mi palabra. Ich halte mein Wort, das ich dir gegeben habe, teile ich Yamara am Telefon mit.

Mit Rache hat das schon lange nichts mehr zu tun. Wie flüchtig sind die Hassgefühle bei Menschen, die die Gnade des Vergessens besitzen. Darin bin ich ein Meister. Diana arbeitet noch mit sich. In dieser Zwischenwelt von Ungewissheiten öffnet sie sich mir, wie sie es noch nie getan hat. Es sind rare Momente, wo sie sich öffnet und ihr Misstrauen vergisst. Mir fällt etwas ein, was ich schon längst hätte vorbringen können.

Zwanzig tausend Euro für dich, falls ich nach Kuba wieder einreisen darf. Dass hat aber nichts mit Bestechung zu tun, setze ich nach. Ich stelle keine Bedingungen für meine Bezahlung, füge ich an. Ich zahle dann, wenn ich von meiner Reise nach Kuba wieder zurückgekehrt bin, egal wie die Entscheidung zu meinen Gunsten zustande gekommen ist, ob mit deiner Hilfe oder nicht. Du hast doch deinen Einfluss.

Unabhängig von unseren Tugenden oder Lastern öffnet sich seit langem ein Fenster der Hoffnung, in das paradiesische Land zurückkehren zu können, das Land meiner Sehnsucht. Vielleicht kann ich bald meine Freunde der Archäologie besuchen, Jesús, den Archäologen, den kritischen Intellektuellen Ramón, die schöne Alicia, den Kollegen in Baracoa, die Professorin Trincado in Santiago. Oder meine Geliebte, die mich in meinen Träumen immer wieder besuchen, die Schwarze Vi aus Holguin, die keusche Mulattin Maria aus Mayari, Norbe aus Baracoa. Und noch etwas verkündet Diana mir an diesem denkwürdigen Tag, den Abend, die Nacht und den Morgen. Sie will im Dezember nach Kuba reisen. Das wäre doch die Lösung aller momentanen Probleme,

fällt mir spontan ein. Wir machen einen Tausch, nicht Ware gegen Ware, sondern Gefühle gegen Gefühle. Meine Eifersucht, die mich befallen würde, wenn sie sich mit ihrem Chulo vergnügt, gegen ihre Eifersucht, die von ihr Besitz ergriffen hat, seitdem Yamara ante portas ist. Keiner könnte dem anderen etwas vorwerfen. Sie nicht mir, ich nicht ihr, wenn es nach der Logik ginge. Aber bei einer Frau geht es nicht nach der Logik. Sie leidet jetzt und kann sich nicht mit einer Option auf den Dezember trösten. Diese Ungleichzeitigkeit der Gefühle wird uns noch zu schaffen machen.

Es ist das erste Mal, dass ich keine Lust verspüre,

Deutschland sommerlich für südliche Gefilde einzutauschen. Warum sollte ich? Die Klimawende beschert uns einen Sommer mit viel Sonnenschein, manchmal ist auch ein Hagelschauer dabei, in dessen eisigen Resten ich meine heißen Füße stecke, bis die Zehen gefühllos geworden sind. Aber es ist auch etwas anderes, das mich anturnt. Die Ereignisse im Triangel Nürnberg – München – Holzkirchen, eine sonnenüberströmte gleißende Asphaltstrecke, in wenigen Wochen mit Tausenden von Kilometern abgefahren, fesselt mich an dieses Land. Manchmal ich allein, manchmal Diana auf dem Hintersitz, mir im Rückenspiegel Küsschen zuwerfend, ihren Sohn Johann auf seinem Kindersitz vorschriftsmäßig festgeschnallt, mit seinen drei Jahren Weisheit vor sich her brabbelnd. Wenn er neugierig zwischen den Sitzen zu meinem Führerstand vorkrabbeln will, weise ich ihn zurecht. Wir chargieren beliebig von einem Ort zum anderen, eine wild gewordene Pilotengewerkschaft mit dem Namen Cockpit kann uns Erdgebundene mit ihren Streiks nicht belästigen. Dieser Sommer trägt den Keim einer fundamentalen Änderung in sich. Ich bin mir sicher: Das Zwischenhoch für ein paar Wochen ist verschwunden. Mit unserer Beziehung geht es mal wieder abwärts. Manches schleppt sich so dahin. Zunehmend werde ich gleichgültig gegenüber ihren Eskapaden. Was mich früher zur Weißglut getrieben hat, stumpft mich nun ab. Aber andererseits traue ich mir nicht über den Weg. Was mir als seelische Entlastung dient, Wiedergewinnen von Freiheiten aus der Sklaverei durch eine Frau, macht mich zugleich misstrauisch. Weniger schmerzhaft empfinde ich als einen Verlust von Lebensgefühl. Ohne meine Geliebte, die mir Schmerzen zuführt – ohne diese *Dama dolorosa* - wäre ich dem Tod näher. Oder wie eine gleichaltrige Freundin es formuliert:

Wenn du morgens aufwachst, und es tut nichts weh, dann weißt du, dass du tot bist.

Es tritt dann allerdings ein Ereignis ein, dass die Szene wieder verändert. Die einzige intime Freundin von Diana, Maylis, wird von ihrem Ex-Mann Fritz als süchtige Abzockerin für Glücksspiele in einem Etablissement in der Ecke Münchener Hauptbahnhof – Dachauerstraße entlarvt. Dort, in einem labyrinthischen Keller mit etlichen Ausgängen, nicht weit von meinem alten PDS-Quartier entfernt, trifft sich eine Gruppe von Kubanern, die glücksspielen. Sie haben ihre Leidenschaft für die Hahnenkämpfe ihrer Heimat nach Deutschland exportiert. Es werden keine Wetten mehr auf sporenbeschnallte Hähne abgeschlossen, die sich in einer abgesteckten runden Arena auf Leben und Tod bekämpfen, sondern es werden metallische Geräte bedient, die Geld ausspucken oder verschlucken. Diese Gerätschaften sind so manipuliert, dass sie auf Dauer mehr Geld verschlucken als hergeben. Für süchtig gewordene Abzocker ist der Verlust vorherbestimmt. Aber was wissen Kubaner von psychologischen und statistischen Gesetzen? Während ich in der Schwabinger Wohnung von Fritz an einem warmen Freitagmorgen anfangs August den ersten Milchkaffee schlucke, den Fritz in seiner Küche bereitet hat, zudem seine im Ofen erhitzte Semmeln mit Butter und Marmelade genieße, Maylis in ihrem Bett schläft und Diana sich im Bad erfrischt, erzählt er mir von seinen Entdeckungen der letzten Zeit. Mehrmals hat er an der Mutter seines Kindes entdeckt, dass diese – bar jeden Geldes – seine eigenen Konten auf der Suche nach weiteren 50 Euro durchforscht hat, um diese in einem weiteren verlorenen Spiel einzusetzen. Diana ist die engste Freundin von Maylis, bedenke ich. Eigentlich, so sage ich, ist es mir egal, ob Diana jetzt mein Geld verzockt oder früher an ihrem Freund nach Kuba zugesandt hat. Oder beides tut, sagt er. Oder beides tut, bestätige ich. Aber dann, nach etlichem Besinnen füge ich hinzu. Besser wäre es doch, sie verbrenne mein Geld im Spiel, statt es ihrem Freund zu geben. Sie ist unzuverlässiger, verlogener, verschlagener und letztlich brutaler als alle Frauen, die ich in meinem langen Leben kennen gelernt habe. Deshalb liebe ich sie. Um die Nerven zu beruhigen, beschließe ich für die Familie einen Zoobesuch in München an der Isar zu bezahlen. In meinem Wagen fahren wir nach Thalkirchen. Diana, ihr meistens quietschfideler – manchmal grantelnder Sohn Johann, der mich neuerdings mit dem Wort „Wichser“ begrüßt, unter dem zufriedenen Gegrünze seiner Mutter, Maylis, die Zockerin, und ihr stets trauriger Sohn, der ihn älter macht als seine fünf Jahre. Auf der Fahrt orientiere ich mich an der Isar. Von Schwabing stadteinwärts, bei der Überquerung der Isar sich links haltend. Ich bin schon lange nicht mehr in einem Zoo gewesen, weil mir die gefangenen Kreaturen leidtun. Was wäre, wenn die blinde Evolution in den letzten Millionen Jahren anders gelaufen wäre, und die Spezies Mensch würde von dem Herrentolk der Schimpansen hinter Käfiggittern beäugt, in die sie die nackten Affen eingesperrt hätten? In meinem Keller, in dem hunderte von Fundstellen von Abschlägen des *homo erectus* archiviert sind, habe ich den wissenschaftlichen Schlüssel in der Hand, warum die Evolution nicht so gelaufen

ist. Der Rohsilex ist zu Spitzen, Kratzer, Messer verarbeitet, der dem Frühmenschen den Vorsprung vor den Affen verschaffte. Dennoch bleibt mir ein fader Geschmack im Mund. Man braucht schon ein kindisches Gemüt, um sich an den Gefangenen zu ergötzen. Meine Begleitung hat sie. Wir treten ganz dicht an eine dicke Glaswand, die uns von den Schimpansen trennt, die melancholisch am Glasfenster hocken. Aus 10 Zentimeter Distanz schauen wir uns an. Wie menschlich des Schimpansen Auge ist. Johann ist fasziniert.

Papi, Papi, schreit er.

Die Mutter zieht ihn weg. Nein, das wäre nicht Papi, weist sie den Kleinen zurecht. Um die Mittagszeit nehmen wir in einem großen Gartenrestaurant Platz. Es ist eines der großen, weiten Orte der sommerlichen Jause nach der gemütlichen Münchener Art, Holzbänke, Holzstühle unter Kastanienbäume, die die heiße Sonne abschatten. Ich bin mir des Risikos bewusst, habe aber kein Gegenmittel in der Hand. Wenn karibische Menschen sich an einen Ort niederlassen, verharren sie dort für die nächsten Stunden. Diese Verlangsamung der Zeit sauge ich in mich hinein. Als politische Exilant, verbannt von dem karibischen Paradies, giere ich nach den Menschen, wenn sie mittäglich in ihren Schaukelstühlen auf den Veranden ihrer Häuser in eine seltsame Starre verfallen, um die Hitze auszusetzen. Hier in Deutschland, genauer gesagt in der Hauptstadt der bajuwarischen Xenophobie, der Fremdenfeindlichkeit, die sich hinter aller Weltoffenheit verbirgt, verfällt meine Familie in die gleiche Schläfrigkeit. Aus Phlegma, genährt aus dem kubanischen Erbe, aus Trotz gegen eine feindliche Welt, die man dennoch nicht missen möchte, oder aus einer stolzen Unangepasstheit einer fremden Kultur gegenüber. Ihre Haltung kann auch einer traurigen Melancholie entsprungen sein, die sich in kubanischen Gesängen entlädt, zu einer blechernen Musik aus dem kleinen Handy, das Maylis auf den Tisch gestellt hat. Manchmal begeben die beiden Frauen sich in einen rapiden Redeaustausch, dem ich nicht folgen kann, manchmal beordern sie mich, für Essensnachschub von der Selbstbedienungstheke zu sorgen, manchmal schwätzen sie mit einem Kubaner, der als Servierer in dem Restaurant dient und sein Bierglas vor dem Chef im Restaurant verbirgt, während die braunen Kleinen, ermüdet durch die Strapazen der Tierbesichtigung, auf dem Boden spielen und ab und zu ermahnt werden müssen nicht mit den kleinen Steinchen auf Kinder mit hellerer Hautfarbe zu schmeißen. Um sechs Uhr abends darf ich mich aus dem Kreis verabschieden, eine lange Fahrt nach Nürnberg steht mir noch bevor. Was danach mit den Hinterbliebenen geschieht, entzieht sich meinen Kenntnissen. Die offizielle Version erfahre ich am nächsten Morgen, als mich die aufgeregte Stimme von Maylis am Telefon erreicht. Sie teilt mir mit, dass nach meinem Weggehen, ihnen die weiße große Tasche von Diana vor der Klotür des Restaurants entwendet worden wäre. Alles futsch. Das Geld, mit dem Diana zu mir an diesem Tage nach Nürnberg fahren wollte, das erst vor kurzem neu gekaufte Handy, nachdem das alte ebenfalls erst vor kurzem geklaut worden sei, die am Vormittag gekaufte Digitalkamera ist ebenfalls entwendet worden, mit der Bilder des bevorstehenden Urlaubs auf Mallorca geschossen werden sollten und einiges mehr.

Heulend sei Diana um 9 Uhr morgens zum Münchener Hauptbahnhof gefahren, um schwarz sich zu dir nach Nürnberg zu schlagen, teilt Maylis mir mit.

Diana heulend? Ich habe Diana noch nie weinen gesehen. Das passt nicht zu dieser starken Frau. Irgendwas kann an der Geschichte nicht stimmen. Ich werde misstrauisch. Das mehrdimensionale Denken ist angesagt, wenn man es mit kubanischen Erzählungen zu tun hat. Wir Abendländer können nicht auf den Märchenschatz an Lügen, Tricks und Betrügereien zurückgreifen, der zum folkloristischen Erbe des kubanischen Volkes zählt. Wir müssen höher greifen, zur dialektischen Intelligenz des abendländischen Denkens, geprägt durch Hegel, Kant, Kirkegaard. Das Leben läuft nicht eindimensional ab, wie Markuse dachte. Geschult in diesem Denken kommt mir eine andere alternative Geschichte in den Sinn, der ich einen Wahrheitsgehalt von 20 Prozent Wahrscheinlichkeit zubillige: Nach meinem Verschwinden haben die beiden Damen auf den Dienstschluss des Kubaners gewartet und sind mit ihm in ihr kubanisches Abzockerlokal am Hauptbahnhof gefahren. Dort haben sie gespielt und ihr Bargeld verloren. Das konnten sie nicht auf sich sitzen lassen. Verführt durch professionelle Abzocker haben sie nach ihren sonstigen Wertsachen aus der angeblich geklauten weißen Handtasche gegrabscht: die Kamera, die Handys, um ihr letztes Hab und Gut auch noch zu verspielen. Später, bei meiner grandiosen Verfolgungsjagd durch die unterirdischen Katakomben unter dem Münchener Hauptbahnhof, werde ich Diana aus dem Tiefsten meiner verletzten Seele entgegen schreien, dass sie dem Spieltrieb verfallen sei:

Mi amiga, adicta a apuesta!

Wolfi kann dieser Frau, die seine Geliebte war, nicht mehr helfen. Sie ist verloren. Sie ist süchtig nach Wetteinsätzen in der kubanischen Spielergruppe des Casinos am Hauptbahnhof, die sie nach Strich und Faden ausnimmt. Die Methoden kennen wir: Zuerst lassen sie sie ein wenig gewinnen, damit sie den Köder aufnimmt, dann wird sie ausgeplündert – mit seinem Geld. Dies ist der Augenblick des absolut Unerträglichen. Vieles hat

er sich gefallen lassen, weil ihre Tricks – trucos – auf ihrem Intellekt beruhen. Aber jetzt geht nichts mehr. Sein ehrsam verdientes Geld, verzockt durch eine spielsüchtige Kubanerin. Was zeichnet eine Süchtige aus? Diana gibt das Wichtigste auf, was sie auszeichnet. Sie setzt nicht mehr ihr Gehirn ein. Aber ist er nicht weitaus schlimmer der Spekulation verfallen? Ist er nicht dabei, verleitet durch die Kurssteigerungen der Vergangenheit, auf eine Fortsetzung des Booms zu setzen und dabei zwei Millionen Euro aus seinem Vermögen zu verzocken? Der Kapitalismus ist mit seinen Aktienspekulationen der größte Wertevernichter. Würde er sein Geld in die Casinospiele stecken, er hätte weitaus mehr Gewinnchancen als auf der Börse. In seiner Küche schaut er auf ihr Foto an der Wand. Sie trägt das weiße Netzhemd auf schwarzer Haut, das ihrem Körper einen verführerischen Glanz gibt. Zwei Goldketten baumeln um den schlanken Hals. Die eine trägt einen Edelstein, der wie ein menschliches Auge aussieht und im türkischen wie kubanischen Denken vor dem bösen Blick schützt, die andere Kette trägt ein rechteckiges Goldplättchen mit einer eingravierten schlanken nackten Frau, die eine Pflanze in der Hand hält und über der fünf Sterne prangern, was der Trägerin magische Kraft verleiht. Keck hat sie einen Strohhut von den Kanarischen Inseln schräg in die Stirn gezogen. Ihr freies Auge schaut ihn schelmisch an. Er hängt das Foto ab und verbannt es in das Dunkel des Zimmerschranks. Aber vorerst liegen nur Verdachtsmomente vor, ein endgültiger Beweis fehlt. Vorerst muss ich auf das Spiel von Maylis eingehen und zum Nürnberger Hauptbahnhof fahren, um gemäß den Anweisungen von Maylis Diana dort auszulösen, falls sie von der Zugbegleitung ohne Geld gefasst worden ist. Zu den Merkwürdigkeiten dieser Geschichte zählt, dass die Verbindung während Maylis Anruf aus München unterbrochen wurde und sich trotz wiederholter Anrufe meinerseits nicht mehr herstellen lässt. Deshalb fehlt mir auch jegliche Information, auf welchem Zug Diana versucht, sich zu mir durch zu schlagen. Sechs Züge von München fange ich ab, ohne Resultat. Ich befrage die Zugbegleitung. Sie haben keine schlanke, junge Schwarze gesehen, so eine würde als Passagier auffallen, meint ein Schaffner. Auch die Bundespolizei außerhalb des Bahngebäudes kann mir nicht weiter helfen.

Lassen Sie sie doch im Münchener Hauptbahnhof ausrufen, schlägt einer vor. Ein anderer meint tröstend. Sie kommt schon, sie erscheint. Sie werden sehen. Mit Frauen muss man Geduld haben.

Diana die Verschwiegene, die ungern sich öffentlich präsentieren will, in die Öffentlichkeit einer großen Bahnhofshalle zerrren? Der Gedanke missfällt mir, weil auch ich es wäre, der bloßgestellt werden würde. Eines muss unter uns ein Geheimnis bleiben. Diana ist die Projektionsfläche meiner selbst. Von diesem Fluchtpunkt aus kann ich mich selber als Subjekt wahrnehmen. Durch sie kann ich mich selbst überhöht darstellen und meiner selbst sein, ein narzisstischer Mann im Rentenalter. Jede Öffentlichkeit stört da nur. Schlimmer noch. Diana ist nicht existent. Sie ist eine Chimäre, der personifizierte Fokus aller Sehnsüchte eines exaltierten Paranoikers. Ich würde gegen Paragraphen 4, Abschnitt b des nichtentnazifizierten Reichseisenbahngesetzes aus dem Jahre 1934 verstoßen, würde ich eine nichexistente Person ausrufen lassen. Ich fahre wieder nach Hause, schlürfe einen Liter heißen Tee aus der Thermosflasche, wie ich es jeden Morgen mache und harre in der Nähe des Telefons der Dinge, die da kommen. Am frühen Nachmittag ist es soweit. Sie ruft mich an. Ihren hastigen Sätzen kann ich entnehmen, dass sie mich am Hauptbahnhof erwartet, nicht am Nürnberger, wie ausgemacht, sondern am Münchener. Verfluchte Geschichte. Sie kommt nicht nach Nordbayern, die ersehnte Liebesnacht mit ihr zerplatzt wie ein Luftballon. Aus Frust wird Wut, die sich in drei Stunden anstrengender Autofahrt nach München noch steigert. Vor dem Bahnhofgebäude verlangt sie dreihundert Euro von mir, faselt etwas von cadenas de oro, prenda und prestamista. Ich bin außer mir. Wieder will sie Geld. Diesmal für die Auslöse ihrer Goldketten aus dem Pfandhaus. Ich schreie sie an: No! No! No!. Blitzschnell und ohne Vorwarnung schlägt sie mir mit beiden Fäusten ins Gesicht und erwischt mich am Kinn. Dann wendet sie sich um und flieht über die Maxstraße in Richtung einer Treppe, die in eine der Spiel- und Sexhöhlen herunterführt. Ihre Flucht weckt meine Jagdinstinkte. In meinen festen Sandalen und kurzen Hosen habe ich einen guten Tritt. Durch das Abspecken um fünfzehn Kilo erleichtert, habe ich die Kondition eines Marathonläufers. Ich bin ihr nah auf den Füßen. Sie schreit laut um Hilfe, als ich sie stelle. Sie bittet die Passanten an, sie vor mir zu schützen. Wie immer in solchen Situationen sind die Unbeteiligten überrascht und überfordert. Ich habe keine Gewalt vor. Ich will nur wissen, was es mit den 300 Euro auf sich hat.

Tu no estas mi esposo, schreit sie mich an und läuft die Treppe herunter.

Wieder so etwas Unverständliches, was ich nicht sofort verstehe. Was ist der Unterschied zwischen einer festen Freundin und einem Ehemann, während ich hinter ihr her hechle? Aber nein, das ist es nicht. Was sie meint, ist der Unterschied zwischen ihrem Chulo und dem Deutschen. Ihr Zuhälter ist ihr Ehemann, nicht mit Papieren aber in ihrem Herzen. Wir tauchen in die rosarote Dämmerung der Spiel- und Sexhöhlen ein, die noch keine Kunden haben. Die großen Spiegel an den Wänden irritieren mich ein wenig. Ein großer Schwarzer stellt

sich mir entgegen. Ich rufe ihm auf Spanisch zu, dass sie meine Frau sei, und dass dies mein Ding sei. Er tritt zur Seite. Als Kubaner sind ihm ehelichen Auseinandersetzungen nicht fremd. Ich hetze weiter hinter ihr her durch verschiedene Räumlichkeiten, die direkt in das Untergeschoss der U- und S-Bahn der Dachauer Straße münden. Ich stehe im Bahnhof der U-Bahn. Er ist leer. Irgendwo muss sie sein. Ich zügeln mein Lauftempo und gehe den Bahnsteig entlang, der in einem dunklen Tunnel mündet. Sie kann mir nicht mehr entkommen. Hinter einer Säule kauern entdecke ich sie. Als ich die Bewachungskamera entdecke, die uns erfasst, lasse ich sie in Richtung Ausgang entfliehen. Im Auto in Richtung Heimat bin ich guter Dinge. Ich war nicht ein Getriebener sondern der Jäger, ich war der Überlegene, vor dem sie Angst hat. Sicher, wir beide bewegen uns in der nuttigen Welt des Hauptbahnhofs, was nicht meine Welt ist. Aber hat nicht unsere Beziehung den typischen Warencharakter unserer Gesellschaft angenommen? Sie beutete mich aus, ich beutete sie aus. Unsere Anhänglichkeit – von Liebe will ich nicht mehr in meiner momentanen Stimmung sprechen - entsprach den Ausbeutungsregeln des Kapitalismus und war deshalb systemkonform. Momentan – so hat es den Anschein – ist sie gerade dabei, von der bloß metaphorischen zur direkten körperlichen Prostitution über zu wechseln, mich als den bisherigen einzigen Liebhaber mit weiteren anderen auszutauschen. Dieser Wechsel birgt neue Risiken für mich. Wäre ich bei meiner Verfolgungsjagd in eine Polizeistreife hinein gelaufen, ich müsste die Nacht in einer Gefängniszelle verbringen und könnte mich nicht einmal beklagen. Auf der Höhe der Gabelsberger Straße klingelt mein Handy, das ich auf den Nebensitz im Auto gelegt habe. Diana spricht.

Treffen wir uns an dem Ort, wo du dein Auto immer parkst, schlägt sie vor. Dann fahren wir zu Maylis. Ihre Stimme klingt ruhig.

Ich wende den Wagen, sie steht mit einer älteren Bekannten an dem verabredeten Ort, beide steigen hinten ein, ich lade die Ältere an der Donnesberger Brücke aus und wir fahren nach Schwabing. Unbekümmert plaudert sie mit mir, als wäre nichts geschehen. Und ich plaudere mit ihr. Meine Wut ist verrauchert, ich hatte meine Genugtuung, was meinen Sexhunger auf sie steigert. Das geplante Lovelace in Nürnberg ist kurzerhand nach München verlegt worden. Es ist eines dieser Nächte auf dem großen Lager. Nachdem der Kleine, den sie in der Wohnung von Fritz deponiert hatte, in einen tiefen Schlaf versunken ist, erreichen wir eine gegenseitige Zufriedenheit. Beide halten still und lassen den anderen gewähren. Als die Morgensonne durch das rote Tuch mit dem Konterfei von El Ché leuchtet, beginnt Johann unruhig zu werden. Die Geräusche seines Genuckels an ihren Brüsten, des kindlichen Schnaufens und Röchelns dringen an mein schläfriges Ohr. Ich fühle eine gesammelte Stille in mir. Dann kommt Fritz aus seinem Schlafgemach und kocht Kaffee für uns.

Was war das mit den 300 Euro gestern, frage ich sie.

Vergiss es. Mein Noch-Mann Manfred wird meine zwei Goldketten beim Pfandleiher einlösen, erwidert sie.

Ich verstehe. Sie hat, während sie zum Hauptbahnhof fuhr, ihren Plan geändert. Sie ist nicht zu mir gefahren, um sich von mir Geld zu holen, sondern ist am Hauptbahnhof zu einem Pfandleiher gegangen, hat sich Geld besorgt und zwei der vielen Goldketten um ihren schmalen Hals verpfändet. Dritte-Welt-Frauen sind in der Not nicht weit entfernt voneinander. Kubanische und indische Frauen benutzen die gleiche Methodik, um kurzzeitige Liquiditätsgap auszugleichen. Was mir nicht gefällt, ist ihre neu entdeckte Vorliebe für Manfred, ihrem Mann, mit dem sie in Scheidung lebt. Oder gilt dies nicht mehr? Kehrt sie vielleicht zu ihrem Mann zurück? Es wäre nicht zum ersten Mal, das zerstrittene Eheleute, angesichts der Schwierigkeiten der Trennung, wieder zueinander fänden. Die drängenden Ereignisse in Deutschland lassen mich für ein paar Tage nach Österreich ausweichen. Der Tapetenwechsel in ein anderes Land soll der Entspannung dienen. Ö 3 im Radio, der Singsang des obersteirischen Idioms, keine Raserei auf der Autobahn hinter dem Grenzübergang Suben, angesichts der strengen Geschwindigkeitskontrollen durch die Gendarmerie. Ich verbinde die Erholung mit einem Geschäft. Ich will mein Appartement in meinem sterbenden Dorf verscherbeln, in dem ich seit 40 Jahren meine Ferien verbringe. Wie eine Litanei wiederhole ich für mich das jüngste Schicksal dieses malerischen Dorfes. Der Bäcker hat zugemacht, Kretschmer, der Aldi schließt im November mangels Kundschaft, die gelbe Post hat schon lange geschlossen, ein Sportgeschäft ebenso. Der Friedhof ist offen. Wer kein Auto hat wie die Älteren, um im Nachbarort einzukaufen, ist arm dran. Eines der positiven Neuigkeiten ist das mit Sonnenenergie aufgewärmte Schwimmbad. Auf den 50 Metern ziehe ich meine Bahnen. Anders als beim Laufen oder Radfahren werden Unter- und Oberleib gleichmäßig beansprucht. Die seit dem Unfall muskelarm gewordenen Arme lassen mich aber nicht so schnell durch das Wasser gleiten wie es meine alte Freundin vermag. Ich bin froh, nicht wie eine Bleiente unterzugehen.

RESURREKTION - WIEDERAUFERSTEHUNG

Yamara, mi amor, komm endlich!

Ein Hilferuf an seine alte Freundin nach Kuba. Er will Diana aus seiner Gefühlswelt verdrängen, seine Liebe zerstören, um Platz für die andere zu schaffen. Er will dieses endlose Duell endlich zu Ende bringen. Es ist ein schwieriges Geschäft, aber lohnend. Er gewinnt eine verlorene Kostbarkeit zurück: seine Souveränität. Die Prüfung, wie es mit ihnen beiden tatsächlich steht, kommt am Abend, als er nach Hause zurückgekehrt ist. Am Telefon erklärt sie ihm kurz und bündig, dass es aus sei mit ihrer Beziehung.

Du musst das verstehen, sagt sie.

Na und? Wo ist das Problem? Natürlich versteht er. Es ist aus, und er fühlt nichts in sich. Das ist das Neue und doch verständlich. Sie entfernt sich, ihre Todfeindin Yamara kommt. Die ständigen Streitereien, der Zank und seine Selbstgefährdung als Jäger auf das flüchtige Schwarzwild haben seine Liebe in ihm zerbrochen. Was braucht es da noch viele Worte. Er legt auf, packt den Koffer und macht sich wieder zu seinem Appartement in den österreichischen Bergen auf, wo die Natur mit ihren Gesetzen waltet, weit entfernt von den menschlichen Dramen der Großstadtwelt. Aber das Handy zerstört diese Idylle. Eine Flucht in die einsame Wildnis gibt es nicht mehr in der modernen Kommunikation. Man ist überall greifbar. Er macht den Fehler, am Vorabend seines Abschieds aus der Wildnis wieder sein Handy einzuschalten. Und sie ist am Telefon. Sie möchte, dass er von Österreich die Südschiene nach Nürnberg wählt über München.

Wir machen Sex in der Wohnung von Maylis. Ich habe ihren Schlüssel.

War das das Ende ihrer Beziehung mit mir? Und ihre Eifersucht auf Yamara? Kein Wort verliert sie darüber. Und ich, was ist mein Kommentar? Wie könnte ich einem solchen Angebot widerstehen. Sie ist nahe, Yamara ist fern. Es wiederholt sich alles aufs Neue. Aber es ist keine Monotonie, wie mein Umgang mit der Wildnis im Toten Gebirge in den letzten Tagen. Man kann der Natur schnell überdrüssig werden. Die Jagd auf die Gämsen, das tagelange Wandern in dem riesigen, toten gebirgige Kalkplateau, das urwüchsige obersteirische Volk mit seiner Schrammelmusik in kurzen Lederhosen auf dem Dorffest in Furth.. Rousseau langweilt auf Dauer. Wir treffen uns beim Italiener im Münchener Hauptbahnhof. Sie wendet ihren Kopf hin und her, stolz auf ihre neue Frisur. Die falschen Zöpfe hat ihre Frisösin, die lang erwartet endlich aus ihrem Urlaub aus den USA zurückgekehrt ist, abgeschnitten. Stolz wedelt sie ihre glatten schwarzen Naturhaare hin in her, als wir einen Capuccino schlürfen.

Du bist ja gar keine Schwarze, sage ich erstaunt und betroffen. Du bist eine Mulattin.

Ich bin außer mir. Seit einem halben Jahr kennen wir uns und erst jetzt stoße ich auf ihre wahre Rasse.

Ich bin eine Schwarze, erwidert sie stolz und streicht mit zwei Fingern über ihren Arm, wie es Kubaner tun, wenn sie Schwarze bezeichnen wollen.

Nach dem Urteil Europas bist du eine Schwarze, wo die Hautfarbe gilt, nach den ungeschriebenen kubanischen Rassegesetzen sind die Haare ausschlaggebend. Glatt – Mulattin, gekräuselt – Negererbe. Du weißt das.

Nichts weiß ich, erwidert sie. Ich lebe in Europa, ich will in Europa leben, deshalb bin ich eine Schwarze, auch für dich, denn du bist ein Deutscher.

Bei uns nimmt man es mit der Rasse nicht so ernst wie in Kuba, erwidere ich. Das war einmal. Ob Kaffee mit Milch oder Mocca, das ist für uns ziemlich egal.

Wir beenden das Gespräch und fahren in die Wohnung ihrer Freundin, deren Schlüssel sie hat. Diesmal hat sie selber ein Handtuch mitgenommen, um das Bett ihrer Freundin nicht zu beflecken. Nie gelingt es mir, sie von ihrer Kleidung selber zu befreien. Nie kann ich den Genuss auskosten, einen geduldigen, von erotischen Pausen unterbrochenen Striptease mit ihr zu initiieren. Rasch entledigt sie sich ihrer Sachen, als wolle sie nach Nuttenart die Geschichte schnell hinter sich bringen. Immerhin hat sie inzwischen gelernt, sich ganzheitlich zu

entblößen. Wir liegen auf dem Handtuch, sie ist über mir, klemmt ihre Beine um meine Hüfte, streckt ihren Oberkörper gerade, wirft ihren Kopf mit den neuen Haaren in den Nacken und während wir es miteinander treiben, schreit sie ihre Macht, die sie über mich besitzt, hinaus in die Welt, die aus dem Schlafzimmer ihrer kubanischen Freundin besteht. Zu diesem Zeitpunkt weiß sie schon, was ich nicht weiß, dass ihre Todfeindin kein Visum von der Deutschen Botschaft in Havanna bekommen hat. Wir balgen albern herum. Meine Bartstoppeln reizen ihre Haut, meine Zunge im frei rasierten Nackenansatz ihrer neuen Frisur kitzelt sie bis zur Ekstase. Irgendwann danach kommt sie zum Geschäftlichen. Sie zeigt mir das Protokoll des Sozialamtes über eine Beratung ihrer Situation als zukünftige Alleinstehende mit Kindern. Zum ersten Mal ist sie auf sich gestellt. Keine behütende Familie wie in Kuba, keinen Ehemann mehr, der dem Vogel im Käfig das tägliche Futter bot. Nur einen windigen Freund, der sie mit ihrer Todfeindin eintauschen möchte, nicht für immer aber zumindest für drei vergnügliche Monate in seiner Wohnung, woraus allerdings nichts wird, wie sie vor mir weiß. Zum ersten Mal muss sie über sich und als Mutter selber verantwortlich sein, was sie überfordern wird. Umso wichtiger würde ich für sie, Schritt für Schritt, mit denen sie sich im bürokratischen Gestrüpp des deutschen Sozialstaates verheddern wird. Ich aber bewege mich immer noch in einer Welt der Illusionen. Ich meine, über Yamara mich ihr endgültig entziehen zu können. Das Nicht-mehr-Dasein soll meine Rache sein. Sie hat es dann in der Hand, einen Ersatz für mich zu suchen, einen reichen Deutschen, der für sie Tausende von Euro monatlich ohne Verwendungsnachweis spendiert, der sie versteht, ihre Sprache, ihre Kultur, der von der Abgrundtiefe ihrer Seele eine Ahnung hat. Leicht wird es für sie nicht werden. Mit der Hand verdeckt sie die übrigen kleingeschriebenen Protokollnotizen und weist auf einen Abschnitt hin. Die Arbeitsagentur hat ihre Kontenbewegungen geprüft und ist auf meine Überweisungen und ihre Weiterleitungen nach Kuba gestoßen. Sie hat zu Protokoll gegeben, dass es prestados – geliehenes Geld – sei, weil ich der Geliebte ihrer Mutter in Kuba sei.

Du musst einen Brief ans Sozialamt schreiben, um das zu bestätigen, sagt sie und krault meine Haare.

Dass ich dir das Geld geliehen habe, kann ich gerne bestätigen.

Dann zeigt sie mir den zukünftigen Umgang mit ihren Kindern auf einem Jahresplan, in dem jeder Tag eingezeichnet ist, wie in einem Firmenkalender. Endlich kann ich verstehen, wie die vierzehntägige Aufteilung aller Söhne zu verstehen ist. Es ist eine mathematische Rechnung, die die Tage der Zuschreibung zu den Elternteilen bis zum Jahresende festhält. Der Kalender regelt die tägliche Aufteilung. Ihr Noch-Mann Manfred bzw. seine Mutter kümmern sich um die Älteren an den Schultagen. Diana übernimmt den Kleinen für die ganze Zeit und alle an den Wochenenden sowie den Ferien. Eine elegante praktische Lösung, in der alle auf ihre Kosten kommen: der Vater, der sich um seine biologischen Kinder kümmert, die Mutter, die sich auf ihr schwarzes Liebling konzentriert. Übers Wochenende kommt die ganze Familie zusammen. Es sind die Wechselfälle des Lebens, die ich momentan akkurat wie in einem Tagebuch notiere. Da ich sie weder literarisch-ästhetisch überforme noch fiktionalisierere, bleibt nur der voyeuristische Kick. Aber wen interessiert dies? Ich bin ein literarischer Nobody. Ich bin nicht eine Isabel Allende, die ihre Hölle der Intimität in ihrem Buch „Siegel der Tage“ beschreibt und aus ihrer Bekanntheit hohe Auflagen gewinnt, die in keinem Verhältnis zu der literarischen Qualität ihres Buches stehen. Vielleicht werde ich am Ende dieses Manuskripts zur Popularisierung meines Buches Diana erschießen. Oder Yamara. Zum Mord brauche ich aber die Zustimmung meines Autors, der nicht auftaucht, um bei seinem Ich-Erzähler mal vorzusprechen.

Der Fluss der Zeit, der mal träge, mal rasant

durch die Windungen eines Lebens strömt, verfrachtet Müll aber auch einiges wertvolles Treibgut, das sich an seinem Ufer verfängt. Meiner Geliebten Yamara habe ich die Hand gereicht, um sie aus der Strömung zu retten, es ist vergebens. Dabei hat sie sich so bemüht. Entgegen ihren früheren Finten, mit denen sie für eine angebliche Einreise nach Deutschland mich abkassierte, bemüht sie sich seit Wochen emsig um einen Zutritt nach Europa. Die zugespitzte Krise in Kuba treibt sie zu einer neuen Ehrlichkeit an. Keine Tricks mehr, die sie einsetzt, keine Lügen aus dem reichen Repertoire ihres Heimatortes wie früher, aus dem auch Diana stammt. Ich nenne die teure Gleichzeitigkeit von zwei Freundinnen das Redundanzprinzip, das auch in der Biologie und im NASA-Spaceshuttle gilt: Wichtige Organe müssen zweimal angelegt werden. Fällt zum Beispiel eine Niere aus, bleibt die andere funktionstüchtig. Aber nicht immer gilt dieses lebenserhaltende Prinzip. Manchmal tritt das Gegensätzliche ein. Zwei Elemente treffen aufeinander und eliminieren sich gegenseitig. Dies tritt auf Positronen und Elektronen in der Elementarphysik zu, aber es gilt auch für eifersüchtige Frauen. Yamara kann nicht auf ein permanentes Aufenthaltsrecht in Deutschland wie Diana zurückgreifen. Sie muss an den Klippen der Visaabteilung der Deutschen Botschaft vorbei. Das Kind der Dritten Welt klopft an der Pforte des Paradieses.

Knock at the heaven's door. Doch die Tür öffnet sich nicht.

Die Botschaft lehnt den Antrag ab, doch sie gibt sich gnädig. Scheinbar. Tatsächlich waltet das perfide System eines deutsch-bürokratischen Gnadenaktes, das dem Begehrenden keine Chance gibt. Die Botschaft gewährt nach ihrer ersten Ablehnung einer Einreise nach Deutschland eine „Remonstrations“, ein Gnadenakt aus dem Zeitalter des Absolutismus, in der Wortwahl unverständlich wie die Absicht, die dahinter steht. Ist die Botschaft sich ihrer Ablehnung bei dem Hauptentscheid nicht so sicher? Mehr Klarheit gewinnt man, wenn man auf das verständliche Spanische zurückgreifen kann: Reclamación. Nachdem ich in Österreich mir einen Internet-Zugang für meinen Laptop über das schnelle Funkmodem A1 mit 7,2 Megabite verschafft habe, kommuniziere ich eifrig aus meinem kleinen Dorf per E-Mails mit der großen weiten Welt wie der Botschaft in Havanna. Ich habe es mir gut überlegt: Ein Bittschreiben muss her, um als deutscher Untertan gegenüber der deutschen Beamtschaft in der gebotenen Form eines Gesulzes und Geschleime aufzutreten. Aber ich habe keine andere Wahl. Die Botschaft presst mich in eine vorformulierte E-Mail Maske, aus der es kein Entkommen gibt.

Wohlgefällig lese ich den Text noch einmal durch, bevor ich ihn mit der Entertaste los sende. Welche Wucht, die ich in meine Argumentation gelegt habe! Welchen moralischen Druck in den politischen Dingen baue ich auf, gegenüber einem deutschen Bürokraten, den ich auf seinem Eid auf die demokratischen Grundrechte festnagle! Ich bin von mir und ihr begeistert.

Als ich das E-Mail losgeschickt habe, kommen mir die Bedenken. Was wäre, wenn die Botschaft sich beeindruckt ließe? Yamara würde, in Deutschland angekommen, sofort mit der Verwirklichung ihres Programms beginnen, ihren persönlichen Rachefeldzug gegen ihre Todfeindin Diana. Und sie würde sich nicht nur auf Diana beschränken. Sie würde gegenüber Manfred, dem scheidungswilligen Mann von Diana, dessen eheliche Tragödie in den letzten zehn Jahren offen legen. Eine menschliche Katastrophe. Zu dem Zeitpunkt als ich Yamara nach Deutschland einlud, wäre dies in meinem Sinne gewesen, zornig erbebt durch Dianas Lügen. Inzwischen hat sich der Zorn gelegt und das Denken wurde eingeschaltet. Denn was geschähe nach ihrem Rachefeldzug? Nach drei Monaten verließ sie das deutsche Schlachtfeld, würde zu Mutter, Tochter und Schwester nach Kuba zurückkehren und ließe mich auf den Trümmern meiner Beziehung mit Diana hocken, die auf Jahre angelegt sein könnte. Ein hoher Preis, den ich zu zahlen hätte. Was für eine Idiotie hat von mir Besitz ergriffen? Ich drücke mit Daumen und Zeigefinger auf den kleinen Elefantenschmuck, den mir Diana an einer goldenen Kette um den Hals gelegt hat. Götter helft! Doch die Götter können mir diesmal nicht helfen. Fatalistisch konstatiere ich: Es ist egal, wie die Sache ausgeht. Überlassen wir es dem Schicksal. Und die Entscheidung kommt überraschend schnell in einem E-Mail einen Tag später:

Von: ".HAVA V Pellet, Volker" <Havanna.auswaertiges-amt.de>

hiermit bestätige ich den Erhalt Ihrer Mail an Botschafter Dr. Ellner, deren Beantwortung ich als sein Vertreter übernommen habe.

Ihrem Wunsch entsprechend habe ich den o.a. Visumsfall erneut überprüfen lassen. Die Botschaft ist dabei zu dem Ergebnis gekommen, dass sie an der Ablehnung festhalten wird. Frau Yamara, die selbst förmlich gegen die erste Entscheidung remonstriert hatte, wird einen entsprechenden Bescheid erhalten. Grund für diese Entscheidung sind Zweifel am angegebenen Reisezweck bzw. der Rückkehrbereitschaft. Diese ergeben sich u.a. aus widersprüchlichen Angaben zur Art Ihrer Beziehung zueinander bzw. zum Ehemann von Frau Yamara.

Ich bedaure, Ihnen keine bessere Nachricht zukommen lassen zu können.

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Volker Pellet
Ständiger Vertreter
Deutsche Botschaft Havanna
Telefon.: 0053 7 833 2569 (-14)
volker.pellet@diplo.de

Dies ist ein Kontaktformular der: Deutsche Botschaft Havanna.

O.K., konstatiere ich für mich. Eines der beiden möglichen Ergebnisse. Der Beamte bricht seinen Eid, der ihn verpflichtet, sich für Frauen einzusetzen, die auf der Seite der Demokratie stehen. Aber wen interessiert dies schon? Einen gibt es. Yamara wird darunter leiden. Sie liebt mich. Als einziger Mensch auf diesem Planeten. Ich starre auf ihr Konterfei auf dem Hintergrundbild meines Computers. Seit mehr als einem Jahr ist mir dieses Bild

präsent. Sie kämmt die Haare ihrer Tochter. Um ihre schwarzen Kraushaare hat sie nach der Art des karibischen Piraten Jack Sparrow ein rotes Tuch geschlungen, als wolle sie dessen ewigen Fluch der Männlichkeit, zu dem er verdammt ist, die weibliche Erlösung entgegenstellen. Die Kleine schaut mich mit großen, treuherzigen Augen an, in der alle Hoffnung dieser Welt vereint ist. Ich hätte sie mit einer Adoption aus ihrem Elend helfen können. Aber gegen die deutschen Bürokraten wie die Dicke in meiner Heimatstadt in Kollaboration mit der Botschaft, hatten wir keine Chance. Aber seien wir nicht zu rührselig. Yamara hat es sich selber zuzuschreiben, dass es mit der Einreise erneut nichts wird, nach zwei Versuchen im letzten Jahr. Der Text der Botschaft spricht, trotz seiner Kargheit, Bände. Yamaras Ehemann, oder doch nicht Ehemann, keine historische Person, mehr ein schlichter Mensch, ist ebenfalls Opfer ihrer Intrigen. Geschieden in Spanien, nicht geschieden in Kuba, so wollte sie es. Da kenne sich einer aus. Yamara wollte alles und bekam nichts in die Hand. Sie wollte einen als Ehemann etikettierten Mann in Kuba, mit dem sie mit meinem Geld in den großen Hotels absteigen konnte. Sie wollte die Scheidung in Spanien, weil ihr Mann krankhaft eifersüchtig war und als Papiergeschiedene sie besser mit Ausländern in ihrem Nest anbandeln konnte. Immer und immer wieder habe ich ihr diesen einen Grundsatz eingehämmert:

Que tu organizes tu vida en una forma correcta!

Vergebens. Sie hat keine Lehren gezogen und deshalb wird sie weiterhin leiden. Die feuchten Flecken in der Innenhand werden sich vergrößern. Sie wird erneut abmagern als Zeichen ihrer Nervosität und Magenschmerzen bekommen. Ich kann ihr nicht helfen. Ich will ihr nicht helfen. Nicht mehr. Wer ist meine alte und Zukünftige? Die Antwort kann nicht schwierig ausfallen: Diana, die Verschlagene, die Schlaue, die Raffinierte, die Lebenstüchtigere. Die deutschen Behörden wären nicht besser als die kubanischen, sage ich Yamara zum Troste beim nächsten Telefonat und hoffe, dass das kubanische Ministerium dieses indirekte Lob versteht. Ihre Leidensgeschichte ist kein Einzelfall. Auch die 17 jährige Diskoqueen leidet unter den kubanisch-deutschen Verhältnissen.

Du musst aus Österreich sofort nach München kommen! schreit Diana mich per Telefon an. Es ist ein Kommando, das keinen Aufschub dulden will. Mari ist im Gefängnis von Santiago, seit drei Wochen. Wir müssen ihr helfen. Und dann kommt sie mit ihrer Standardformel, die, weil in ihrer Platetuide so wirksam, ich am meisten fürchte und hasse: Liebst du mich oder liebst du mich nicht?

Ich wollte erst in zwei Tagen kommen. Aber natürlich liebe ich dich, antworte ich.

Es ist die übliche halbherzige Verzögerungstaktik, um ihr nicht gänzlich zu Willen zu sein. Aber es hilft mir nichts. Ich werfe alle meine Kauf- und Verkaufspläne in meinem kleinen Dorf in der Obersteiermark über den Haufen und setze mich in das Auto. Es ist ein regnerischer Tag, der Regen von Nordwesten trommelt gegen meine Autoscheiben. In München dirigiert sie mich per Handy zum Hauptbahnhof, Ecke Dachauer Straße, wo in dem Casino die kubanische Zockergruppe residiert. Die Stimmung im Lokal ist lau. Zwanzig Kubaner, überwiegend junge Männer, starren auf den Fernseher über der Theke. Olympische Spiele, Boxen. Wegen der Tristesse, die in der Zockerspелunke herrscht, verursacht mein Erscheinen keine große Aufmerksamkeit. Oder bin ich schon soweit Kubaner – mit meinem in den Nacken und um den Hals hochgezogenen Kragen meines Oberhemdes und der tief in die Stirn gezogenen Skimütze - ziemlich deplaziert im Hochsommer, einschließlich meiner spanisch-kubanischen Brocken, die ich in die Runde werfe - dass ich für einen der ihnen gehalten werde? Zwei Wangenküsschen für Maylis, die mit einem Verflöschten poussiert. Diana strahlt mich an, ihr Sohn wie gewöhnlich an eine ihrer Brüste nuckelnd. Sie ist glücklich mich zu sehen. Sie ist die einzige, die sich nicht für das Desaster auf dem Bildschirm interessiert. Sie tut gut daran. Es ist ein Debakel. Die ruhmreiche kubanische Boxerstaffel muss sich mit einer Goldmedaille begnügen, gegenüber den früheren im zweistelligen Bereich. Um mich startet eine erregte Diskussion, die nach den Ursachen fragt. Ich habe meine Erklärung dafür, die ich aber für mich behalte.

Wir müssen unsere Reggaequeen rausholen, sagt Diana. Kennst du die Frauengefängnisse? Die Alten machen sich über jedes frisches Fleisch her. Sie bekommt 5 Jahre Zuchthaus. Wenn sie heraus kommt, ist sie zweiundzwanzig, eine alte Frau.

Wir können doch nichts tun, erwidere ich ratlos.

Wir beauftragen einen kubanischen Rechtsanwalt, dass der ihren Fall vertritt. Der kostet fünf Tausend Dollar, sagt sie.

Das bringt nichts, erwidere ich. Es gibt in der Diktatur des Proletariats keine Gewaltenteilung, keine Unabhängigkeit der Justiz. Der Verteidiger ist ein Beauftragter der Regierung. In der DDR war das anders, wie mein alter Freund Gysi bewiesen hat.

Dummkopf, erwidert sie.

Was hat sie denn überhaupt verbrochen?

Sie hat in Santiago de Cuba einen Polizisten angepinkelt.

Für eine Frau stelle ich mir diesen Vorgang beschwerlich vor, selbst bei der Gardegröße unserer Diskoqueen. Der Polizist muss vor ihr gekniet haben, um den Strahl zu erwischen. Vielleicht in Huldigung ihrer Schönheit. Als Deutsche, im deutschen Kulturkreis aufgewachsen, konnte sie die Dimension ihrer Überreaktion in Kuba nicht ermessen. Aber da kommt einiges an Delikten zusammen. Es geht um Beleidigung der Staatsmacht, Verächtlichmachung der Polizei.

Gib mir 5000 Euro für den Verteidiger, sagt sie.

Ich bin verletzt, ich bin empört. Das kann man doch nicht immer wieder von mir verlangen. In der ganzen Kubagemeinde scheint sich das Gerücht herumgesprochen zu haben, da walte ein deutscher Millionär in ihren Kreisen. Bin ich ein Esel, der die Golddukatn kackt? Zum Beispiel an diesem Tag: 50 Euro an ihre Freundin, weil sie das Geld für eine Reise nach Augsburg braucht, um dort eine Arbeit bei einem italienischen Schuhmacher zu beginnen, 3000 Euro und mehr an Diana für die Möbel ihrer neuen Wohnung und nun diese 5000 Euro für eine fragliche Aktion. Das summiert sich und es müssen zuvor einige Fragen geklärt sein.

Hat sie den Polizisten als Deutsche oder als Kubanerin angepinkelt?

Diana seufzt. Leider hatte sie nur ihren kubanischen Pass dabei, sonst hätte sie die konsularische Hilfe der Deutschen Botschaft in Anspruch nehmen können. So haben sie sie gleich geschnappt und ab in den Knast. Du kriegst auch guten Sex, lockt Diana. Bei Maylis. Sie dehnt und reckt ihren Schlangenleib, den sie ganz in Weiß gepackt hat.

In der Zweizimmerwohnung ihrer Freundin Maylis kein einfaches Unterfangen, wenn zwei Kinder heruntollen. Es braucht einen Köder, die infantile Bande auf den Spielplatz vor dem Balkon zu locken. Maylis übernimmt die Aktion, indem sie den roten, schon etwas herunterwirtschafteten Plastiktraktor den Gang zum Ausgang schiebt, dem die Kinder zum Spielplatz folgen. Danach, nachdem die körperlichen Begehrlichkeiten sich entspannt haben, wäre eine günstige Gelegenheit gegeben, ein ernsthaftes Gespräch über die Begrenzung meiner Ausgaben nach objektiven Kriterien zu besprechen. Als Beispiel dient mir die Deckelung der überbordenden Kosten im Gesundheitswesen, das die Gewerkschaft ver.di in einer verdächtigen Kumpanei mit den Arbeitgebern in den Krankenhäusern angezettelt hat. Mit dem Wörterbuch habe ich mich auf meine Argumentation vorbereitet. Es geht um einen plan de los aspectos futuros. Ihre gastos, die monatlichen Kosten, sollten ihren ingresos, den Einnahmen gegenübergestellt werden, um ein equilibrio, ein Kriterium für eine ausgeglichene Bilanz zu erstellen. Für mich wäre dies eine clara vision ojectiva. Meine capacidad financiera esta limitada. Ich habe mein einstudiertes Spanisch noch nicht zu Ende gebracht, als ich den ersten Schwinger von ihr mir einfange. Den zweiten kann ich mit dem linken Unterarm ablenken. In welcher Runde unseres Duells stehen wir und wer führt momentan nach Punkten? Ich habe den Überblick verloren.

Dich hätte Kuba bei den olympischen Spielen aufstellen sollen, im Superleichtgewicht, dann wäre es nicht nur bei einer Goldmedaille geblieben, sage ich und massiere mir meine schmerzenden Rippen.

Ich hätte dies wissen müssen: Für eine Kubanerin ist der Versuch, ihrem Ausgabeverhalten buchhalterische Vorschriften aufzustülpen die größtmögliche Beleidigung.. Sie erwartet von dem Mann, der vorgibt, sie zu lieben, Großzügigkeit, jenseits eines Haushaltsbuches. Sie ist seine Geliebte und nicht seine deutsche Frau. Sie bemisst seine pekuniären Zuwendungen als wichtigstes Zeichen seiner Liebe und sie will mit keinem Buchhalter ins Bett gehen. Das wäre die ultimative Kränkung. Wie komme ich aus der Falle, in die ich mich selbst begeben habe, heraus? Ich könnte mich mit dem magischen Realismus eines Márques verbünden, in seinem Buch über eine hundertjährige Langweiligkeit. Oder stilistisch Isabel Allende in ihrem Roman La Casa de los Espiritus

nachahmen, statt mir einen trivialen Schwinger einzuhandeln. Nachdem Diana in der Küche von Maylis ein Kakaogetränk geschlürft hat, streckt sie ihren Leib länger und länger zu einer schlangenähnlichen Figur, um mir, ähnlich dem Laokoon mit seinen vier Töchtern, die Luft zu nehmen. In diesem Fall bliebe mir nichts anderes übrig, als vor dieser Schlange zu kapitulieren. Aber ich bin nicht dem magischen Realismus der lateinamerikanischen Literatur verpflichtet, ich pflege ein anderes literarisches Genre, die Politsoap. Diese Novela folgt einem nüchternen und lakonischen Drehbuch, den der Autor vorgibt. Ich sitze auf der Bettkante, mir gegenüber hockt Diana, den Kleinen an ihrer Brust. Ich könnte abrupt aufstehen, durch die Tür zu meinem Auto gehen und nach Österreich zurück fahren, um die vom Autounfall beschädigten 140 Muskeln halsabwärts bis zur Lende sportlich in der bergigen Absteige weiter zu pflegen. Aber was wäre damit gewonnen? Diana weist mir den Ausweg.

Vergessen wir das mit der Queen, sagt sie. Heute Abend machst du den Babysitter für Johann und wenn ich zurück komme, machen wir wieder Sex, als Belohnung für dich.

Ich hätte es wissen müssen. In meiner Outzeit in den Bergen, nutzte sie zeitgleich die Abwesenheit ihrer Freundin von deren Wohnung in München für ihre Aktionen. Sie wäre auch bescheuert, würde sie die Genüsse der Freiheit, die sich ihr nun bieten nicht ausnutzen - nach den Fesseln an ihre kubanischen Familie und dem deutschen Ehegefängnis in den letzten zehn Jahren. Ihr stehen viele Möglichkeiten offen, wenn auch nicht alle. Diese Nacht dient sie als Garderobiere in dem Trenddisco Skyline Keller unterhalb von Hertie in der Münchener Freiheit, während ihre Freundin die Barfrau macht. An ihren unterschiedlichen Funktionen kann ich ihre unterschiedliche Wertigkeit ermessen, die das Nachtleben an Diana und ihrer Freundin anlegt. Für die Schwarze mit dem mangelhaften Deutsch reicht es für die Garderobe, die schlitzäugige aparte Mulattin mit den guten Deutschkenntnissen ist die geborene Bardame. Ich habe mir diesen Abend etwas anders vorgestellt, aber resigniert willige ich ein. Es werden die üblichen Vorbereitungen gemacht, um den Kleinen von dem Verlust seiner Mutter vorzubereiten. Er riecht den Braten. Er weicht keinen Zentimeter von ihr.

Wolfi kommt auf die Idee, Johann aus der Wohnung zu locken, während die Mutter sich im Bad für die Nacht hübsch macht.

Gehen wir ein Eis essen, schlägt er vor.

Ja, ja, begrüßen die beiden Frauen den Vorschlag, die sich für ihre Auftritte in der Disco vor dem Spiegel anmalen. Johann, Eis essen! Der Kleine ist nicht so begeistert von der Idee aber es hilft ihm nichts.

Er schleppt das rote Tretauto auf die Straße. Es ist dunkel. Dem Kleinen wird es unheimlich. Er will zurück. Zu seiner Mama, die nicht mehr in der Wohnung sein dürfte. Er wimmert vor sich her, aber nur kurz, dann hat er sich wieder gefangen. Manchmal kommt Wolfi zur Besinnung. Welche Rolle spielt er hier? Ist dies hier in München Schwabing, an diesem Abend im späten August ein würdiges Sein nach einem langen anständigen Leben mit 45 Jahren eingezahlten Rentenbeiträgen? Keine Larmoyanz! Die heutigen Männer sind arm dran, von negativen Botschaften überversorgt. Die armen Kerle. Und zählt man statistisch zur Rentnergeneration, müsste die Stimmungslage noch negativer sein. Aber gemach. Junge Männer driften in einen Karrieredruck wegen beruflicher und Ausbildungsprobleme in unbequeme Fahrwasser. Sie sind eine gefährdete Spezies wie der Buckelwal. Das kann vielen älteren Männern nicht passieren. Derartige Probleme haben sie hinter sich gebracht mit dem Gewicht ihrer jahrzehntelangen Lebenserfahrung. Nicht zu vergessen: Hilfreich ist auch ein anständiges Bankkonto. Passt alles, sind sie gegen die krisenhaften Anfechtungen der negativen Modernismen gefeit, denen die jüngeren ausgesetzt sind. Die männlichen Tugenden kommen zum Tragen, die mit sich im Unreinen befindliche jüngere Frauen bei älteren Männern wertschätzen: Verantwortung, Zivilcourage, Standhaftigkeit, Aufrichtigkeit und Geld. Ich schleppe das Tresciclo in die Wohnung zurück, den Kleinen an der Hand. Vorsichtshalber schließe ich die Balkontür, falls er zu brüllen anfängt, wenn er entdeckt, dass seine Mammi fehlt. Aber er bleibt ruhig, schaut sich Kika im Fernsehen an und beschäftigt sich mit dem wenigen Spielzeug, das in der Wohnung herumliegt. Nachts, als der Kleine eingeschlafen ist, starre ich aus dem Fenster gegen einen dunklen Himmel und höre auf die unbekanntenen Geräusche eines fremden Hauses. Tausende von Menschen umgeben mich. Sie zeichnen sich durch viele Kinder aus, es herrscht eine entspannte Atmosphäre, von den Polizeiautos kontrolliert, die keine Patrouillen in einem gefährlichen Terrain fahren, wie die Soldaten in Afghanistan. Nur beim Parken kommt es zu übernervösen Reaktionen. Mir werden zwei Strafzettel wegen Ordnungswidrigkeiten an das vom Regen pitschnasse Frontfenster meines Ford gepatscht, eines um halb zwei Uhr nachts, ein weiteres um 4 Uhr morgens, weil ich in einem beschränkten Parkplatz sonntags Nacht geparkt habe. Ich kann nicht schlafen. Mit den Stunden, die verstreichen, malt sich meine eifersuchtgesteuerte

Phantasie immer wüstere Szenarien aus: Diana verzockt meine tausende Euros, die ich ihr für die Möbelausstattung ihres neuen Heimes in Holzkirchen gegeben habe, in dem kubanischen Casino Hauptbahnhof, Ecke Dachauerstraße. Sie vergnügt sich mit Romeo, dem Manager des Discoclubs Skyline in Schwabing, Münchener Freiheit. Sie hockt in einer Peepshow und lässt ihren Bauchnabel und Brüste von Herren meines Alters begaffen und betatschen. Oder – das andere: Sie steht an der Garderobe von Skyline, ihr tun die Füße in den High Heels weh und fürchtet sich vor den versteckten Sexangriffen betrunkenen Kunden. Letztere Vision ist die offizielle, von ihrer Freundin verbreitet, die am Morgen zu uns endlich in die Wohnung kommt, kaputt und ausgelaugt. Diana sei vor Stunden zur kranken Oma nach Hause gefahren, um auf die anderen Söhne aufzupassen, sagt sie. Ich sage wenig und eile mit meinem Auto davon. Als der Kleine, an der Tür im ersten Stock stehend, bemerkt, dass ich verdufte, fängt er zu weinen an. Obwohl Mayli an seiner Seite steht, fühlt er sich durch mich in Stich gelassen. Er trauert um den Verlust eines Menschen, an den er sich gewöhnt hat und der ihm eine gewisse Sicherheit gibt.

Ich traure ebenfalls.

Der Tod nähert sich, unerbittlich, unaufhaltsam. Dieses verfluchte Wissen um das Unvermeidliche. Es drückt auf meine Grundstimmung. Für Roland Barthes ist die Trauer um das vergebliche Begehren nach der Welt auf tiefgreifender und dunkler Weise ein wesentlicher Antrieb, Lust am Schreiben zu haben. Mit seiner literarischen Aktion beabsichtigt der Erzähler etwas Bestimmtes, von dem er zumeist keine Ahnung hat. Er will dem Schwindel des Realen lieber das Trugbild seiner Vorstellungskraft vorziehen. Darum geht es mir auch, aber nicht allein. Ursprünglich verstand ich meine Schreibleust als Selbsttherapie, um die Erinnerungen zu überwinden. Als nächsten Schritt eine Überhöhung des eigenen Erlebens, eine Überrealität, die aus dem Rauschen des tausendfachen alltäglichen Eindringens von Eindrücken das Eigentliche aus dem Unwesentlichen herausfiltriert. Über eine automatisch ablaufende Zensur im Gehirn. Ein Widerspruch in sich, weil mit dem Auslöschen von tausendfachen Ablenkungen - weil nur so Wirklichkeit wahrnehmbar sei - diese Wirklichkeit zur gleichen Zeit verfälscht wird. Was ist also das Wirkliche? Es ist in trivialer Weise vorgegeben. Aber nicht alles. In einigen Punkten kann man auf das Reale selber Einfluss nehmen. Ich begann daher wie ein Dramaturg mein Leben zu gestalten - der Ich-Erzähler als Akteur. Weil aber in der Literatur zumeist das Glatte, Schöne, Gleichförmige das Langweiligere ist, begann ich gezielt in mein Leben Unordnung, Unvorhergesehenes, ja Beunruhigendes zu transportieren, ein schwieriges Unterfangen, weil dem Menschen das Ruhebedürfnis zu eigen ist. Ich nahm bewusst Abschied von dem gewöhnlichen Glück und dem gesunden, in Wirklichkeit verderblichen Menschenverstand, wie der größte moderne Marxist Antonio in seinen „Heften aus dem Gefängnis“ ausgearbeitet hat. Mein Autor, der die grobe Richtung vorgibt, soll mich assistieren. Aber wo ist er? Wo sind die Grenzen auf der Suche nach dem produktiven Unglück? Ich will es nicht so weit treiben wie der Wiener Mörder und Literat Jack Unterwiesing, der wegen neunfachen Mordes an rituell strangulierten Prostituierten verurteilt wurde und sich im Gefängnis das Leben nahm. Er hatte sein Leben wie einen Thriller inszeniert. Ein Doppelleben soll er deshalb geführt haben, so sagt man, nach der Art von Jekyll & Hyde, tagsüber ein dandyhafter Schreiber, nachts eine Bestie. Man hat aber nur ein Leben, da macht Jack als moderner Schizo keine Ausnahme. Ich will nicht behaupten, ich würde es verabscheuen, meine Triebe auf Kosten anderer Menschen auszuleben. Ich will nur auf einige Aspekte hinweisen, die, falls man sie nicht berücksichtigt, man in handfeste Schwierigkeiten kommt. Nur ein Beispiel: Als Guter parkt er am Abend seinen Wagen irgendwo ein, um nach der Umwandlung in das Alter Ego als Schurke am frühen Morgen umher zu irren, auf der Suche nach seinem Auto.

Aber da ist noch etwas anderes.

Was hat ein älterer Mensch an Liebe, seitdem eine aufgeklärte Gesellschaft auch dem Älteren Sex erlaubt, wenn auch widerwillig? Im Großen, von weitem gesehen, wenn man nicht so nahe hinschaut, im Dämmerlicht, da mag ja Liebe zwischen Älteren noch angehen. Aber was ist, wenn man die Liebeszenen ausleuchtet - die fahlen, faltigen, welken Häute, die sich voller Gier aneinander reiben? Eine solche Tabubrechung verletzt den ästhetischen Geschmack, der auf die Jugend baut. Dieser Tabubruch übersteigt seine eigenen Toleranzgrenzen, die er für sich selber aufgestellt hat. Mit einer Durchgeknallten seines Alters hat er es probiert und ist gescheitert. Warum? Weil er sich außerhalb der Rentnerwelt wähnt, solange frische, junge Haut in seiner Reichweite ist. Er baut eine Welt der Illusionen um sich auf und hat keine Probleme mit sich. Er zieht es vor, sich erst am Abend im Spiegel zu beschauen oder im gedämpften Licht des Liftes von Fritz. Dann ist seine Haut geglättet, seine Altersflecken auf der Handoberfläche sind gleichförmig eingedunkelt. Bei photographischen Nahaufnahmen hat er gelernt, seine Lippen geschlossen zu halten, um das durch das viele Teetrinken vergilbte Gelbe auf den Zähnen zu bedecken. Auch meidet er den Blick auf die großen Spiegel im grellen Licht von Kaufhäusern oder Nahaufnahmen mit der Digitalkamera im grellen Sonnenlicht. Er belügt sich. Es soll eine gnädige Lüge sein, um den Mut aufzubringen, Dianas Kommando:

que tu des, tu das endlich! Warum zögerst du ?

sein „Vielleicht“ entgegen stellen zu können.

Die DDR und Kuba hatten eines gemeinsam. Beide Staaten wähten sich mit der Zukunft im Bunde. Es gibt aber Unterschiede, die nach dem Untergang des einen Teils deutlicher hervor treten. Der propagierte Aufbruch in der alten grauen DDR lahmte im Vergleich zum Elan der kubanischen Revolutionsphrasen. Sie scheiterte an der alltäglichen Schaltheit, die mit der Wirklichkeit kollidierte. Anders Kuba: Während die DDR zum Zeitpunkt ihres Untergangs sich statistisch korrekt als die siebendgrößte Industrienation der Ersten Welt rühmte und dennoch im Graben der Geschichte verschied, beschied sich Kuba mit der Rolle eines armen aber heroischen Dritten-Welt-Frontrunners gegen das böse Imperium im Norden. Das Paradoxe ist: Indem Kuba sich als Kläffer in den Nacken des riesigen Ungeheuers verbiss, rettete es sich, beispielgebend für Nachahmungstäter in Venezuela, Bolivien, Ecuador, Nicaragua und anderen lateinamerikanischen Staaten. Die kubanische Bevölkerung hat wenig von dem internationalistischen Heroismus. Ihr geht es trotz einiger brüderlichen Hilfe von Chávez, dem Präsidenten von Venezuela, hundeelend, das durchschnittliche Einkommen liegt bei 15 Dollar – wohlverstanden nicht täglich sondern monatlich. Der staatlich verordnete Aktivismus mit markigen Parolen, militarisierten Paraden der Betriebsgruppen zum 1. Mai – defiles genannt – stehen im Kontrast zum täglichen Überlebenskampf des Menschen ohne Zugang zum Dollar: Wirtschaftlich geht es schon längst nicht mehr um das Bewahren des Besitzstandes sondern darum, dass das Tempo des sichtbaren Verfalls der Häuser, der Straßen, von städtischen Wasserleitungen nicht zu rasant wird. Gut, man hat zu tun im Überlebenskampf: beim Anstehen um die knappen Waren, beim Organisieren um ein paar Säcke Zement, beim Ringen mit den Behörden um ein Ausreisepermitt. Aber generell besteht – auch bei der neuen Führung unter Raul Castro – eine Atmosphäre des Weiterwurschteln, des Abwartens, des Dahinmuffelns. Nicht nur die wenigen frei denkenden Intellektuellen sind sich einig nach fünfzig Jahren glorioser Revolution:

Ein frischer Wind muss her!

Der frische Wind kommt. Doch anders als erhofft. Zuerst ein Flügelschlag einer Möwe vor der afrikanischen Küste, dann eine Verdichtung von Wasserdampf und Energie über dem Meer, ein circulus vitiosus, der durch die Erdrotation sich zu einem Wirbel wandelt, sich auf den Weg nach Westen in Richtung Karibik macht und an Stärke ständig gewinnt, bis aus dem Wind ein Sturm, aus dem Sturm ein Zyklon und dann ein Hurrikan wird mit der höchsten Stufe IV. Zuerst Gustav, dann Ike. Gustav läuft, wie die meisten Hurrikane, von Süd nach Nord und streift nur die westlichen Provinzen um Rio de Pinar. Wieder einmal, wie schon in den letzten Jahren, scheint Kuba Glück mit seinen Hurrikanen zu haben. Der abgemagerte Fidel frohlockt in seinen Reflexiones von seinem Krankenbett aus über den Krieg, den Kuba siegreich gegen die Naturgewalt führt: Suerte, que tenemos una Revolución. Unser Glück, dass wir eine Revolution haben!

Doch dann kommt Ike.

Ike hält sich nicht an die vorgegebenen Bahnen, er verläuft von Ost nach West. Quälend langsam wandert sein Auge mit 20 Kilometer Geschwindigkeit stündlich über fast die gesamte Länge der Insel, schlägt in Baracoa auf das Land, wandert über Holguin, Gibara und Las Tunas. Um sein Zentrum tobt ein Orkan von über 200 Kilometer Geschwindigkeit, schlägt im Ostteil der Insel alles kurz und klein schlägt und die mitgeschleppten Wassermassen ertränken Vieh und die Landwirtschaft. Auf meinem morgendlichen Weg nach München, um meiner Geliebten etwas widerwillig zur Verfügung zu stehen, weil sie es sich erst am Vortag hat einfallen zu lassen, mit mir zu schlafen, sickert aus den Berichten des Nachrichtensenders Bayern fünf langsam aber beharrlich, welche Katastrophe Kuba heimsucht. Der Existenzialist ist beeindruckt. Er ist elektrisiert. Er wittert seine Chance. Nicht zufällig trägt er in seiner Familie den Namen „Katastrophenheini“. Der Existenzialist lebt von Katastrophen, menschlichen und natürlichen. Sie beflügeln seine Phantasie, sie führen ihm die Vergänglichkeit des eitlen menschlichen Waltens vor Augen: das Wiederaufflammen des Bürgerkrieges zwischen Hutti und Tutsi im Ostkongo, das Unglück auf dem Flughafen von Madrid, der Sturz eines 41-jährigen Motorradfahrers in der Augsburger Innenstadt auf regennasser Fahrbahn an dem jetzigen Morgen, ganz zu schweigen von den um 430 Prozent erhöhten Krebswerten in seinem Blut von 0.00 auf 0.43 Punkte in den letzten drei Monaten. Wird ihm die Lizenz zum Überleben langsam aber sicher entzogen durch die gleichgültige Natur, die hinter allem steht? Sein ohnmächtiges Ausgeliefertsein an ein gnadenloses Schicksal nährt seine existenzialistischen Neigungen. Nun dieses Unglück, das über Kuba gekommen ist. In München, bei meiner Fahrt nach Schwabing, kommt statt der Stauberichts die Stimme meines Autoren. Mal was anderes, was er sich ausgedacht hat.

Wolfi! Das ist deine Chance! Mach dich nützlich! Beweise, dass du kein Feind Kubas mehr bist! Du tätest mir auch einen Gefallen. Die Teilnehmer an unserer Politsoap erwarten eindeutig Positives, nicht nur deine komischen Verstrickungen in deine Frauenwelten. Die Leute wollen sehen, dass Du täglich an dir arbeitest, um ein besserer Mensch zu werden.

Hast du ein Paradigmenwechsel vor, frage ich verwundert? Anstelle der existenziellen Politsoap einen spätbürgerlichen Entwicklungsroman? Aber schauen wir mal, was sich machen lässt.

In der Stadt starren mich die Plakate des Landtagswahlkampfes an. Die eingeschlafenen Politikinstinkte hat mein Autor geweckt. Richtig, das wärs! Eine Kampagne muss her! Rettet Kuba! Das ist mein Thema! Auf dem Gebiet habe ich nach vielen Jahren Kubaaufenthalt ein Monopol. Als praktischer Einstieg dient der Landtagswahlkampf. Mein neues Helfersyndrom könnte mir den versperrten Rückweg nach Kuba erleichtern. Es ist gleichgültig, ob sich die Pforten zum karibischen Paradies tatsächlich öffnen werden. Es reicht mir, wenn es nur ein Spalt wäre, aus dem das Licht auf mich fällt. Wie ist dieser Wandel zum Guten möglich? Ich finde nur eine Antwort: Meine Liebe zu Diana. Nicht mehr Hass auf meine alte Freundin Yamara wie im letzten Jahr beherrschen mich. Mit der Kandidatur von Obama zum Präsidenten, der für ein aufblühendes neues Bewusstsein steht: Liebe, Mitgefühl und Großzügigkeit statt Angst, Wut und Gier liegen wir im Trend, mein Autor und ich. Vergessen ist, was mich damals bedrängte. Das war einmal. Nun sind alle Opfer von Ike. Den Parteioberen werden wie dem einfachen Volk ihre Häuser abgedeckt, die Wände eingedrückt, die Wohnungen überschwemmt. Mit meinem Mitleid beweise ich mir meine Souveränität über Hass und Rache. Gutes zu tun, tut gut. Ich bin stolz auf mich und erläutere Diana und den anderen Kubanern in der Wohnung von Fritz meinen Plan.

Und was wird aus meinen tausend Euros? fragt sie unbeeindruckt. Ich brauche sie für den Kauf meiner Spül- und Waschmaschine in meiner neuen Wohnung.

Denk nicht an dich, herrsche ich sie an. Denk international. Die Weltgemeinschaft ist gefordert. Deine Heimat steht vor einer Hungersnot.

Ich öffne mein Handy, um mit der Organisation der Solidarität zu beginnen. Es sind wenige zutreffende Adressen aus dem politischen Milieu abgespeichert. Vieles findet sich über Familie, einiges an kubanischer Bekanntschaft, viel Archäologie aber wenig Politik. Früher war es umgekehrt. Meinen Terminkalender mit den kompletten Adressen habe ich in Nürnberg gelassen. Mit Hilfe des Telefonbuches von München, das mir Fritz zur Verfügung stellt, sammle ich zwölf Adressen aus der Linkspartei und den Gewerkschaften, aber die meisten Spitzenpolitiker der Linken sind in einer Klausurtagung in München unabkömmlich, wo es um den Landtagswahlkampf in Bayern geht, und die Gewerkschaftler noch im Urlaub. Ich bin in Rage. Immer wenn es für die Linken um etwas geht, sind sie nicht präsent. Was bringen selbstverliebte Klausuren? Sie haben etwas mit clustus, eingesperrt, zu tun. Man hat immer noch nicht die Grundthese von Gramsci verstanden, dass der Sozialismus die Philosophie der Praxis ist. Das gegenseitige Bequatsche im engen Kreis wirkt lähmend auf Aktionen nach außen. Wer redet, handelt nicht. An dem überflüssigen Künstlergeschwätz in den Schwabinger Lokalen ist schon die Rätorepublik in München gescheitert. Und was soll ich mit Gysi, meinem alten Spezi, und mit Lafontaine anfangen, falls es mir doch gelingen sollte, die Vielbeschäftigten aus ihrer Klausur heraus an die Strippe zu bekommen, um sie für eine Aktion zugunsten Kubas im Rahmen des Landtagswahlkampfes zu gewinnen? Diese Art von Politikern ist jenseits von Gut und Böse. Seien wir ehrlich: Sie sind mit dem Aufbau von Aktionsstrukturen überfordert. Was sie können, ist sich auf eine Tribüne zu begeben und von dort aufs Volk einzureden. Das Gerüst der Tribüne, die Einrichtung der Sprechanlage und all das Drumherum, um die Operationsbasis für Aktionen zu schaffen, müssen die Parteisoldaten errichten, wie ich einer war. War... Ich hatte in den letzten Jahren keine Lust mehr, mich in die Mühsalen der Parteiniederungen herab zu begeben. Aber dies ist etwas anderes. Ich werde wieder gebraucht, ein kleiner Anstoß und eine Lawine ist lostreten, in Nürnberg, in Bayern, im Bund, in der UNO. Ich setze mich – unter dem Murren meiner Freundin - ins Auto und fahre nach Nürnberg zurück, um in meiner Wohnung und nahe den Genossen von meiner Kommandozentrale aus zu operieren, um Kuba zu retten. Es geht gut an. Mit Hilfe des Internets, der mir die noch fehlenden Adressen von Gewerkschaften und Parteien verschafft und vielen Anrufen, gewinnt der Aktivist einen konkreten Einstieg. Am nächsten Tag wird in meiner Heimatstadt eine Wahlveranstaltung der Linken statt finden. Sie will in vierzehn Tagen über die fünf Prozent Hürde in den Landtag und dem bayerischen Ministerpräsidenten Beckstein das Grausen lehren. Das wird die Bühne meines Auftritts. Was ist in Kuba geschehen? Nachdem Ike weitergezogen ist, hinaus ins offene Meer, um auf die texanische Küste zuzusteuern, ist die öffentliche Aufmerksamkeit der Welt mit Ike mitgezogen. Kuba ist aus den deutschen Medien entschwunden. Nur 5 Tote, dank der Schutzmaßnahmen der Defensa civil, diese Statistik lässt die Aufmerksamkeit des Publikums schnell sinken. Es müssten einige Tausend oder besser noch mehr sein, wie in Haiti, was die nötige Aufmerksamkeit für eine große Rettungsaktion erzeugt. Über das Internet hole ich mir die Bilder und Videos des kubanischen Fernsehens der letzten Tage in den Computer. Die kubanische Botschaft in

Berlin schweigt. Die Regierung scheint unter Schock zu stehen und hat vorübergehend die Sprache verloren, angesichts der ungeheuren Verwüstungen. Allein der Parteichef von Havanna, Lassos, hat einen Auftritt in der bedrohten Hafenstadt Matanzas. Das spanische Wort matanza steht für Töten, Schlachten, Gemetzel. Das kubanische Fernsehen sendet Bilder, von Hubschraubern aus der Höhe aufgenommen, entsetzliche Bilder. In Youtoo haben ein paar Amateurreporter mit ihren Handys an Ort und Stelle ein paar Impressionen eingefangen. Eines ist klar: Es ist die größte Naturkatastrophe aller Zeiten, die Kuba heimgesucht hat. Ich setze mich noch in später Nacht hin und verfasse ein Pamphlet, das ich am nächsten Tag vor einer großen Menschenmenge vortragen werde. Ein Slogan muss her. In guter linker Tradition kann es nur heißen:

Solidarität für Kuba! Praktische Solidarität für das durch den Hurrikan Ike getroffene kubanische Volk!

Elf der vierzehn Provinzen sind getroffen worden. Nach einer vorläufigen Statistik der kubanischen Regierung, die ihre Sprache langsam wiedergefunden hat, sind 30 000 Häuser total zerstört, 170 000 sind schwer beschädigt. Nach den Aufnahmen des kubanischen Fernsehens sind ganze Städte wie Baracoa, Holguin oder Gibara zerstört worden. Nach den Bildern zu urteilen, sind auch mit großem Aufwand gebaute Touristenzentren wie Guardalavaca und Teile von Varadero stark in Mitleidenschaft gezogen worden. Drei Viertel der Ernte und viele Brücken sind zerstört. Der nächste Tag ist der letzte schöne dieses Sommers. Während ich den Text vor einem größeren Publikum auf dem großen zentralen Platz in gekonnter Manier präsentiere, der den hübschen Namen Kleine Freiheit trägt, wird sich leichter Unmut bei den Zuhörern breit machen. Der Überbringer schlechter Nachrichten macht sich unpopulär. Kuba steht für Playa blanca, Revolución gloriosa, Patria o Muerte. Was ich aus dem Gedächtnis memoriere, passt so gar nicht in das Bild der Linken. Kein tapferer Kampf gegen das Imperium, keine Solidarität für das durch einen zivilen Putsch gefährdete Bolivien, sondern die Tristes einer Naturkatastrophe. Man könnte mich einen Defätisten schimpfen, der die Schrecken so genüsslich ausmalt, dass jede Hilfe sinnlos erschiene. Oder noch schlimmer, einen Provokateur, der Kuba, seinem Fremdenverkehr, den Ansehen der Partei schaden möchte unter dem Mantel der Humanität. Aber ich habe einen unverfänglichen Kronzeugen, den Präsidenten Chávez von Venezuela. Ich zitiere aus seiner Solidaritätsansprache an das kubanische Volk, dass die Naturkatastrophe der Wirkung von mehreren Atombomben auf Kuba nahe kommt. Von diesem Eschatologen, der die Visionen des Jüngsten Gerichts herauf beschwört, das für Kuba angebrochen ist, könnte ich noch etwas lernen.

Alle sind aufgerufen, sofort in praktischer Weise über Spenden mit Kuba solidarische Hilfe zu leisten, setze ich fort. Es sind die erprobten Sprachregelungen eines Charismatikers von der Qualität eines Altbundeskanzlers Helmut Schmidt, eines Gysi, eines LePen, meinerwegen auch einer Westerwelle oder Lafontaine. Seit dem Apostel Paulus bedienen sich die Demagogen des gleichen Rezepts: Zuerst das Menetekel des Welteneendes an die Wand malen und dann den verzweifelten Zuhörern die Erlösung predigen:

Sofortige Hilfe ist doppelte Hilfe. Natürlich können Spenden nur einen kleinen Beitrag leisten. Sie sollen aber dem kubanischen Volk zeigen, dass es sich nicht nur auf die Solidarität von Ländern wie Venezuela, Nicaragua oder Bolivien verlassen kann. Die Größe der Katastrophe erfordert eine dauerhafte Hilfe der gesamten internationalen Gemeinschaft, wie es die UNO schon verlangt hat.

Wo bleibt die politische Aussage? schreit einer von unten zu mir aufs Podium.

Ach ja, den Yanki-Imperialismus, den hätte ich beinahe vergessen. Pasa que pasa. Blockade oder Hurrikan, das Imperium ist der Hauptschuldige der Misere oder sein Nutznießer. Auch wenn unsere Landtagskandidatin, die Lebensgefährtin des Mitbegründers der westdeutschen Variante der Linken, schon ungeduldig wird, weil es die Zuhörer zu heißem Leberkäs mit viel Senft zieht, bringe ich die politische Komponente, auf speziellem Wunsch des Publikums.

Kurz vor dem Auftreffen von Ike auf Kuba hat die amerikanische Regierung zum ersten Mal seit langem ihren vierten Flottenverband in die Karibik in die Nähe von Venezuela und Kuba entsandt. Nach einem Kommentar des Bayerischen Rundfunks wollen die USA mit dem Aufmarsch ihrer Kriegsschiffe eine militärisch-politische Drohkulisse gegen die beiden Länder aufbauen. Die USA müssen sofort diese Kriegsschiffe aus den karibischen Gewässern abziehen! schreie ich in die Menge. Ansonsten müssen sie sich vorwerfen lassen, dass sie eine Naturkatastrophe für ihre militärisch-politische Zwecke missbrauchen wollen. Beifall. Eine solche Haltung wäre zynisch! Eine solche Maßnahme wäre inhuman und perfide! setze ich eines drauf. Wieder Beifall. Mit diesen Äußerungen habe ich mir die Wiedereinreise in die Vereinigten Staaten verbaut. Dessen bin ich mir sicher. Warum handeln die USA unmoralisch? Ich mache eine Kunstpause und schaue auf die Menge vor mir.

Weil die revolutionäre Volksarmee sich nicht allein auf die humanitäre Hilfe gegen die Not der Bevölkerung konzentrieren kann, sondern Wachposten gegen einen drohenden Angriff des Imperiums abstellen muss, die der Soforthilfe fehlen.

Beifall, als ich das Podium verlasse, den Sammeltopf nehme und das Publikum um eine Spende bitte. Angesichts der Gräuel in Kuba bin ich froh, in Deutschland zu leben. Diana geht es ebenso. Auch wenn das Leben in der schmerzlichen Mühle der Scheidung für sie nicht einfach ist, weiß sie es zu würdigen, in diesem Land zu leben, in dem der Sommer zu Ende geht und die kalte Jahreszeit beginnt. Als Schwarze liebt sie die herbstliche Kühle bei einem flacheren Sonnenstand mehr als die grelle Sommersonne, die ihre Haut noch mehr verdunkelt. Zwar schmälern der herbstliche Jackenzuschnitt und wärmende Jeans den männlich gierigen Blick auf die Streifen freier Hautschichten um Taille und Bauchnabel, dafür ist die Zeit für herbstlichen Modeschnickschnack gekommen, wenn sie ihren weißen Plüschschal um den Hals schlingen und Stiefel mit Schäften bis zum Knie tragen kann. Die Zeit im Bad, wenn sie sich für ihre nächtliche Arbeit herausputzt, ist der Augenblick von zwei Spannern, ihrem Liebhaber und ihrem Sohn. Es ist als kleine Kompensation für uns männliche Wesen gedacht für die einsamen Nächte ohne sie, wenn ich als neuer Vater ihres Sohnes zu seiner Behütung abgestellt bin, bis sie von ihrer Arbeit zurückkommt. Es kann zwei Uhr nachts sein, fünf Uhr oder an einem grauen herbstlichen Morgens neun Uhr, wenn sich der erste Bus um die Ecke dreht, wenn sich das harte Klacken von kohlenfaserstoffgehärteten High Heels auf dem Zementboden draußen nähert, der Schlüssel sich im Schloss dreht und sie im Zimmer steht. Manchmal gackert sie - noch aufgedreht von den Erlebnissen in der Disko - mit ihrer Freundin, die sie mitgeschleppt hat, manchmal ist sie von der nächtlichen Arbeit kaputt. Dann wirft sie sich auf das Lager, das ich mit ihrem Sohn teile, in vollen Klamotten, stinkend nach Zigarettenwolken, die sie aus der Diskothek mitschleppt und schläft mit einem mächtigen Geschnarche auf die Stelle ein. Das sind die Morgen, wo ich nach einer durchwachten Nacht, von marternden Gedanken erlöst, einschlafen kann. Betritt sie quietschfidel, mich keines Blickes würdigend, unsere Schlafstätte, sind dies die Momente, wo ich die Nüstern aufblähe, um den fremden Mann an ihr zu wittern. Dann liege ich unerlöst grübelnd neben ihr, während sie eingeschlafen ist. Es bringt nichts, sie aufzuwecken und sie daran zu erinnern, dass sie mir für die Nacht noch Sex versprochen hatte als Belohnung für mein Babysitttern. Ich brauche einige nächtliche Übungen, allein auf mich gestellt, um mir ihre Unschuld einzureden. Obwohl die Männer sie in der nächtlichen Disko in der Münchener Freiheit in Schwabing, während sie die aparte Garderobiere macht, umschwirren wie die Motten im Licht, sucht sie danach meine Nähe. Aber vielleicht bin ich es nicht, der sie anzieht. Wahrscheinlich zieht es sie zu ihrem Sohn zurück. Das sind die schlimmen Stunden meines Lebens, in denen ich mich – zerfressen von Eifersucht – selber verfluche, wenn meine Phantasien wilde Szenarien entwerfen, die mich schlaf- und ratlos lassen. Ich erinnere mich an meine eigene Jugend in Schwabing in den sechziger Jahren, ein untergegangenes Schwabing. Von meiner Studentenbude hatte ich einen kurzen Weg zur Uni an der Leopoldstraße, besaß eine Studentenbude für 60 DM Monatsmiete in der Georgenstraße. Am späten Abend verwandelte ich mich aus einem fleißigen Studenten der Nationalökonomie in einen aus den studentischen Zwängen entfliehenden Studentenstromer, der in der Kneipe Nachteule landete, wo die Garderobenfrau nicht Diana sondern Mutti hieß, unsere Studentenmutter, wo wir einsame jungen Männer nicht nach Sex sondern nach Bemuttern aus waren. Oder es ging zum Siegesgarten, wo ich meine Frau kennen lernte, die ich danach ins Arri-Kino schleppte, oder Europa-Espresso. Leider war kein Fotograf dabei, der mich verewigte. Das nächtliche Grübeln während ich auf meine Geliebte warte, sind Stunden der seelischen Marter. Liebe gegen Eifersucht, Vertrauen gegen Zweifel; es sind die Augenblicke der Wahrheit nicht über sie, sondern über mich. Aus dem Radio kommt eine neudeutsche Melodie mit einem Text, der mich anspricht, den ich auswendig lerne und ihr am Morgen vortrage, mit meiner angenehmen Tenorstimme, wenn sie übermüdet von ihrer Arbeit heimkehrt:

„Und nichts kriegt mich runter,
ich habe alles, was ich brauche,
mehr wäre zu viel.
Es ist das größte,
dass ich noch am Leben bin“.

Ich werde zu ihr halten bis zu dem Punkt, wo mir die Luft ausgeht und ich vor der Alternative stehe, zu überleben oder zu ersticken.

Rien ne va plus. Ven. Dale. Nichts geht mehr. Und es geht weiter, immer weiter.

Das war mein Prinzip, an das ich mich klammerte, als sie vor mehr als einem halben Jahr in mein Leben trat. Das Abenteuer, das mich erwarten würde, darüber war ich mir bewusst. Und nun? Welche Alternativen habe ich? Ich könnte alles hinschmeißen. Aber was dann? Was tue ich mit Gleichaltrigen in meiner Nähe, wenn wir unsere Hautfalten im Badspiegel gemeinsam betrachten, wenn wir uns über unsere Wehwehchen kenntnisreich austauschen? Wir bestätigen uns unseres Alters und die Nähe zum Tod. Ich habe verschiedene feste Bindungen – lassos auf Spanisch – zu meiner jungen Freundin geknüpft. Die Liebe und der Sex sind alltägliche Themen. Bei der Liebe ist es das Intime, das ich zu schätzen weiß. Wir beide teilen uns einen Schatz allein, keiner kennt unsere Geheimnisse, wie wir uns streicheln, wie wir uns küssen, wie wir unsere Körperflüssigkeiten austauschen. Da gibt es aber etwas, das nicht übersehen werden darf. Bei mir ist die Liebe nicht die einzige Bindung. Und da beginnen ihre Probleme mit mir. Liebende schlagen und küssen sich. Das ist normal. Nicht normal ist es, wenn ich auf dem Höhepunkt des Streites, wenn die Fetzen fliegen, urplötzlich auf ein spöttisches Lachen umschalte. Ich werde cool bis zu den Fußspitzen. Es ist wie im Ring Ali gegen Frazer, der dritte, endgültige Match. Ali tänzelt um seinen Gegner herum, die Arme provozierend baumeln lassen, scheinbar ohne Deckung ihn demütigend, indem er seine Überlegenheit zeigt. Ihr fröstelt in der Nähe meiner plötzlichen deutschen Gefühlskälte, die so fern ihrer karibischen ist. Sie trommelt mit den Fäusten umso heftiger auf mich ein. Ich werde noch gelassener, überlegener, fern ihrer Emotionen. Das sind die Momente, wo sie von mir lässt und mir vorwirft, ich würde sie nicht lieben. Sie ist nicht weit weg von der Wahrheit. Sie kann nicht errahnen, was ihn konkret im Inneren bewegt. Sie weiß nicht, dass er sie in diesen Augenblicken missbraucht. Sie ist das Material, aus dem ein Ich-Erzähler seine Impressionen gewinnt. Um die Situation eines Streits in seiner vollen Dimension zu erfassen, muss er einen kühlen Kopf zurück gewinnen. Er muss die flüchtigen Eindrücke der emotionalen Ausbrüche in sein Gedächtnis verankern, um sie wenig später zu Papier zu bringen. Aber immer wieder entwindet sie sich seinen unsichtbaren Fesseln, die er über sie werfen will. Sie spürt seine Unrast. Sie erahnt seine Eifersucht, die er hinter seiner Coolness verbergen will. Und mit der Schläue eines Vollblutweibes – ihm fällt kein besserer Begriff als dieser ein, der den Gender-Codex verletzt – lädt sie ihn immer häufiger zum Sex ein, an variierenden Orten, wenn sich die Gelegenheit dazu bot. Bisher hatten sie drei Absteige: sein Haus in Nürnberg, die Wohnung ihrer Freundin und die Wohnung von Fritz in München, bis sich eine vierte dazu gesellt: ihre eigene Wohnung in Holzkirchen. Ich weiß es zu schätzen, dass sie ihre erste Nacht in ihrer eigenen Wohnung mit mir teilt. Ich bin gespannt, wie sie mein Haufen Geld für die Möbel investiert hat. Obwohl die Wohnung noch nicht komplett eingerichtet ist, kann man jetzt schon zwischen dem gewöhnlichen und dem spezifisch kubanischen Chaos unterscheiden. Die Küche ist noch nicht angeliefert, die Bettgestelle für die Kinder, ihrer Mutter und den Geliebten fehlen, ebenso die Wandschränke zum Verstauen der Klamotten. All das fällt in die Kategorie der generellen Unordnung, die sich mit der Zeit regeln wird. Dass zwanzig Paar High Heels in knalligen Farben im Gang auf dem Boden aneinandergereiht sind, und die neue Hausherrin geduldig eine Menge Unterwäsche auf einem niedrigen Board meterhoch an der Wand aufstapelt, ist Ausdruck kubanischer Wohnkultur und wird der Wohnung einen bleibenden Eindruck vermitteln. Schuhe und Wäsche gehören nicht in Schränken aufbewahrt. Sie müssen mit einem Blick überschaubar sein und bezeugen, dass die Bewohnerin einen reichen Gönner hat. So ist es Sitte in Kuba. Auch dass sie bewusst einen überdimensioniert großen Spiegel im nahen OBI gekauft hat, der nicht zu den vorbestimmten Einfassungen im Bad passt, wie ich sie – mit dem Meterstab in der Hand - mehrmals beim Kauf ermahnt hatte, fällt in den Bereich kubanische Wohnsitten. Ein Spiegel kann nicht groß genug sein, um die ganzheitliche Schönheit und Erotik einer jungen Kubanerin einzufangen. Der Platz vor dem Spiegel wird in Zukunft der wichtigste Ort sein, noch vor dem Fernseher und dem Bett. Die Bettgestelle sind noch nicht angeliefert worden. Es wäre einfach gewesen, eine große Matratze zu kaufen. Auf dieser flachen Pritsche hätten wir eine Premiere feiern können. Ich erinnere mich an einen Film von Woody Allen. „Ich sehe den Mann deiner Träume“. Den alten Mann spielt Antony Hopkins, der in seinem zerfurchten Gesicht schon die Male seiner Krebskrankheit trägt, an der er elend zugrunde gehen wird. Aber noch ist es nicht so weit. Noch hockt er mit einer jungen Blondine in einem fast leeren Zimmer.

Er: Schade, dass das Bett noch nicht da ist.

Sie: Ich hab's schon auf Hartholzparkett gemacht. Auf Marmor auch.

Er, nach Einnahme einer Tablette Viagra: Warten wir noch zehn Minuten.

Zum ersten Mal in ihrem Leben hat sie ihre Wohnung, die ihr ganz allein gehört, keine schäbige Unterkunft bei ihrer Familie oder ihrem Chulo in Kuba, kein Ehebett, das ihr Mann bereit stellt für seine Lust. Sie ist ab diesem Tag die Herrin einer frisch renovierten hellen Dreizimmerwohnung, vermittelt durch die Bundesrepublik Deutschland. Und falls der Mann in ihrer Wohnung – das bin ich - ihr dumm kommt, wirft sie ihn hinaus. Seit

langem arbeitet sie auf dieses Ziel hin. Wie so oft beschreibt sie ihre Stimmung mit einem Lied, das am häufigsten in Kuba in Bars, aber auch bei Familienfesten gesungen wird, wenn der Alkohol reichlich fließt. Es ist als ein maskulines Macholied gedacht, aber sie vereinnahmt das Lied für sich, die Powerfrau, die sich der Männerwelt überlegen zeigt.

Yo sé bien que estoy fuera	Ich weiß, dass ich draußen bin
pero el día en que yo me muera	Aber an dem Tag, an dem ich sterbe
sé que tendrás que llorar	weiß ich, dass du weinen musst
llorar y llorar, llorar y llorar	weinen und weinen, weinen und weinen
Dirás que no me quisiste	du wirst sagen, dass du mich nicht liebtest
pero vas a estar muy triste,	aber du wirst sehr traurig sein
y así vas a quedar	und so wirst du bleiben
con dinero y sin dinero	mit Geld und ohne Geld
Hago siempre lo que quiero	ich mache immer das, was ich will
y mi palabra es la ley	und mein Wort ist das Gesetz
No tengo trono ni reina	ich habe keinen Thron und kein Königreich
ni nadie que me comprenda	niemand, der mich versteht
per sigo siendo tu diana	aber ich werde immer deine Diana bleiben

Einfach hat man es ihr nicht gemacht. Lange war vieles ungewiss. Wo kommt sie unter, nachdem ihr Ehemann sie aus seinem Haus vertreiben wollte? Was geschieht mit ihren Kindern in der Scheidung? Fragen über Fragen. Und vor allem: Wie soll sie ihr zukünftiges Leben finanzieren? Es ist für sie wie ein Märchen. Dies ist der Tag, während die Finanzwelt global einer neuen Krise zusteuert, wo sich vieles für sie zum Guten aufgelöst hat. Und die restlichen ungelösten Fragen werden ihre Götter auch noch lösen. Hormonal beflügelt über diese nie erahnten Chancen in ihrem neuen Leben, wendet sie sich mir mit ihrem Liebesfeuerwerk zu, um seine glücklich machenden Spuren in meinem Körper zu hinterlassen. Über die einzelnen Prozesse, die dabei ablaufen, braucht sie keine Kenntnisse zu haben. Es reicht einer Frau, dass sie fühlt, wie ein Mann funktioniert. Die körperliche Zuwendung einer Frau zum Mann kurbelt sie über seine Hirnanhangdrüse und den Hoden das männliche Sexualhormon Testosteron an, die Menge an Geschlechtshormonen steigt, was die maskuline Lust weiter erregt, um sie zu erregen. Eine Rückkopplungsschleife entsteht: Der Mann erregt die Frau, sie erregt ihn. In ihrem Körper wird ein Großteil des Testosterons in Östrogen umgewandelt. Ihre Scheide wird feucht, die Gebärmutter richtet sich auf, der Beckenboden wird besser durchblutet, sie erlebt den Orgasmus. Presst der Mann seine flache Hand auf ihre Scheide, fühlt er die pulsiv flutenden Kontraktionen ihrer Gebärmutter. Beider Sex wird zu einem gemeinsamen Erlebnis, das verbindet, kittet jeden Krach und der in einem Hormon sich vereint: Oxytocin, verantwortlich für das große, unwiderrufliche Ereignis. So könnte es gewesen sein, der erste Orgasmus in der Sozialwohnung in Holzkirchen. Oder auch anders. Geschehen an dem Tag, als die Busch-Regierung mit einem 700 Milliarden Dollar Programm den Kapitalismus retten will.

Letzte Runden

Doch unser Glück dauert nicht lange. Es genügt ein Anruf zu ihrer Heimatstadt, die den Hurrikan glimpflich überstanden hat, und Yamara, meine alte Freundin, zieht mich in die hässliche Wirklichkeit zurück.

Ella manda mucho dinero de ti a Yalcas, ist ihre Botschaft.

Es ist die schlimmste aller möglichen Nachrichten. Stimmt ihr Denunziation, übt Yalcas erneut seine verderbliche Fernwirkung auf sie aus, mehr als Zuhälter als der Coach in ihrer Ringseite. Von meinen vielen tausend Euro, die ich ihr für die Möblierung ihrer Wohnung zugesteckt habe, bar, um die Sozialhilfe nicht auf den Plan zu bringen, kappt er sich seinen Teil ab. Aber es ist noch nicht alles der bösen Nachrichten. Ich rufe ihren Noch-Ehemann, Manfred, an. Seitdem sie aus seinem Haus ausziehen musste, kann sie am Wochenende nicht mehr meine Anrufe abfangen, wenn ich seine Nummer wähle. Über ihn erfasse ich die Umriss dessen, was sich in den nächsten Wochen und Monaten in ihrem bisher vor mir verborgenen Leben abzeichnen wird: Auf sie kommt die Katastrophe zu. Manfred, in seiner Stimme ein Uraltbayer aus Holzkirchen, hat eine Vaterschaftsklage gegen Diana eingebracht, das auf einem neuen Gesetz des Bundestages beruht, auf DNS-Analysen, die die hintergangenen Väter gerichtswertig einsetzen können. Der kleine unschuldige Johann ist nicht sein Sohn. Seine Verletzungen müssen tief sein. Warum belässt er die Sache nicht auf sich beruhen?

Johann, der mit seinen unschuldigen Augen zum ersten Mal die Welt bewusst erforscht, schwärmt von seinem Vater.

Pinga Wolfi! tadelt er mich auf kubanisch, wenn wir uns treffen. Blöder Kerl!

So bewertet er mich im Gegensatz zu seinem Noch-Vater. Und der Kleine erzählt mir treuherzig, was sein bisheriger Vater von seiner Mutter hält: Sie kümmere sich zu wenig um ihre Söhne.

Und was ist mit deinen blutechten Kindern? frage ich den Vater.

Manfred gibt sich gelassen. Er wartet ab, wie die Mutter sich in ihrer neuen Wohnung in Holzkirchen um die Kleinen kümmern wird.

Bei der zugemüllten Wohnung? frage ich den Vater. Bei meinem letzten Besuch habe ich die schwarzen Säcke gesehen, in denen die Mutter ihre Kleider verstaut hat. Es wird Zeit, dass die Möbel kommen.

Welche Möbel? fragt Manfred verwundert.

Nah alle, die du mit meinen fünf Tausend Euro über das Internet geordert hast.

Das höre ich zum ersten Mal, antwortet er. Ich habe keine Möbel geordert und von ihr auch kein Geld erhalten.

Es sind diese Augenblicke, die ich am meisten fürchte. Sie hat mich erneut gelinkt. Sie hat meine fünf Tausend, für ihren Zuhälter und für ihre Zockerei im kubanischen Casino in der Dachauerstraße in München eingesetzt. Monatlang wartet sie geduldig auf ihre Gelegenheit, mein Misstrauen einzuschläfern, um dann zuzuschlagen. Keine Überweisungen zu ihrem chulo, noch nicht einmal zu ihrer vom Hurricano schwer betroffenen Mutter schicke sie Geld, erzählte sie mir. Und treuselig glaubte ich ihr, wie immer. Sie schlägt dann zu, wenn der selbsternannte Experte für das speziell Kubanische, sich einlullen lässt, beduselt von seiner Familienseligkeit. Das kann man sportlich nehmen als Teil des Duells, das wir ausfechten, aber diesmal geht es um ihre Kinder, nicht nur um den Kleinen, sondern auch um die anderen. Gelinkt, getürkt von einer Verrückten, tut mir trotzdem irgendwie meine Freundin leid. Sie tappt in die Falle von Manfred und seiner Mutter. Beide warten ab, wie sich die Mutter in den Augen des Jugendamtes völlig daneben benimmt. Das Jugendamt wird den Müll in ihrer Wohnung observieren und seine Schlussfolgerungen ziehen. Manfred wird die Reaktion seiner Kinder abfragen, wenn sie zum ersten Mal in der Wohnung übernachten sollen.

Zu dieser Wohnung ohne Küche und Kinderbetten?

Was dann passiert, ist absehbar. Ihr wird das Sorgerecht der anderen entzogen. Ziehen wir eine Bilanz: Der Kleine verliert seine deutsche Nationalität, die anderen werden dem Vater zugesprochen. Die deutsche Behörden vollziehen ihre unerbittliche Logik: Diana verliert ihre permanente Aufenthaltsberechtigung für die Schengener Staaten in Europa und darf für immer zu ihrem Zuhälter in ihre geliebte Heimat zurückkehren. Entweder werde ich ihr den Rückflug bezahlen oder sie wird abgeschoben, auf Kosten der Bundesrepublik Deutschland:

Tu te vas a tu patria gloriosa, para siempre! werde ich ihr am Flughafen hinter her schreien und meine Rache genießen.

Wie kam es dazu und wie kann man in den Automatismus des verhängnisvollen Ablaufes eingreifen? Mit noch mehr Geld für sie, damit sie die verdammte Küche endlich kauft? Dann wiederholt sich der ganze Unfug erneut. Noch mehr Geld für ihren Zuhälter, noch mehr Moneten in die Slots des Casinos werfen und bei 60 und 4 auf Spiel setzen? Und langsam dämmert mir. Mein Geld war die Droge, die als Schmiermittel für ihre Entgleisungen diente. Was Not tut, ist der Entzug der Droge! Kein Geld mehr für sie! Aber sie wird keine Einsicht zeigen, sie wird, während ich auf dem Gwendlingstein auf 1615 Meter Höhe den letzten schönen Altweibersommertag unter dem Gipfelkreuz genieße, mich per Handy anherrschen:

Her mit den tausendfünfhundert Euro, die ich für den neuen Monat bekomme, Dummkopf! Du kommst heute sofort nach München. Ich erwarte dich! Du weißt! Ich bin eine attraktive Frau für viele Männer.

Ein Stich ins Herz, das sich von den 1000 Meter Aufstieg noch nicht beruhigt hat. Der Kontrast ist zu stark. Vor meinen Augen der wunderschöne Blick über das Tote Gebirge, weiß gleißt der Neuschnee auf dem

Dachsteingletscher, die grünen Latschen, die sich in Erwartung der Schneelast des nahen Winters ducken, das blaue Farbenspiel des kurzstieligen Enzians vor mir, die bunten Schmetterlinge auf der Felskante, die steil achthundert Meter hinab zum winzigen Dorf unter mir abfällt, und an meinem Ohr eine grelle Frauenstimme, vom nächtlichen Alkohol noch benebelt, im fernen grauen München. Und doch wäre ich erneut vor ihr eingeknickt, wenn ich nicht an einer praktischen Frage gescheitert wäre: Wie soll ich von diesem Berg aus in ein paar Stunden in München sein? Allein der Abstieg in mein kleines Dorf kostet mich drei Stunden. Das Sperrige der Natur verschafft mir eine Atempause für meine Besinnung. Mit dem Mountainbike rase ich den Güteweg hinunter zum Wörschachwalder Hof auf tausend Meter Höhe und kehre in die Wirtschaft ein. Hier bin ich Stammgast. An der Theke empfängt mich Monika. Eine schlanke, attraktive Kellnerin um die Fünfzig, Brillenträgerin aus meinem Dorf im Tal, die jeden Morgen auf der Straße vor meinem Haus zum ADEG hundert Meter tiefer absteigt, um sich die frischen Brötchen zu holen. Allein. Im Dunkel der Gaststube und durch das dicke Gestell ihrer Brille versuche ich ihr wahres Gesicht zu erkennen. Und auch wenn ich sie nicht vollständig in ihrer Erscheinung rekonstruieren kann, kommt mir der Gedanke: Das wäre doch was. Was sage ich: Sie, diese Frau, wäre was für mich. Und auch wenn ich im gleichen Moment begreife, dass es wieder eines meiner hochherzigen Illusionen sein wird, die sich in Seifenblasen auflösen, ist das Imaginäre stark genug, um in mir zu wirken. Und ich erkenne in ihr die Alternative, die mich von meinen Schmerzen im Unterleib erlösen könnte. Monika, meine alte Freundin und Beichtfrau, zweifelt an meiner Standfestigkeit. Mit dieser Meinung, basierend auf jahrelange Erfahrungen mit einem Zaudernden, hat sie zuerst Recht. Zwar fahre ich auf dem Rückweg entlang der Südschiene nach Holzkirchen mit dem festen Vorsatz, Schluss zu machen. Doch bevor ich den Mund in ihrer Wohnung aufmachen kann, gesteht sie mir, dass sie mit ihrer Freundin Maylis Schluss gemacht hat, die sie in die Diskos gezogen hat. Auf dem Handy zeigt sie mir eine SMS-Botschaft, an die Serpiente venenosa, diese schlitzäugige Giftschlange.

Zudem verspricht sie mir, dass sie in Zukunft den Schwerpunkt ihres Lebens von München nach Holzkirchen verlegt. Ich bewundere diese Frau. Wie sie instinktiv immer die richtige Antwort findet. Sie entwaffnet mich mit ihrer natürlichen Intelligenz. Ich umarme sie. Der Kleine drängelt sich zwischen uns. Er will beachtet werden. Ich lege mich auf die Couch und stemme ihn mit meinen stark gewordenen Armen in die Luft. Er strampelt quietschend vor Vergnügen. So stelle ich mir eine Familie vor. Ich lade sie in meine neue Wohnung in den obersteirischen Bergen über das nächste Wochenende ein und fahre beschwingt zu meiner Wohnung nach Nürnberg. Zum wievielten Mal schon in diesem Monat? Meine Unfallstelle vom Frühjahr auf der Höhe 400 Kilometer hinter Hilpoltstein passiere ich respektvoll und nehme die Geschwindigkeit weg. Plötzlich scheint der Wagen vorne auszubrechen, wie damals an dem Tage, als mir das Leben wiedergegeben wurde. Ist es plötzlicher seitlicher Windstoß oder eine unsichtbare Rille im Beton? Diesmal bin ich auf der Hut und fange den Wagen ab. Was mir auch hilft: Die weichen Breitbandreifen machen den Wagen etwas schwerfälliger und dämpfen hektische Steuerausschläge. Trotzdem klopft mir das Herz bis zum Hals. Für den Donnerstag habe ich ein Telefonat mit Yamara in Kuba abgesprochen. Ihr spanischer legaler Ehemann ist auf dem Sprung über den Ozean zu ihr. Mit Diana in meinen Sinnen nehme ich die Sache weniger eifersüchtig auf. Sie hat mir Neues mitzuteilen. Dianas Chulo, Yalcas, hat eine Einladung nach Deutschland durch eine Freundin von Diana erhalten. Zuerst nehme ich die schreckliche Nachricht mit sportlichem Ehrgeiz. Ich witzle halb ernst, halb belustigt, dass ich mir dies schon längst gewünscht habe:

Soll doch der Zuhälter kommen! erwidere ich trotzig. Das habe ich mir schon lange gewünscht. Weißt du, was hier in Deutschland passieren wird? Er wird es machen wie viele Ebony-getönte Kubaner: Er wird sich eine hübsche, junge, weiße, blonde Deutsche nehmen und sie heiraten, um seinen labilen Status eines dreimonatigen Privatbesuches zu einem permanenten Aufenthaltsrecht aufzuwerten, entgegen dem ohnmächtigen Zorn der deutschen Ausländerbehörde. Dann gehört Diana endlich mir allein.

Doch bei der Schwarzen am anderen Ende der Leitung hinter einem Viertel der Erdkrümmung kommen meine rassistischen Bemerkungen, die meine Liebe zu Diana entlarven, nicht gut an. Sie unterbricht das Gespräch, zum ersten Mal seit den zwei Jahren, in denen wir uns kennen. Ich habe sie verletzt, und wie ein Messerstich in meine Brust schmerzt mich das Bewusstsein, an einem Tag meine beiden Freundinnen zu verlieren, die mich wie in einem Gesundbrunnen vom Tod fernhalten. Die eine ist die unerreichbare ferne Traumfrau. Die andere ist zum Anfassen, zum Tätscheln, zum Grabschen, also die reale Inkarnation der Schönen in der Ferne, aber mit ihren Gefühlen bei einem anderen Mann. Aber noch ist nicht alles verloren. Ich warte eine halbe Stunde, bis der akute Zorn der fernen Schönen verraucht und sie aus ihrem Haus wieder ans Telefon kommt und in mein eigenes Leben zurück. Diese Aktion kostet mich weitere siebzig Euro. Das Geld ist es mir wert. Mit der einen wieder gewonnenen Lieben im Rücken wage ich den Tanz mit der anderen Bockigen. Ein gewagtes Unternehmen, wie ich aus älteren Vorgängen weiß. Diana beschimpft mich, weil ich einer intriganten Lüge dieser Yamara mehr Glaube schenke als ihr, meiner Geliebten.

Wann kommt er? fragt sie erregt. Wie heißt die deutsche Frau, die ihn eingeladen haben soll?

Berechtigte Fragen, auf die ich keine Antworten weiß.

Nie mehr, nie mehr werde ich mit dir sprechen, sagt sie und unterbricht die Kommunikation, wenn man denn diese als solche bezeichnen kann.

Ich bin inzwischen ein erfahrener Profi auf dem Gebiet. Man muss ihr Zeit lassen, bis ihr Emotionsspiegel soweit gesunken ist, dass sie wieder empfänglich wird, das Gespräch fortzusetzen. Ich gebe ihr eine Minute. Bingo, sie beißt an.

Mit jedem Skandal zerstörst du einen Teil meiner Liebe zu dir, sagt sie.

Mir geht es genauso, erwidere ich. Zu mehr Worte komme ich nicht, weil sie ihr Mobil wieder ausschaltet.

Es geht mir wie den Anglern von Forellen, die sich in den klaren rasanten Gebirgsbach von meinem kleinen Gebirgsdorf mit langen bis zu den Hüften reichenden Stiefeln stellen. Ziehen sie die Fliege, die sie als Imitat flach über den Bach kreisen lassen, zu früh an sich, geht die Beute verloren. Das zweite Mal braucht sie zwei Minuten zur emotionalen Erholung, und diese Zeit habe richtig einkalkuliert. Sie schnappt erneut nach der ausgeworfenen Angel.

Tu estas loco, tu estas estúpido, herrscht sie mich an.

Dies ist keine Neuigkeit. Verrückt und dumm zu sein sind unsere Gemeinsamkeiten. Deshalb haben wir es miteinander bis jetzt ausgehalten. Sie beendet wieder das Gespräch. Ist es diesmal unwiderruflich? Ich verlängere das Schweigen zwischen uns beiden. Sie reagiert nicht mehr auf den ausgeworfenen Köder. Ich verlängere die Pausen, es sind schmerzliche Minuten, während ihr Handy mir ihre Resistenz akustisch anzeigt. Sie hört meine Signale, aber sie reagiert nicht mehr. Ich gebe auf. Vorerst. In den nächsten Stunden unterhalte ich mich angeregt auf Spanisch. In Zukunft werde ich mangels eines Sprachlehrers durch Selbstgespräche die Lücken in meinem Vokabular erforschen müssen. Diesen Verlust nehme ich in Kauf. Mein seit langem ausgearbeitetes Arbeitsprogramm für den Notfall, für den Fall der Trennung, kommt zu seiner Wirkung: Als erstes: Ventaja! Rache! Eine neue Ehrlichkeit zieht in mein Leben ein. Keine Selbsterniedrigung mehr, keine Toleranz oder gar Mitleid. Es zählt nur noch eins: Rache! Rache! aus falsch verstandener Nachsicht monatelang verzögert. Inzwischen hat sich genügend Material bei mir gegenüber einer Mutter angesammelt, die ihre Kinder vernachlässigt. Ich werde meine Dokumente selbstlos dem Jugendamt überlassen. Es geht nicht mehr um sie, es geht um den Schutz ihrer Kinder.

Chantaje! Erpressung!

Ich werde 20 tausend Euro von ihr zurück verlangen. Zuerst waren es Geschenke an eine Geliebte, wie es ein älterer wohlhabender Mann seiner jungen Freundin gibt, nichts Besonderes. Es war bezahlte Liebesmüh für seine Lust. Dann war es auf einmal alles anders. Sie machte mir den Vorschlag, meine Geldgeschenke in rückholbar Geliehenes umzuwidmen, damit nicht ihr Anspruch auf die Sozialknete des Staates gegen meine Geschenke aufgerechnet wird. Dieser Sozialbetrug, zu dem sie mich animiert hat, muss ein Ende haben. Ich muss zur Wahrheit zurückkehren, auch wenn ich mich selber strafbar mache. Ich setze mich an den Computer, um zwei Briefe aufzusetzen: eines an die Arge, die Arbeitsagentur, der andere soll gleich lautend an das Jugendamt gehen. Die E-Mail-Adressen habe ich im Computer gespeichert, es braucht nur einen Mausclick, um die vernichtende Botschaft los zu schicken. Doch dann ist sie wieder am Telefon. Sie hat zu einem Zeitpunkt wieder angebissen, als ich es nicht mehr erwartet habe.

Wolfi, lallt sie in ihr Handy. Ich bin hier in München bei meinem Freund Fritz. Du holst mich morgen um 10 Uhr in München ab. Wir fahren in meine Wohnung nach Holzkirchen und besprechen nochmals alles.

Halb elf, sage ich und hänge auf.

In der schlaflosen Nacht versuche ich mich vor mir zu rechtfertigen: Warum falle ich wieder um? Was ist der Kern unserer unmöglichen Beziehung. Habe ich Angst, unser Duell geht zu meinen Lasten aus, wenn ich ihn

abbreche? Es gibt eine kurze Antwort. Die Lebensfrische dieser jungen Frau vertreibt den Schatten des Todes, der auf einen älteren Mann fällt. Das Duell, das ich vermeintlich auf Augenhöhe auskämpfe, ist in Wirklichkeit mein Totentanz. Tanze ich nicht mehr mit ihr, ist mein Ende da. Man kann es weniger pathetisch formulieren. Am nächsten Tag folge ich einer wunderbaren Frau, in ihrer neuen Winterkollektion eingehüllt, während sie vor mir in München in der Klopstockstraße her stakt, als wir zu meinem Auto gehen, um nach Holzkirchen fahren: Gelbe Schaftstiefel bis zum Knie, violette mit Silberknöpfen genietete Yeans, am Körper eng angepasster Anorak, kecke Pelzmütze, aus der ihre Augen dunkel strahlen. Es beißt mir in die Augen, es blinkt, es schreit vor mir vor Sex. Vor allem ist es ihr Amani- traumhafter 34er Hintern, im vulgären Spanischen Culo genannt, ihr kleiner Sexi-Arsch, in ihren Yeans delikat verpackt gegen die erste Oktoberkälte. Vielleicht irre ich mich. Vielleicht haben ihre Apfelbäckchen die Konfektionsgröße 32, oder sogar die Größe Null, die einer Lolita oder Schneewittchen. Letzteres nehme ich nicht an. Falls wir - in Holzkirchen angekommen – nach unserer Aussprache noch einmal zusammen kommen sollten, wovon ich ausgehe, nehme ich mir vor, bisher Versäumtes nachzuholen. Ich werde meinen hölzernen Meterstab aus der Küchenschublade holen, um ihre diversen Körperteile nach zu messen. Das ist kein Spiel eines geilten älteren Mannes. Es geht darum, dass ein Intellektueller seine Souveränität über sich zurückgewinnt. Er muss eines wissenschaftlichen Grundes für seine Begierden gewiss werden. Über objektive Maßstäbe soll der Vernunft zu ihrem Recht verholphen werden, jenseits seiner Gier. Ich orientiere mich an die Erkenntnisse der Chicago-Schwarzen in dem Barber-Shop des Films „Ein haarscharfes Viertel“, wenn sie sich über die Idealgrößen von Frauenhintern unterhalten. Die Hintern der Frauen sollten ihrer Meinung nach die Idealgröße in der Quote Taille zum Arsch gleich drei zu fünf haben. Vielleicht folgen sie dem Goldenen Schnitt oder den geschmacksbildenden Vorgaben des schwarzen Senators ihrer Stadt namens Barack Obama über den Hintern seiner Frau Michelle. Ich für meinen Teil kann derartige Vorgaben im Vulgärgeschmack der schwarzen Chicago-Kunden nicht akzeptieren. Wenn ich die fälligen Abstriche von den Statistiken des Frisörladens für fette Hintern vollziehe, propagiere ich lieber ein Verhältnis von drei zu vier.

Als ich nach längerer Zeit ihre Wohnung betrete, nehme ich mir vor, vorerst nicht mehr an Sex zu denken. Auch nicht an die Wollust, die mehr ist als Sex. Reden wir lieber über ihre Götter, die einen Schutzschild um sie errichten. Das dritte Zimmer ist reserviert worden ist für ihre anderen Kinder. Sie hat es in einen Altarraum umgewidmet. Wie in einer katholischen Kirche, an deren Seiten die Altäre der Heiligen aufgerichtet sind, hat sie in den vier Wänden ihres Zimmers kleine Altäre für die wichtigsten kubanisch-afrikanischen Gottheiten eingerichtet, in der Not der Sklavenezeit verdeckt durch christliche Symbole. Neben der Tür der Altar der Heiligen Santa Barbara de Cobra, symbolisiert durch eine kleine Figur und eine Kerze, in einer Schüssel daneben ein Haufen von kupfernen Ein- und Zweicents, die ich gespendet habe, die Nahrung für die kubanische Staatsgöttin. Der Altar für einen mir nicht geläufigen Gott ist in einem großen Kiesel inkorporiert, von einem silbernen Armreif eingefasst, für mich als Archäologen, der sich mit der Geröllindustrie des Altpaläolithikums abgibt, mein persönlicher Gott, der meine Wertschätzung gewiss sein kann. Nicht minder sympathisch stößt am Fenster zum Balkon ein dicker fetter Phallus aus einem gelben Kürbis auf meine Sympathie. Er ist dem Gott Eggalalu, dem Gott der Liebe gewidmet. In der anderen Ecke des Zimmers eine schlichte Kerze ohne Symbolik. Sie steht für die übrigen Götter, um sie trotz der Zurücksetzung nicht zu vergrätzen. Sie will inmitten ihrer Götter Platz zum finalen Gespräch nehmen. Ich ziehe lieber das neutrale Wohnzimmer vor, auf der langen Couch aus edlen Leder, die mir den größten Teil meiner fünftausend Euro gekostet haben dürfte, ohne ein käufliches Mitspracherecht. Das Geld fehlt jetzt für die Kücheneinrichtung. Packen wir die nächsten Stunden gelassen an. Es wird ein Happy End geben. Mit ihrer Einladung in ihre Wohnung signalisiert sie, dass unsere Sache eine Fortsetzung haben wird. Dort angekommen, gebe ich sofort zu, dass mir die Eifersucht auf ihren Chulo Yalcas den Verstand geraubt hat. Sie erwähnt so nebenbei, dass dieser Typ vor drei Monaten eine weiße Kubanerin geheiratet hat. Mir fällt es wie Schuppen von den Augen. Das Gespenst, das mich in den letzten Monaten quälte, hat sich über den großen Ozean verflücht. Es war meine alte Freundin Yamara, die ihn am Leben erhielt. Eifersüchtig auf ihre Todfeindin flüsterte sie mir ihre Phantasien ins Telefon. Yalcas, dem Diana hörig sei, Yalcas, der sie nach Kuba haben will und nun nach dem kalten Deutschland wollte. Sein Sohn Johann turnt über mir, während ich auf dem Sofa liege und kräht vor Vergnügen, während ich ein altes deutsches Kinderspiel übe:

Hoppe, hoppe Reiter,
wenn er fällt dann schreit er.
Fällt er in den Graben,
fressen ihn die Raben.
Fällt er in den Sumpf,
macht der Reiter Plumps.

Als sie sich ins Bad begibt, wie immer die Türe offen, um sich für die Nacht mit Seife und Ölen zu salben und nach ihrem Parfüm auf der Konsole greift, halte ich sie von ihrem Tun ab.

Warte einen Augenblick, sage ich zu ihr.

Sie versteht nicht sofort, was ich begehre. Ich knie mich vor ihr hin.

Der Duft der Frauen. El olor de las mujeres, sage ich. Den will ich einatmen, bevor du ihn mit deinem Parfüm überdeckst.

WELTFINANZKRISE

Während ich mit meinen privaten Geschichten beschäftigt bin, dringt zuerst unmerklich, dann immer eindeutiger das Weltgeschehen in das Leben aller ein, auch in das meine. Es ist ein Jammer. Da ist sie endlich, die große Krise des Kapitalismus, von der wir Linken so lange geträumt haben und die wir, als sie sich allen aufdrängt, doch nicht wahrnehmen wollten. Im Erbe von Karl Marx waren wir Linke die größten Bewunderer der Effizienz dieses Systems, während die Banker von der Wall Street schon längst von ihm abgefallen sind. Die Krise drängt stufenweise in mein Leben ein. Zuerst sind es einige diffusen Meldungen in den Wirtschaftsseiten der Frankfurter Allgemeinen und der Süddeutschen Zeitung, deren eifriger Leser ich bin. Überteuerte Hypotheken in den USA verlieren an Wert. Ein Circulus virtuosus beginnt, ein sich selbstverstärkender Absturz nach unten, zuerst noch weit von mir entfernt an den Weltbörsen. Ich fühle mich noch immer nicht betroffen. Aktien besitze ich nicht mehr nach den Verlustgeschäften der letzten Jahre. Meine offenen Immobilien-Fonds sind geschlossen worden, weil zu viel Kapital abgezogen worden ist. Es bleibt abzuwarten, wann und ob überhaupt sie jemals wieder geöffnet werden und zu welchem Kurs. Aber wenn ich gedacht hätte, damit meinen persönlichen Obulus auf dem Altar der Weltkrise geleistet zu haben, sehe ich mich getäuscht. Ein Brief meiner Bank. Lapidar wird mir mitgeteilt, dass ein großer Teil meiner Finanzpapiere durch den größtenwahnsinnigen Vorstand meiner Bank verbrannt worden ist. So deutlich steht es nicht in dem Brief. In vielen Windungen wird Klartext geredet: Meine Bank in Nürnberg hat mir einen Floater angedreht, mit wechselnden Zinsen. Die Ökobank stand groß mit ihrem vertrauenserweckenden Namen auf dem Investment-Angebot, und ich machte mir nicht die Mühe, das Kleingedruckte auf Seite elf des Vertrages zu lesen. Dann hätte ich merken können, dass der Floater eine windige Investmentbank in den USA namens Lehman Brothers als Emittenten hatte, der inzwischen pleite ist. Soweit ich mich richtig erinnern kann, hat der Verkäufer des Floaters beim Vertragsabschluss darauf hingewiesen, dass die Lehmans Franken gewesen sind aus einem kleinen Dorf, gleich um die Ecke von Nürnberg, die im 19. Jahrhundert in den USA ihr Glück gesucht und gefunden hatten. Mein Ruin wäre total, wenn ich nicht einen bombigen Finanzier hätte, der hinter mir steht. Einen stillen Teilhaber, so geheim, dass ich ihn verstecke. Aber trotz dieser Finanzquelle, die weiter sprudeln wird, sind die buchungsmäßigen Verluste enorm. Statt, wie Diana stets gedrängt hat, meine Moneten in einem immerwährenden rauschhaften Fest mit ihr zu verprassen, war ich als pingeliger Krokantenkacker bemüht, die Kohle zusammenzuhalten, um ihre Begierden auf das Geld zu begrenzen, was mir etliche Konflikte mit ihr eingehandelt hat. Zum einen war es mein Geld, zum anderen musste ich mich bei Verwendungen, soweit sie mein kubanisches Abenteuer direkt betrafen, für die Ausgaben an einer dritten Stelle rechtfertigen, die wie ein staatlicher Buchhalter bei meinen Ausgaben genau hinschaute. Und nun dies. Irgendwo, in einem großen dunklen Loch sind viele Moneten verschwunden. Statt Lust Frust. Was gibt es noch zu tun? Pleiten bieten auch Chancen, habe ich irgendwo gelesen. Zuerst mache ich einen Kassensturz. Auf meinem österreichischen Konto in der Raiffeisenkasse meines kleinen Dorfes entdecke ich einige zigtausende Euros, die ich vergessen hatte. Die Modekrankheit älterer Menschen, die Demenz, lässt grüßen. Das Geld reicht – etwas gestreckt – für ein weiteres Jahr. Was die Ausgaben für Diana betrifft, habe ich einen Sponsor, der mich als stillen Teilhaber alimentiert, hinter dem mein Autor steckt. Er hat mir einen persönlichen Vorschuss gegeben, als Kredit, auf den kommerziellen Erfolg unserer Telenovela, der von unserer gemeinsamen kubanischen Freundin abhängt. Wird es ein Flopp, stecken er und ich in der Tinte. Was steht noch auf dem Habenkonto? Ein vages Versprechen der Bayerischen Staatsregierung, meine Sammlung über das Altpaläolithikum des östlichen Rieskraterrandes zu übernehmen. Eines steht für mich nach einer langen Lehrzeit mit ihr fest. Es ist nicht nur das Geld, warum sie zu mir hält. Vielleicht ist es Liebe, auf jeden Fall habe ich mich mit meinem Serviceangebot unentbehrlich gemacht. Ein in den letzten Monaten vielfach geknüpftes Netz verbindet uns miteinander. Natürlich. Ich will

mich nicht selbst belügen. Soviel Ehrlichkeit für mich muss aber sein: Meine finanziellen Zuwendungen waren in der Vergangenheit das festeste Band: Nicht, womit ich sie fesselte, um sie ihrer Freiheit zu berauben, sondern womit ich sie am Rettungsstrang hielt, in der Steilwand der Eiger-Nordwand, damit sie nicht abstürzte. Dann sind es die kleineren Dienstleistungen, die ihre Wirkung entfaltet haben. Zu jeder Tages- und Nachtzeit stehe ich für den Kauf einer Vodafone Karte für 25 Euro bereit, um ihr Handy, der Port für ihre Welt, in meiner Tankstelle wieder aufzuladen. Als Dolmetscher diene ich ihr bei den Behördengängen, um Begriffe wie Verlängerung des Aufenthaltsrechts in Deutschland, oder Vaterschaftsklage des bisherigen Ehemannes gegen Johann, aus den deutschen Akten ins Spanische zu übersetzen. Unentbehrlich bin ich inzwischen auch als preiswerter Taxifahrer für ihre kleinen Einkäufe zum Obi in Holzkirchen geworden. Ein sperriger Trockenständer für die Wäsche zum Beispiel, an den sie bisher noch nicht gedacht hat. Ich springe als Aufpasser für Johann ein, wenn sie in ihrem Bad die Wäsche wäscht, weil der Lavomat immer noch nicht geliefert worden ist. Während sie in der Badewanne die Wäsche mit ihren Armen wringt, dreht sie ihr Gesicht zu mir und lacht mich an:

Wie die Waschfrauen in Kuba!

Ich umfasse ihren Oberarm, um die Stärke ihres Bizepses zu messen. Noch entwicklungsfähig, antworte ich, und denke an meine Freundin Norbe in Baracoa mit ihren kräftigen Schulter-Hals-Muskeln, aufgebaut aus dem täglichen Kraftakt, wenn sie die nasse Wäsche aus dem großen Fluss Toa zog, sie auf die großen Steine aufschlug, um den Schmutz aus der Wäsche zu pressen und sie auswurf und auf einem blechernen Waschbrett ausklopfte, wie meine Großmutter in Danzig während des Krieges. Meine Dienstleistungen für sie schätze ich höher ein als das Geld. Geld ist etwas Beliebtes. Geld stinkt, wenn es durch viele Hände gegangen ist. Kostbarer ist die Zeit, die ich ihr widme, nur ihr, keinem anderen Menschen. Diese Zuwendung kommt vom Herzen. Meine pekuniäre Situation, bringt mich zum Nachdenken. Mir geht es immer noch weitaus besser, als den meisten anderen. Ein Klagen auf hohem Niveau. Einige Geldquellen, über die ich das Tuch des Schweigens gedeckt habe, werden weiter sprudeln. In einer klugen österreichischen Zeitung, der Neuen Kronenzeitung, lese ich zum Thema Finanzkrise, dass nicht nur riesige Geldvolumina, sondern ganze Unternehmen und Pensionsfonds wie Chips in einem Spielcasino eingesetzt und hin und her geschoben werden. Das ist das Stichwort: CASINO. Mir fällt sofort eine Lokalität ein: Münchener Hauptbahnhof, Ecke Dachauerstraße. Ich werde einen Schritt tun, der mir auch von anderer Seite nahe gelegt wird. Ich werde mein Geld in ein solches Unternehmen stecken und eine weitere Quelle erschließen. Nicht mit Wetten. Gottbewahre. Die manipulierte Wahrscheinlichkeitshäufung von Spielmaschinen besagt, dass je häufiger man spielt, desto sicherer verliert man, nach den universalen Gesetzen der Wahrscheinlichkeit, bis heute ein Rätsel des Kosmos. Nein. Ich werde mich dort einkaufen. Aber nicht mit meinem ganzen Geld. Ich bin kein Zocker, der alles auf eine Karte setzt. Ich werde mein Risiko limitieren mit der Protektion eines einflussreichen und neugierigen Mannes, den ich für das Projekt begeistern kann und der aus seiner Kasse die Hälfte zuschießen soll. Mit der zusätzlichen Subvention werde ich im Roulette die neutrale Zero ausschecken und für mich persönlich auf der Gewinnerseite stehen. Mit der Empfehlung meines geliebten Lockvogels werde ich mich in den kubanischen Geheimbund einschleusen. Einen Teil des Gewinns werde ich an meinen neuen stillen Teilhaber zahlen, abzüglich meiner Spesen. Als mich Diana zum Kauf einer Marlboro Medium zur Tankstelle schickt, nutze ich die Gelegenheit und spreche über mein Handy mit meinem Gewährsmann. Nach unseren Abmachungen darf ich nur in dringenden Fällen seine Geheimnummer verwenden. Ich kehre im Gespräch mein Fachwissen heraus: Der diplomierte Volkswirt kennt sich in den diversen Geschäftsfeldern aus: Das Casino ist eines der wenigen prosperierenden Unternehmen in Krisenzeiten mit seinen Branchen Glücksspiel, Chicas Malas und Rauschgift. Es wäre eine unternehmerische strategische Entscheidung, die Herrschaft über ein im Bereich Hauptbahnhof – Dachauerstraße klar abgegrenztes Gebiet zu gewinnen, genannt der Latino-Claim, respektiert von den zwei türkischen Banden, die in anderen Teile des Hauptbahnhofs ihre Claims abgesteckt haben, eine Goldgrube für Investoren. Die schlechten Mädchen seien aber gar nicht so schlecht, schließe ich meine Ansprache an meinen Gewährsmann am Telefon. Prinzipiell fände er meinen Vorschlag interessant, aber da es sich um eine hübsche Summe handle, brauche er Zeit, bis dies auf dem langen Dienstweg genehmigt werde. Typisch Beamter.

Wie lange? frage ich. Und als er von 14 Tagen murmelt, meine ich, dass wir die Sache vergessen könnten. Mein Gewährsmannes gibt mir einen anderen Tipp, den ich für ihn eruieren soll. Er verweist auf die „Escort-Frauen in München“, eine Firma im Einflussbereich des Casinos für die gehobene Lust von Betuchten aus der gehobenen Geschäftswelt, bei denen die Weltfinanzkrise noch nicht durchgeschlagen ist. Mir ist die Firma irgendwoher bekannt. Der Gewährsmann gibt mir eine Telefonnummer und eine Cherie meldet sich, eine Deutsche, die mich mit einem Satz begrüßt, der mir gefällt:

„Ich kann mit jungen Männern nix anfangen! Die sind wie eine fünf-Minuten-Terrine: Schnell heiss gemacht und fertig!“

Das wäre es: Meine Freundin als gut bezahlte Escort-Lady für ältere Herren. Ihre Probezeit für den Job hat sie mit mir in einer harten Schulung in den letzten Wochen bestanden. Ich gebe ihr die Note Gut bis Sehr gut. Mein eigener Lehrer ist der Coach Yalcas aus dem fernen Kuba, dem Dritten Welt Land-Profi, das sich in dem Training von Elend und Not seit Jahren auskennt und sich mit Hilfe von netten Frauen über Wasser hält. Gewiss. Wie hat mich dieser Typ in den letzten Monaten genervt! Aber jetzt könnte er mein Vorbild werden. Ich trete an seine Stelle, als Repräsentant des verwalteten Elends schreitet er mir voran. Von Kuba lernen! heißt die Parole in der Noch-Ersten-Welt der BRD, das dabei ist, in die Welt der Pleiten, der Bankrotte hinab zu steigen, um Eins zu werden mit dem allgemeinen Elend dieser Welt in Indien, in China, in den lateinamerikanischen Ländern. Im Münchener Büro der Escort-Firma präsentiere ich ein paar Sexi-Fotos aus meinem Fundus von Diana. Die schwarze Schöne wirkt. Wenn der Augenschein das bringt, was die Fotos versprechen: 1700 Euro zahlt der Kunde für 24 Stunden mit ihr, sagt mir ein Angestellter der Firma. 1190 Euro auf die Hand, den Rest kassieren wir Vermittler-Firma als Provision. Das Ganze steht allerdings unter einem Vorbehalt, sagt der Mann: Weitete die Finanzkrise sich weiter aus, wird es erheblich weniger Kunden geben, die sich solchen Luxus noch leisten können. Denn die Politik, verantwortlich für die Krise, will dem Management an den Kragen, bedauert er. Nach seiner Meinung giere das Volk nach Vergeltung. Es wolle die Manager aufs Schafott schleppen, schlimmer noch, sie sollten auf einen Teil ihrer Tantiemen verzichten. Grauenhaft. Keine Verlostigung mehr mit Luxusweibern, schwarze Kubanerinnen eingeschlossen. Mir kann es momentan gleichgültig sein, was in der Zukunft läuft, momentan brummt noch der Laden. Diana, der ich so nebenbei in ihrer neuen Wohnung in Holzkirchen diese Optionen erläutere, mehr als unverbindliche Vision als dass ich sie zwingen will, schaut mich stumm an. Ihre Augen verengen sich, soviel nehme ich noch mit, als ich mit dem Kleinen auf den Spielplatz unter ihrer Sozialwohnung flüchte. Wenn ich zurück kehre, wird sie sich beruhigt haben. Es ist ein linder Oktobertag, der Kleine schafft es im vierten Versuch und unter meiner vorsichtigen Assistenz über eine löchrige hölzerne Brücke hoch über mir zu klettern und auf der anderen Seite, vorsichtig Fuß bei Fuß zu setzen wieder auf sicheren Boden zu kommen. Es ist eine waghalsige Operation. Rutscht er aus, fällt er aus über drei Meter auf den Boden, falls ich ihn nicht auffange. Aber alles geht gut. Die Kleinen haben einen unergründlichen Gottvertrauen, den sie erst später im Leben verlieren werden. Als er ermüdet, gehen wir in die Wohnung zurück.

Falls es ein Später für mich geben wird,

dessen ich mir nicht so gewiss bin, werde ich mich solcher Momente anhand dieser Aufzeichnungen erinnern, vielleicht, wie sie am Nachmittag, als die Sonne hinter dem Dach des nächsten Hauses verschwindet, den ermüdeten Kleinen über die Wendeltreppe nach oben führt und ihm in seinem Bett ein kubanisches Wiegenlied vorsingt, bis zu dem Augenblick, wo er eingeschlafen ist. Dann wird sie stumm die Wendeltreppe herunter kommen, zu mir treten, während ich auf ihrem kostbaren Sofa die Zeitung lese und mir ohne Vorwarnung mit voller Wucht mit ihrer Rechten ins Gesicht schlagen. War es ein Rascheln des Zeitungsblattes oder etwas anderes, was mich zu einer unmerklichen Kopfwendung bringt, zumindest trifft sie mich nicht voll, es ist mehr ein Wischer am Kinn, an dessen Ernsthaftigkeit aber kein Zweifel sein kann. Ich springe auf und packe ihre Fäuste, die sie gegen meine Brust trommelt.

Me voy, schreie ich sie an. Ich gehe!

Hau ab, hau ab, schreit sie mich an. Geh endlich aus meiner Wohnung, geh aus meinem Leben. Sie greift zu den deutschen Worten, um mich zu treffen.

Diesmal ist es verdammt ernst, das ist mir bewusst. Ali gegen Frazer. In der 7. Runde erwischt der bullige Schwarze den farbigen Tänzer. Doch seit ich sie kenne, bin ich auf Ereignisse vorbereitet, die eine hohe mobile Reaktion verlangen. Mit ihr zu leben, heißt auf einem Vulkan zu leben, der jederzeit beben kann. Dann bleibt vor den Eruptionen nur die Flucht. Ich bin innerlich darauf vorbereitet, an diesem Ort zu leben, aber in wenigen Stunden in einem anderen. Ständig mobil zu sein, das ist es, was die Bundesregierung von ihren Bürgern in der Welt des Globalismus verlangt. Ich greife zu meinem kleinen Rucksack. Er ist wie bei den Bombenangriffen des Zweiten Weltkriegs in Danzig auf das Notwendigste reduziert, eine Unterhose zum Wechseln, ein Unterhemd. Damals flüchtete ich mit meiner Mutter in unseren mittelalterlichen Keller am Englischen Damm, gegenüber dem aus roten Klinkern gemauerten Schlachthof, der mit Holzbalken notdürftig abgestützt war. In den heutigen Friedenszeiten setze ich mich ins Auto, um mich in ein anderes Land, in ein Dorf zu retten, das von hohen Bergen beschützt wird, die auf den ersten Schnee warten. In dieser Gegend bin ich wie in dem Bunker meiner Kindheit sicher vor den direkten Bedrohungen. Eine Flucht mit Problemen. Was

mir fehlt in den kalten Bergen, die auf ihren Häuptern den ersten Schneekranz tragen, ist Dianas warmer Leib, es ist das Liebesgeflüster am Abend. Es ist vor allem das morgendliche Gespräch, auf das ich mich eingestellt habe, wenn sie noch müde in ihrem Bett herum hängt, den Altar der vierten Göttin auf der Kommode über sich, die Bibel der Zeugen Jehovas ihrer Freundin Maria zentral postiert, und daneben die beiden Handys, von denen ich nie weiß, welche sie gerade benutzt, das teure silberne mit der Anfangsnummer 017, der sich nach seinem Verlust wieder eingefunden hat oder das billige 015. Die nächsten Tage verbringe ich in einer Lauerstellung, das Handy stets neben mir, jederzeit empfangsbereit, auch wenn ich die Gipfel der Gegend bezwinde, den Kampl, den Grimming, dessen 2000 Meter hohe Steilwand grimmig durch das Fenster meiner Wohnung schaut, an der Spitze überzuckert vom ersten Schnee. Vier Stunden Aufstieg, drei wieder ins Tal herunter im gleißenden Sonnenschein des Spätherbstes. Indem ich meinen Körper quäle, erzeuge ich die gleichen glücksbringenden Hormone wie beim Beischlaf, die mich von depressiven Gedanken abhalten. Mit Diana ist es wie in einem Western mit John Wayne: Wer als erster sich bewegt, um zum Colt zu greifen, hat verloren. So war es in der Vergangenheit, und deshalb komme ich immer wieder auf diesen Vergleich zu sprechen.

Mit dem Verstreichen der Tage mehren sich die Zweifel,

ob die Geschichte sich wiederholt. Zu heftig war offensichtlich der Schmerz, den ich ihr mit meinem Vorschlag zugeführt habe. Warum war sie nur so ablehnend, als ich in die Schuhe von ihrem Zuhälter in Kuba schlüpfen wollte? Traut sie mir diese Rolle nicht zu? Meint sie vielleicht die Schuhe wären für mich „kleinen Mann“, wie sie mich manchmal nennt, zu groß, wohl im Vergleich zu ihrer großen Liebe in Kuba? Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Sie steckt in der Zwickmühle zwischen ihrem Stolz und der Geldnot. Ich kann hingegen auf Zeit spielen. Je länger sie ohne meine Subventionen auskommen muss, umso härter wird ihr Stolz in den Schraubstock der realen alltäglichen Notwendigkeiten und ihrer Bewältigung gezwängt. Wovon will sie leben? Aber vielleicht dominiert ihr verletzter Stolz. Wäre dem so, dann hätte sie es nicht nur auf mein Geld abgesehen. Würden verletzte Gefühle über das Kalkül siegen, hätte ich eine Todsünde begangen. Sie wäre nicht die eiskalt auf mein Geld Kalkulierende, wie ich ihr unterstellt habe, es gäbe noch etwas anderes, vielleicht Liebe. Vielleicht will sie mich nicht mit anderen deutschen Männern teilen? Das könnte doch auch ein Grund für ihr Verhalten sein. Falls ich dies übersehen hätte, würde es mich bis zum Ende meiner Tage quälen. Nach dem vierten Tag des Schweigens bin ich mir sicher: Sie hält durch. Vielleicht hat sie selber die Initiative ergriffen und die Alternative gefunden, die ich ihr immer gepredigt habe, wenn sie mal wieder unzufrieden war:

Busca un otro, si tu no mi quieres mas. Such dir einen anderen, wenn du mich nicht mehr willst.

Aber dann passiert etwas, was ich nicht einkalkuliert habe: Ich, der Coole, der Ruhige, dessen Liebe in seinem Herzen wenn nicht zerstört, so doch in einem Eispanzer eingesperrt worden ist, halte nicht durch. Es ist ein trüber Morgen, als ich aufwache und meine Monologe lauthals beginne, mein eigener und einziger Zuhörer auf Spanisch, um meiner Lieben akustisch nahe zu sein und im Hall meiner Worte Lücken in meinen Sprachkenntnissen aufzuspüren. Und dann geschieht es, eines dieser Flashs, keine destruktive Rückerinnerung mehr an das Gefängnis in Havanna, vielmehr ein Dialog auf sicheren, von den Eurofightern der NATO in Neuburg an der Donau geschützten heimischen Boden, verdrängt aus dem Bewusstsein und doch – wie ich jetzt weiß - tief in meine Erinnerung eingegraben. Es ist der frühe Morgen, als sie mich vor Wochen von München aus mit einem Notruf aus meinem warmen Bett in meiner Wohnung in Nürnberg fortlockte:

Ich hänge hier durch. Ich war auf einer Party mit leichter Kleidung, du weißt schon. Und jetzt hocke ich hier im Casino am Hauptbahnhof ohne Geld, und draußen ist ein eiskalter Regen. Du kommst sofort zu mir!

Es gibt kein Zögern, in zwei Stunden bin ich an meinem Parkplatz in der Hirtenstraße, einer ihrer kubanischen Laufburschen wartet schon auf mich, um mich die wenigen Meter zum Casino zu geleiten. Ich gehe um die Ecke in die Dachauer Straße und schaue durch das große Fenster des Casinos ins Innere. Dort steht sie, die schwarze Schönheit, diesmal in hohen roten Stiefeln, einen knallgelben dünnen Plastikmantel um ihre nackten Schultern gelegt und winkt mir mit ihren weißen Handflächen in der Luft fächernd lächelnd aus den Winkeln ihrer Mandelaugen zu, das silberne Handy am Ohr, mit dem sie meine letzten Schritte begleitet hat.

Ich weiß nicht, warum es gerade diese Szene ist, die mich an diesem Morgen aus dem Gleichgewicht bringt. Ich hätte mich an andere, intensivere Bilder erinnern können, an unsere letzte Bettgeschichte, als sie um drei Uhr nachts den sperrigen Kleinen aus der Mitte des Bettes zur Seite wegräumt und zu mir gekrochen kommt. Aber es sind dieses Bilder, die mich die Contenance verlieren lässt.

Tears on the pillow.

Warum muss ich mich für meine Tränen schämen? In dem fremden Haus ist es nicht mein Kissen, nicht mein Bett, auf die die Tränen rinnen. Die Haushälterin des Hauses, die der Eigentümer aus München in dem kleinen Dorf beauftragt hat, nach dem Rechten zu sehen, belauert den Junggesellen seit einiger Zeit. Sie forscht nach den feuchten Flecken eines Junggesellen, um sich bei deren Beseitigung gegen ein Entgelt nützlich zu machen. Jetzt hätte sie einen Anlass: die nasse Bettwäsche muss ausgewechselt werden. Sie hat es sich gut ausgedacht, doch ich trockne meine Tränen und gehe zum normalen Leben zurück, zu einer neuen Freiheit, bar jeder Frau. Ich gehe ins Bad und wasche mir mit kaltem Wasser die Tränen aus den Augen. Es wäre eine weiche Landung in eine neue Freiheit geworden, nach zehn Monaten Aufregung, wenn nicht Fritz mich angerufen hätte. Soweit ich seine aufgeregten Worte verstehen kann, ist in vier Tagen der Prozess wegen schwerer Körperverletzung im Justizgebäude Münchens am Stieglmayerplatz angesagt. Seine Exfrau Maylis hat die Einladung erhalten, er hat einen Rechtsanwalt für sie beauftragt, aber Diana nicht.

Ich werde es nicht hinnehmen, dass die Mutter meines Sohnes ins Gefängnis kommt, nur weil deine Geliebte keine eigene Rechtsvertretung hat, schimpft er.

Ich habe ihr vor Wochen schon 1300 Euro zugeschickt, damit sie ihre Rechtsanwältin für ihre Rechtsvertretung beauftragt, versuche ich mich zu verteidigen.

Sie hat mal wieder dich reingelegt, sagt er. Sie hat das Geld für was anderes verwendet, aber nicht für ihre Verteidigung. Wann wachst du endlich auf und siehst, wie sie dich ausnimmt?

Aber sie schädigt sich doch selber ohne Rechtsvertretung, versuche ich mich zu rechtfertigen.

Kubanerinnen sind verrückt, sie sind ohne Verantwortung, sagt er. Er muss es wissen, er hat sich von zwei scheiden lassen, zuerst von der Tochter, dann von der Mutter, nachdem sie ihn um viel Geld erleichtert hat. Ella es loca, sin responsabilidad. O. K. Das sehe ich auch so, seit langem. Damit habe ich mich abgefunden. Es geht um Wichtigeres, als dem alt Bekannten nachzujammern. Es geht um die Zukunft. Dies ist meine Chance, um sie zurück zu gewinnen, ohne das Gesicht zu verlieren.

Ich rede direkt mit ihrer Rechtsanwältin, sage ich zu Fritz.

Es ist Freitagnachmittag, am Mittwoch ist die Vorladung. Ohne einen direkten Kontakt mit der Rechtsanwältin ist die Sache nicht mehr zu organisieren. Fritz ist einverstanden und gibt mir die Nummer der Schwedin, die mit einem Kubaner verheiratet ist. Sie ist - Gott sei gedankt - noch im Büro. Wir beraten die Situation.

Wenn mir am Montag um 10 Uhr 600 Euro Gebühren für ihre gerichtliche Vertretung auf meinem Bürotisch liegt, übernehme ich die Vertretung, sagt sie. Ich kenne mich in der Materie aus. Ich kann sofort einspringen. Das Geld könnte Fritz erledigen, fügt sie hinzu. Er ist in München und könnte es schaffen. Ich akzeptiere ihren Vorschlag.

Das war nur das Vorspiel für das, was noch aussteht: Der Anruf bei Diana. Es ist ein schwieriges Kommunikationsproblem. Angeblich ist das 21. Jahrhundert das Zeitalter der weltweiten Vernetzung. Wie sieht aber die Realität aus? Diana und ich sind nur 200 Kilometer entfernt. Aber es sind Gebirge, die uns trennen, mehr als zur Postkutschenzeit von Goethe. Was bringt die moderne Technik, wenn sie nicht mehr mit mir sprechen will? Wie schaffe ich es, dass Diana nicht nach meinem ersten Wort sofort auflegt? Sie reagiert superschnell. Sie schnellt aus ihren Startlöchern wie die Kubanerin Renata bei dem Zweihundert-Meter-Endlauf bei den Olympischen Spielen in Peking. Vielleicht hat sie mich in ihrem Handy zu einem ihrer unerwünschten Anrufern programmiert. Ich könnte ihr ein SMS schicken, womit ich ihre Blockade unterlaufe, und das sie in Ruhe lesen könnte. Das ist mir aber vom österreichischen Service A1 aufgrund eines technischen Fehlers des Funkempfangs momentan verwehrt. Mir bleibt nur das Handy. Ich muss mir genau überlegen, was ich in die ersten drei Worte hineinpacke. Soviel Zeit gebe ich mir, bevor sie ihren Blockadereflexen folgt. Es müssen kompakte Worte sein, die es an Deutlichkeit nicht missen lassen. Nach einigen Überlegungen entscheide ich mich für die Quintessenz einer nackten Nachricht, ohne Schnörkel, ohne Umstände:

Mittwoch ist Dein Prozess.

Es sind vier Worte, eins zuviel. Aber ausreichend, dass die Botschaft sie erreicht. Erst nach dem letzten vierten Wort hat sie aufgelegt. Mehr hätte ich auch nicht zu sagen gehabt. Meine Botschaft hat sie erreicht. Doch es

braucht Geduld mit ihr. Es wiederholt sich das gewöhnliche Spiel. Ich warte zwei Minuten, diese Zeit des Nachdenkens muss schon sein, dann rufe ich sie wieder an. Sie hat das Wesentliche verstanden. Es geht nicht um Liebe, es geht nicht um Beschimpfungen, es geht auch nicht um ihren Stolz, es geht darum, ob sie ins Gefängnis wandert oder nicht, ohne oder mit anwaltschaftlicher Vertretung. Ich erkläre ihr die Situation. Jeden Satz, den ich bei ihr hinterlegen kann, ohne dass sie auflegt, ist für mich ein Gewinn. Sie behauptet, keine gerichtliche Einladung bekommen zu haben.

Wenn du zu diesem Vorladungstermin nicht kommst, holen sie dich mit Handschellen ab, sage ich. Das steht auf der Einladung von Maylis. Dann erläutere ich ihr das Procedere. Ich werde noch einmal 600 Euro für die Vertretung durch ihre Rechtsanwältin drauf legen. Sie willigt ein. Was bleibt ihr auch übrig.

Wir treffen uns am Sonntag zur Koordination der Aussagen in der Wohnung von Fritz, schlägt sie vor.

Ich bewundere ihre praktische Intelligenz, die ihr das Überleben in einer feindlichen Umwelt garantiert. Sie hat Recht. Ihr Vorschlag gefällt mir. Mir geht es weniger um den Ausgang des Prozesses. Ein kleiner Denkkzettel von ein paar Monaten in der Gefängniszelle von Frauaurach würde ihr nicht schaden. Was für mich zählt ist, dass wir wieder zusammen kommen. Vielleicht nur an dem Sonntag, vielleicht auch am Mittwoch, dem Tag des Prozesses. Eine Perspektive tut sich auf, an die ich nicht mehr geglaubt habe. Eine Last fällt von mir ab. Keine Tränenflecken mehr auf dem Kopfkissen. In Umkehrung des Songs No woman, no cry, kann ich für meinen Teil sagen: without woman, much cry. In der sonnendurchfluteten Wohnung von Fritz treffen wir uns: Fritz, ich, Maylis und Diana. Dazu zwei quengelnde Kinder, die den Ernst der Lage nicht erkennen und in ein Nebenzimmer eingesperrt werden. Fehlen tut die dritte des angeklagten Schlägertrupps, die siebzehnjährige Partyqueen, die zwar aus dem Gefängnis aus Santiago de Kuba entlassen worden ist, den Weg aber noch nicht nach Deutschland gefunden hat. Aufmerksam lauschen wir, als Maylis den Hergang des Abends auf Deutsch schildert. Es war der Tag, an dem ich am 20. Januar Diana zum ersten Mal traf. Wo alles seinen Anfang nahm. Aber ich bekam nur den Anfang mit. Den Aufbruch zur Schlägerei. Das Schönmachen im Bad, das Wegputzen von kleinen Pusteln aus dem Gesicht, das Frisieren des Haargeflechts, die umständliche Ankleide, bis zu den abschließenden prüfenden Blicken in den Spiegel, dass für den großen Auftritt in der Disco Do Brasil alles passt, von einem faszinierten Fotografen für die Nachwelt festgehalten. Auch wenn ich damals nicht vieles verstand, das eine konnte dieser Dreierclique gewiss sein nach ihrem Aufputz: Bewundernde Männerblicke auf eine unwiderstehlich Sexi-Group aus der Karibik. Schade, und letztlich unverständlich, auch nach den langen Ausführungen von Maylis über den Ablauf der Keilerei, dass alles in Frauenhass und Frauenhaue enden musste. Mich hatte man vorher auf den langen Weg nach Nürnberg zu meiner Wohnung geschickt. Maylis Erzählung folgt zwar der Chronologie, zuerst folgt das eine, man begibt sich in die Disko, dann tut man das andere, man tanzt oder setzt sich an die Bar, aber dennoch bleiben mir die verschlungenen Pfade des Geschehens verborgen. Was der Auslöser der Prügelei war, welche Rolle dabei Diana spielte. Zeitweise war Diana aus der Disko verschwunden und tauchte wieder vor dem Eingang auf. In der Disko wurden die drei Kubanerinnen von anderen verprügelt und schlugen, nachdem man die Streiterei vor dem Eingang verlegt hatte, wieder zurück. Nach der Anklage sollen Mari und Diana eine besonders renitente andere Kubanerin festgehalten haben, auf die Maylis einhaute, bis sich zwei bullige gewichtige Türsteher einmischten, auf die 40 Kilogramm schwere Maylis einschlugen und der 50 Kilogramm vorwiegend aus Knochen bestehenden Diana die Haare vom Kopf rissen und ihr die Schulter verrenkten, sodass Maylis die Polizei rufen musste.

Halt, unterbreche ich den Redefluss von Maylis. Nicht die Haare wurden ihr ausgerissen, sondern die Trensa, ihr Haargeflecht für die Perücke. Das nur zur Klarstellung für den Richter.

Es ist der einzige Einwand, den ich mache. Diana ist bedrückt. Kein Wunder. Der Prozess lastet auf ihr.

Morgen kannst du nicht zu mir nach Holzkirchen kommen, sagt sie zu mir. Ich habe mich gar nicht ihr aufgedrängt. Das hätte ich in der prekären Situation nicht gewagt.

Morgen mache ich meine Zeremonie mit den Göttern in der Wohnung. Da störst du nur als Fremder und verscheuchst mir die Espiritus. Mit Ochún, dem Herrscher der Liebe und des Geldes. Sie schaut mich an und lacht. Mit Oggún, dem Herrscher der Arbeit. Ochosi ist sehr wichtig, weil er für die Gerichte zuständig ist. Am Mittwoch treffen wir uns wieder hier. Dann musst du auf den Kleinen aufpassen.

Ihr Befehl ist mein freudiges Gebot. Ich bin wieder dabei. Ob als nützlicher Idiot ausgebeutet oder als genießender Amante, ist mir egal. Allein eins zählt: Unsere Beziehung hat eine Fortsetzung. Am Mittwoch hole

ich sie vom Starnberger Bahnhof in München ab. Sie übergibt mir den Johann und verabredet sich mit ihrer Rechtsanwältin in der Stadt. Den Kleinen packe ich ins Auto, auf dem Hintersitz sorgfältig festgeschnallt und wir fahren zu meiner Schwabinger Stadtwohnung, Klopstockstraße 4. Über dem glatten Parkettfußboden rutscht er auf den Rücken liegend hin und her, mit den Händen ruderd wie in einem Schwimmbecken und kräht vor Vergnügen. Dann kommt der Anruf. Im Stimmengewirr ist nicht zu erkennen, wer spricht. Nur so viel verstehe ich:

Victoria! Libertad! Der Staatsanwalt hat seine Anklage zurück gezogen!

Später, zu ruhigeren Zeiten, erfahre ich Genaueres: Noch während der Verhandlung dreht der Staatsanwalt den Spieß um. Er macht die Ankläger zu Angeklagten. Der Augenschein spricht für sich. Da breiten sich zwei füllige Türsteher in ihren Stühlen vor dem Hohen Gericht aus, muskeltrotzend. Man sieht. Durch ihre mächtige Erscheinung allein schüchtern sie potentielle Kravaller vor der Pforte der Diskothek Dos Brasil ein. Keine gute Idee, sich mit diesen Kerlen anzulegen, wie die Anklage ursprünglich behauptet. Mit denen ist nicht gut Kirschen zu. Und auf der Anklagebank hocken zwei leichtgewichtige Frauen, die eineinhalb Zentner auf die Waage bringen gegen vier. Jeder fragt sich, auch die Staatsanwaltschaft: Wie konnten diese Leichtgewichte sich gegen die Schwergesichtsboxer behaupten? Die Frage ist berechtigt. Aber ich kann in den Jubel nicht einstimmen. Ein bitterer Nachgeschmack bleibt. Ich kenne meine Schlägerin. Mich können die Frauen nicht täuschen. Klugerweise verberge ich meine Enttäuschung. Die Anklage der Staatsanwaltschaft war nicht rechtens. Aber der komplette Freispruch ebenfalls nicht. Ein Fehlurteil folgt dem anderen. Ich befürchte die Konsequenzen, wenn eine gewaltbereite Frau wie Diana den Persilschein für weitere Gewaltsachen erhält. Auf der Woge des justiziablen Triumphes lädt sie mich wieder zu sich in ihre neue Sozialwohnung nach Holzkirchen ein. Ich nutze einen erneuten Besuch meiner Wohnung zu dem kleinen obersteierischen Dorf, um für eine Nacht bei ihr abzusteigen. Als Südschiene bezeichne ich diesen Weg. Von Nürnberg über München nach Österreich. Kürzer und schneller wäre die Nordschiene über Regensburg. Auf dieser Tour erwartet mich aber auf halber Strecke kein warmes Bett meiner Geliebten. Meine Ankunft in Holzkirchen hat sich zu einem kleinen Ritual entwickelt. Ich parke den Wagen in einer Seitenstraße, die von ihrem Haus abgeht, dicht am Zaun eines dieser neobajuwarischen pseudobarocken Häuser aus dem Oberland, mit wuchtigen Balkonen, die die Hausfassaden nach unten ziehen, auf denen die von der herbstlichen Kälte angekränkelten Blumen vor sich hinwelken, und melde meine Präsenz per Handy an, mit den Armen wild fuchtelnd zum Gaudi von Johann, der hinter der Scheibe des Schlafzimmers im 2. Stock mein Winkewinke erwidert.

Estoy llegado a esto momento, rufe ich ins Handy und winke in Richtung des Fensters.

In der Wohnung zwei Frauen. Josefa, eine Kolumbianerin aus der Hochburg der Rauschgiftstadt Cali, el centro del narcotrafico del mundo, und ihre 20jährige Tochter Die Schwangere, im vierten Monat. Diana, dominant wie immer, hat alles vorgeplant. Während sie für ein paar Stunden nach München zu ihrer Peluqueria fährt, um ihre Perücke für 500 Euro winterfest zu machen, passen wir auf Johann auf und warten auf die Anlieferung der Sitzecke im Wohnzimmer, die ein Billiglieferant, Steegmüller, aufgrund meiner Order aus Augsburg anliefert. Die Schwangere klagt mir ihr Leid: ein schmerzender Bauch und keine Krankenversicherung. Menschliches Leid kann ich nicht vertragen. Ich packe sie mit dem Kleinen ins Auto und wir fahren zum Prunkbau der AOK, in der viele Mitgliedsbeiträge verbunkert wurden, um uns beraten zu lassen. Ich kann meine Situation nicht fassen: Ich, von einem bequemen Schicksal Betreute, lote das elende Nirvana von Immigranten aus. Mit meinen schwarz-glänzend polierten Schuhen wate ich in dem Schlamm einer der reichsten Republiken der Welt, die die unteren Schichten der Gesellschaft versumpfen lässt, und verstehe Deutschland nicht mehr. Über 40 Millionen Nichtversicherte in den USA empört Deutschland, aber über Die Schwangere kräht keiner in Deutschland. Wie kann eine Schwangere in unserem Sozialstaat nicht krankenversichert sein, in einem Land, in dem Bismarck als erstem die Krankenversicherung eingeführt hat? Eine geduldige Beraterin erklärt mir meine Fragen, die ich der Schwangeren übersetze. Natürlich könnte sie für 130 Euro monatlich sich bei der AOK krankenversichern lassen. Aber woher das Geld für die inzwischen aufgelaufenen 1500 Euro nehmen? Sie muss seit dem Datum ihrer letzten Einreise sich nachversichern lassen. Dieser Weg fällt aus Kostengründen aus. Aber ihre Mutter hat eine Versicherung bei der LVA, der Landesversicherungsanstalt, wie sie mir versichert. In dieser könnte sie bis zum 23. Lebensjahr mit eintreten. Josefa verwechselt einiges. Die LVA ist für Renten und nicht für Krankheiten zuständig. Es böte sich noch der Weg zum Sozialamt an. Dieses könnte die Kosten für die Versicherung tragen. Wir kommen zuhause gerade zurecht, als der Tisch mit den vier Stühlen angeliefert kommt. Ein kleines Stück mehr Ordnung in der Wohnung. Noch fehlt die Installation der Küche, für die ich vor 5 Wochen 2000 Euro eingezahlt habe und die Ausstattung des weiteren Kinderzimmers, wenn man die Altäre für die kubanischen Götter in jeder Ecke nicht zum Mobiliar zählen will. Dass die Küche noch nicht eingerichtet ist, verschafft mir

etwas Ruhe. Zur notwendigen Ausstattung einer Küche zählen die Küchenmesser. Und Küchenmesser sind in einem kubanischen Haushalt gefährlich, wie die Pistole in einem amerikanischen Soldatenheim in der Oberpfalz. Die Ankunft des Tisches und der vier Stühle will mit zwei spanischen Spumantes der Marke Feixas, begossen werden. Der Freund von Josefa, ein Mafiosi aus Catania, gesellt sich zu uns, von Josefa per Handy eingeladen. Wir genießen die Abwesenheit der Antialkoholikerin Diana. Die Stimmung steigt. Unsere Ausgelassenheit wird abrupt unterbrochen, als die Hausherrin aus ihrem Münchener Haarstudio zurück kommt. Auf den ersten Blick ist zu erkennen, dass der Haircutterin etwas aus der Hand gelaufen ist: ein schwarzer Strubbelpeter steht in der Wohnung, mit Silicon gesteierte Haare, wie die Stacheln eines Igels in alle Himmelsrichtungen weisend. Oder sollte ich lieber zu einem anderen, weniger kindlichen Vergleich greifen, zur griechischen Mythenwelt einer Furie, einer Höllenhündin, die mit großen Augen die Szene überblickt und sofort handelt? Ihr erstes Opfer ist Josefa, die sie an den Haaren packt und aus der Wohnung schleift. Die Schwangere will sich dazwischen werfen, fasst sich aber an den Bauch und setzt sich mit Schmerzensschreien auf das Sofa. Josefa reißt sich aus dem Griff der Furie los und läuft – um Hilfe brüllend - aus der Tür hinaus, die schwangere Tochter und ihr Lover folgen ihr. Allein mit der Furie - der Kleine hat sich über die Treppe ins zweite Stockwerk geflüchtet - befürchte ich das Schlimmste. Sie baut sich dicht vor mir auf, so dass mir ihr heftiger Atem ins Gesicht fährt. Ihre Nähe beschränkt meinen Gesichtskreis, das dunkle Glühen ihrer Augen blendet mich. Ich übersehe, wie sie ihre linke Hand ausfährt. Ich fühle einen stechenden Schmerz an meinem rechten Ohr. Dann kehrt Ruhe ein, während ich mit immer mehr Klopapier versuche, das Blut in dem Riss am hinteren Teil des Ohres zu stillen. Ich bin zufrieden. Ihr Versuch, mir das Ohr abzureißen, ist misslungen. Ich erleide nicht das gleiche Schicksal wie Van Gogh. Und mir kommt eine neue Erleuchtung. Eine Frau, die mit dieser Präzision Organe von einem Menschen trennen will – wie das knorpelige Ohr – ist zu vielem fähig. Aber nicht nur ich bin die Zielscheibe ihrer Wut. Es sind auch andere, ihre beste Freundin, sie ist nicht nur auf mich fixiert, eine Erkenntnis, die mein Schmerzen lindert. Es ist ein Fall für das dialektische Verhältnis zwischen Subjekt und Objekt. Sie handelt als Subjekt aus sich heraus. Das Objekt ist etwas, was sich aus ersterem ergibt. Oder wie Hegel in seinen „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ schreibt: Das Denken des Kriteriums, des einen Prinzips, als in seiner unmittelbaren Wirklichkeit, ist das Subjekt in sich; Denken um das Denkende hängt unmittelbar zusammen. Das andere gegen das Denken ist das Bestimmte als solches, das Prinzip der Einzelheit, die Empfindung überhaupt, Wahrnehmung, Anschauung. Später, als Diana ermüdet von den Ereignissen mit dem Kleinen ins Bett gegangen ist und ich zu den anderen drei Flüchtigen einkehre, die in der Pizzeria unten im Haus Zuflucht gesucht haben, wird mir Josefa vorhalten, dass ich masochistisch sei. Bei einer freundschaftlichen Umarmung, die meine Ohren einbeziehen, befleckt sie ihre Hand mit meinem Blut.

Komm zu dir! ermahnt sie mich geschockt, während sie das Blut am Tischtuch abwischt. Das ist doch keine Liebe, wenn sie dir Schmerz zufügt. Liebende küssen sich, Liebende umarmen sich und reißen nicht dem anderen ein Ohr ein.

Sie hasst mich, sage ich zufrieden. Das ist eine Form der Liebe. Josefa schaut mich verständnislos an.

Das Schlimmste, was Menschen widerfahren kann, hat meine Tochter erlitten, fahre ich fort. Ihr ist die Liebe zu ihrem Andrew irgendwie in den letzten Monaten verdunstet. Was heißt irgendwie? Einfach so wie ein Gas diffundiert. Unwiderruflich weg. Und keiner von beiden hat etwas Aktives dagegen getan. Man muss sich das mal vorstellen: Zuerst die große Liebe. Alles wird dem beruflichen Werdeganges des Mannes untergeordnet. Sie schmeißt den Job als Journalistin hin. Sie folgt ihm nach Australien, sie hält sich als Bardame in Perth über Wasser, dann nach London, wieder zurück nach Australien und endlich wieder London, um dort im Windschatten ihres Lebensgefährten zu studieren. Und irgendwo, vielleicht bei diesen endlosen Flügen über den Indischen Ozean, geht die Liebe flöten. Perdü. Langsam entweicht die Leidenschaft wie aus einem porösen Fahrradschlauch. Mir kann das nicht passieren. Diana und ich halten unsere Liebe durch unsere Auseinandersetzungen frisch. Immer wieder kommt unsere Liebe auf den Prüfstand. Besteht sie die Prüfung oder nicht? Josefa, die Kolumbianerin, blickt auf ihre Tochter auf der gegenüberliegenden Tischkante, die sich den Bauch hält. Das Baby in ihr quält sie wieder.

Es wird ein Junge, sagt sie fachfraulich. Jungen strampeln so. Stell dir vor, Wolfi. Ich bekomme einen Enkel. Mit ihrer Zunge fährt sie mir in mein gesundes linkes Ohr.

Das mit meiner Tochter ist keine Dramatik wie bei mir, sage ich zur Josefa. Ein stiller Vorgang. Ihre Liebe schleicht sich davon, weil sie auf keinen Widerstand stößt. Ein Mann der Wasserwirtschaft in London braucht einen ausgeglichenen Charakter. Er muss einerseits dem Profitziel der von Frau Thatcher privatisierten Wasserwirtschaft dienen, aus den Nieren von acht Millionen Menschen preiswertes Trinkwasser recyceln und

zugleich den notwendigen Hygienevorschriften gerecht werden. Er muss jonglieren, eine verantwortliche Aufgabe. Langt er bei seinen Kompromissen daneben, vergiftet er über das Trinkwasser Tausende von Menschen, ein potentieller Massenmörder. Um das zu vermeiden, braucht es einen bedachtsamen Menschen. Zu langweilig für meine Tochter. Für sie wäre ein Partner besser, der den Genen ihres Vaters folgt: Pack schlägt sich, Pack verträgt sich. Nach jeder Schlägerei stünde die Liebe auf dem Prüfstand und muss sich behaupten. Josefa schaut mich an. Natürlich, sage ich als Antwort auf ihre stummen Fragen. Auch hier gilt der Grundsatz. Man darf die Prüfungen des Herzens nicht übertreiben. Aber ein Streit hier und da poliert die Freundschaft auf. Das müsste doch Andrew, der Wasserwirtschafter, verstehen. Sein Job ist es, mit hohem Druck die kalkigen Ablagerungen aus den Londoner Wasserbassins hinweg zu spülen.

Josefa fährt mir mit ihrer langen Zunge erneut in mein Ohr, diesmal in mein rechtes. Ich nehme ihr dies nicht übel. Sie hat etwas zu viel getrunken, nicht mehr als ich, aber sie verträgt weniger. Sie meint, mit ihrer Spucke meine Verwundung zu kühlen und außerdem soll ihr alkoholgetränkter Mundsaft antiseptisch wirken. Ihr mafioser Liebhaber döst vor sich hin. Unserer Konversation kann er nicht folgen. Ich habe immer geglaubt, zwischen Italienern und Spaniern bestünde eine natürliche sprachliche Verständigung. Aber dem scheint nicht so zu sein. Als am nächsten Morgen ein fahler November sich durch das Fenster des Schlafzimmers stiehlt und das Gebrumme der Autos an der vielbefahrenen Kreuzung vor unserem Haus sich im Morgenverkehr verstärkt, fängt der Kleine zu quengeln an. Es ist das Übliche: Zuerst sein Geschnaufe durch die mit Rotz verstopfte Nase, während er noch schläft. Sodann ein saugendes Genuckel, wenn er aufwachend nach den Brüsten seiner Mutter greift. Sattgetrunken, die Lippen mit Muttermilch verschmiert, richtet er sich auf und rüttelt an ihr.

Mama, steh auf! herrscht er sie an.

Ich versuche sie fest in meinen Armen zu halten. Für kostbare Minuten gelingt es mir, mich gegen meinen männlichen Konkurrenten zu behaupten. Aber das Gebot ihres Sohnes zählt mehr als die morgendlichen Zärtlichkeiten ihres Liebhabers. Mit einem Ruck befreit sie sich aus meinen Umarmungen, geht ins Bad, um ihr „Caca“ zu machen, unter dem freundlichen Gejohle ihres Sohnes und kommt ins Bett zurück. Der wache Kleine verhindert Intimes. Gemeinsam werden wir zur Tankstelle zum Einkaufen geschickt, während sie vom Bett aus den Altar mit der Bibel der Zeugen Jehovas anbetet, die ihr ihre Freundin Josefa gewidmet hat. Fest den Kleinen an die Hand führend, kreuze ich die Straße.

Guck auf die Bordkante der Straße, befehle ich ihm. Er hebt gehorsam seine Füße.

Cappuccino und Marlboro Medium für sie, Gummibärle und kalter Kakao für den Kleinen, und für mich Zeitung und heißer Kaffee, sage ich zum Tankwart, der mein Alter haben könnte. Das wird unser Frühstück sein.

Marlboro Medium habe ich nicht, erwidert er. Ausverkauft. Nur Marlboro. Ich nicke. In Kunststoffbechern füllt er den Cappuccino und den Kaffee ab. Ich drücke den Plastikdeckel darauf und klaube die herumliegenden Zuckerstücke und die winzigen Milchdöschen auf, eingedenk der Ermahnung von Diana:

Vergiss mir nicht den Zucker!

Belangloses geschieht. Und doch drängen sich mir, während meiner Weiterfahrt nach Österreich, diese Nichtigkeiten auf. Warum? Das Normale ist für mich das Besondere. Das Nichtige glättet die Unruhe in meiner Seele und zähmt die Aufruhr in mir. Es gibt noch eine andere Welt außer der meinen. Es gibt die Welt des Alltäglichen, des Gewöhnlichen, die ich wie meinen verehrten Lehrer Antonio verachte und doch manchmal herbei sehne. Die Finanzkrise verschärft sich. Ich versuche, das Beste daraus zu machen. Nachdem ich etliches an Aktien an der Börse verloren habe, ich schätze die Hälfte meines Vermögens, schreibe ich, von den Verhältnissen zutiefst betroffen, einen vehementen Artikel gegen das Kapital und publiziere dies im Internet. Ich biete dem kollabierenden Kapital die Stirn. Das bringt mir zwar nicht meine verlorenen Millionen zurück, aber ich habe meine Genugtuung. Auf einen, wenig vornehmen, aber dafür ehrlichen kurzen Nenner gebracht:

Das Kapital ist Scheiße!

Also hat Fidel, der immer gegen das System war, Recht? Das einzige Land weltweit, das das Spiel mit dem Kapital nicht mitmacht? So einfach ist es nicht. Kuba, soviel bekomme ich über meine Gewährsfrau Diana mit, ist wie viele Dritte-Welt-Länder am härtesten von der Krise betroffen. Der Nickelpreis, die Haupteinnahmequelle der Insel, rauscht durch den Verfall der Rohstoffpreise in den Keller. Der Tourismus

beginnt zu leiden, wenn die Deutschen jeden Cent umdrehen. Ein weiterer Hurrican fegt über die Insel. Und dem Cuba-treuen Companero aus Venezuela, verfällt der Ölpreis. Negative Vorgaben, wohin man blickt. Es ist zum Verzweifeln. Die Pizza, das Hauptnahrungsmittel auf dem freien Markt, verdoppelt ihren Preis, Weißbrot wird knapp, weil die Finanzkrise den Einkauf von Weizenmehl aus den Kornkammern des verhassten Feindes USA unterbindet, das einzige kleiereiche Korn, das backfähig für Weißbrot ist, wie es die Kubaner lieben: von flockiger Konsistenz und zugleich bissfest. Der Tag rückt näher, an dem Diana und Johann nach Kuba fliegen, zum ersten Mal seit zwei Jahren. Ich kaufe ihr das Ticket, auch um das Ereignis unter Kontrolle zu halten. Gemischte Gefühle beherrschen mich. Natürlich kann und will ich nicht verhindern, dass der Vater von Johann, der Zuhälter, Trainer, Coach Yalcas, zum ersten Mal seit langem seinen Sohn sieht. Wichtig für mich ist, dass die Reise sich auf eine kurze Zeit beschränkt, in der nicht viel passieren kann. No Endorsement, keine Vertragsänderung, soll mit dem Touristticket des Veranstalters Tui möglich sein, um vielleicht aus den zwei Wochen zwei Monate zu machen mit Halligalli in den internationalen Hotels von Havanna in männlicher Begleitung. Diese Bedenken bringen mich auch dazu, ihr den weihnachtlichen Termin für ihre Reise auszureden. Das wäre nach dem Scheidungstermin. Um sie zur pünktlichen Rückkehr zu zwingen, ist es besser, den Termin vor den Termin zu verlegen.

Deine anderen Söhne wollen, dass ihre Mutter den größten deutschen Familienfest, Weihnachten, mit ihnen feiert, flöte ich ihr erfolgreich ins Ohr.

Zwei Tausend Euro lege ich dazu, weil sie für eine Woche mit ihrer Mutter nach Habana reisen will, um etwas für mich zu tun.

Ich werde für dich wie eine Löwin kämpfen, sagt sie und klingt in ihrer energischen Art glaubwürdig.

Ich verfasse eine Selbstdarstellung meiner Meriten seit dem Eintritt in den Sozialisten Deutschen Studentenbund 1960, begeistert durch den Triumph der Revolution. Die Petición soll sie den Entscheidungsträgern präsentieren. Ich bitte sie, den Text inhaltlich zu korrigieren. Sie streicht alle Passagen heraus, in denen ich mich politisch präsentiere, von dem neuen amerikanischen Präsidenten Obama das Beste für Kuba erhoffe, dass ich mir von dem Treffen zwischen den Außenministern Steinmeier und Rocke viel verspreche und dass die Annäherung von der Europäischen Union an Kuba positiv zu bewerten ist. Obwohl ich offene Türen einrenne, meint sie, sollte ich mich nicht zu politischen Dingen äußern. An dem Hauptproblem komme ich nicht vorbei. Auch wenn Diana ein persönlich Zeugnis ablegen wird über ihr Zusammenleben mit mir in Deutschland: Ein kritischer Mensch wie ich, im Erbe der Französischen Revolution, sozialistischer Anarchist, Existenzialist und Genießer kubanischer Frauen, werde dem kubanischen Denken rätselhaft bleiben. Wer sich dem gewohnten Schema entsagt, wer sich keiner Kontrolle seiner Selbst einem omnipotenten Leviathan unterwirft, der sich anmaßt alles zu wissen und keine Belehrungen braucht, ist sonderbar. Wie gerne würde ich den Entscheidern die literarisch-elegante Art von Musil nahebringen, der sagte, ein freier Mensch sei, wer sich auf keine Eigenschaft seiner Persönlichkeit festlege. Trotz ihres Engagements für mich habe ich meine Probleme mit ihrer Reise. Um mir selber Mut zu machen, flechte ich die wichtigen Schlüsselwörter in meine Gespräche mit ihr ein, die wie Beschwörungen dienen sollen: Confianza – Vertrauen steht ganz oben. Esperienza – die Erfahrungen eines langen Lebens zählen dazu und tolerancia. Nicht zu vergessen: responsibilidad – Verantwortung, auch für den Partner. Dennoch erahne ich, dass eine derartige Autosuggestion mich während ihrer Absenz nicht viel weiter bringen wird, wenn ich in meiner Wohnung verharre und die Wände auf mich einstürzen. Ich muss hinaus, ich muss mich zerstreuen, ablenken von meinen Verdächtigungen, negativen Phantasien, die mich während ihrer Kubareise befallen werden. Etwas Unvorhergesehenes kommt mir entgegen. „Die Schwangere“, die 20jährige Tochter der Kolumbianerin, bittet mich per Telefon um 400 Euro mit ihrer unendlich traurigen Stimme, in der das ganze Elend einer Illegalen in Deutschland verpackt ist. Sie muss zurück in ihre Heimat, sonst wird sie durch die Polizei deportiert und könnte mit diesem Makel nie mehr nach Deutschland, dem Land ihrer Mutter, zurück. Ich habe wenig Lust, ihr das Geld zu schenken. Drei meiner Töchter halten ebenfalls die Hand auf. Gebe ich ihr etwas, wie könnte ich es vertreten, mich meinem eigenen Fleisch und Blut zu verweigern? Aber auf der langen Fahrt von Nürnberg nach Holzkirchen habe ich eine Idee. Ich gebe ihr das Geld als Entree für meinen Besuch in ihre Heimat, Cali, das Drogenzentrum der Welt. Sie fliegt mit ihrer Mutter zu ihrer Heimatstadt und ich fliege hinterher. Die exotische Umgebung, das fremde Land, nicht zu vergessen die Farc, die linken Guilleros, das wird mich von den Gedanken an Diana in Kuba ablenken. Ein guter Gedanke. Und wenn ich zurück kehre, drückt Diana mir die Flugkarte nach Kuba in die Hand. Das wäre die eine Variante. Die andere wäre als Gefangener und Geisel der Farc durch den undurchdringlichen Dschungel östlich der beiden Kordilleren zu stapfen. Alles Überflüssige würde von mir abfallen wie faules Fleisch. Ich würde auf den Kern meiner selbst reduziert, bar jeglicher Zivilisation, vor allem

wäre ich endlich diesen schwarzen Struwelpeter los. Einmal denke ich auch an mich und nicht nur an die weit aufgesperrten Mäuler von Diana und ihrem Sohn, in die ich - einem Zwang folgend - fette Würmer wie ein Rotkehlchen in seinem Nest in meinem Garten stopfe, um die Brut am Leben zu erhalten. Dann geht alles sehr schnell. Vielleicht zu schnell. Diana gibt mir gönnerhafter Weise die Einwilligung, nach einer kurzen Bedenkzeit. Wie soll sie auch nicht? Ich erstehe die Flugkarte und manage den Rückflug von Cali so, dass Diana und ich uns auf dem Münchener Flughafen beim Rückflug treffen. Kolumbien ist nicht Kuba. Kolumbien ist voll in den kapitalistischen Markt integriert. Viele Flüge, eine reichhaltige Auswahl, nur nicht über die USA, die für mich verboten sind, weil ich mit meinen vielen Arbeitsvisen für Kuba und als öffentlich bekennender Sozialist keine Einreisebewilligung erhalte. Eine verrückte Welt. Kuba will mich nicht, und die USA wollen mich nicht, weil ich meine verbotene Liebe für die kleine Insel in meinem Pass eingestempelt habe.

Leg doch noch einhundert Euro dazu, sage ich zu Diana, eingedenk der vier Tausend Euro, die ich ihr als Wegzehrung für ihre Kubareise in einem Briefkuvert überreicht habe. Die Schwangere braucht mein Geld für den Flug. Das Baby in ihrem Bauch braucht dein Geld für die Nahrung auf dem langen Flug über Madrid.

Den Vorschlag hätte ich lieber nicht machen sollen. Diana explodiert. Was heißt explodieren? Sie baut sich wieder einmal imponierend vor mir auf, fünf Zentimeter von mir entfernt, erneut berührt ihr heißer Atem mein Gesicht. Was mir einfallt, schreit sie mich an. Sie gebe kein Geld. Es sei ihr Geld nun, sie brauche keine Ratschläge von mir. Sie denke gar nicht daran. Und als ich ihr mein großzügiges Geschenk für sie entgegen halte, schreit sie, ich solle sofort aus ihrer Wohnung, sofort, sofort! Ich lasse mich hinterrücks auf das Sofa fallen, um ihrem Atem zu entgehen. Auch brauche ich die Rückenlehne, um mich mit meinen nach hinten verschränkten Armen an ihr festzuhalten, um nicht von dem Sog, den sie erzeugt, quer durch das Zimmer, den Gang entlang aus der Wohnung gezogen zu werden.

Ich gehe nicht, stammele ich verwirrt. Ich bleibe hier. Ich lasse mich nicht verladen. Zuerst das Geld und dann hinaus mit dir. Der Dummkopf hat seine Pflicht getan und dann kann er gehen. Eine größere Demütigung für einen Mann kann es nicht geben.

Sie versteht mich nicht, weil ich meinen Text auf Deutsch aufsage. Das ist mein Glück. Die Schwangere mischt sich ein und beruhigt Diana, während ich mich nach dem Sinn des Aufruhrs frage. Es ist kein eiskaltes Kalkül, das sie antreibt nach dem Motto, der Mohr hat seine Schuld getan, der Mohr kann gehen. Es muss etwas anderes sein. Aber was? Not macht – außerhalb der Familie – egoistisch. Menschliche Solidarität kann man sich nicht leisten. In den Elendsvierteln der Welt mordet man untereinander. Selten brechen die Armen aus ihren Elendsvierteln aus und fallen über die Viertel der Reichen, wie in Caracas geschehen, bevor Chávez kam. Ein Armer raubt den anderen Armen aus oder legt ihn für 30 Dollar um. Das ist eine Erklärung. Eine andere wäre etwas komplizierter: Sie hat meine viertausend Euro von mir geschenkt bekommen. Es ist ihr Geld. Sie will über dieses Geld nach ihrem Gusto verfügen und nicht wieder ein Stück – und sei es ein kleines – wieder von sich geben – auf meine Empfehlung, die sie als eine Art Erpressung versteht. Ich weiß es nicht.

Kolumbien

Damit mir die Decke nicht auf den Kopf fällt, während Diana im fernen Kuba mit ihrem Chulo Fiesta macht, unter dem Vorwand, sich für mich um die Wiedereinreise nach Kuba zu bemühen:

Ich werde um dich wie eine Löwin kämpfen...

nehme ich die vielleicht gar nicht so ernst gemeinte Einladung von Josefa, der letzten verbleibenden Freundin von Diana an, sie in Kolumbien in ihren Häusern nahe Cali zu besuchen. Allein auf mich gestellt, würde ich mich in dieses Land der Drogenkartelle, der Revolutionsarmee und der tausenden Geiseln, die in der grünen Hölle des Dschungels im südlichen Dreieck von Ekuador, Peru und Brasilien täglich ihre Stellungen wechseln müssen, an den Füßen mit Eisenketten gefesselt, nicht hinein wagen. Aber meine kolumbianischen Freunde kennen die gefährlichen Gebiete, die es zu meiden gilt. Ich wollte hinter Josefa hinter her reisen, aber eine Schwierigkeit tut sich auf. Josefa ist mit ihrer schwangeren Tochter Die Schwangere auf der Flucht vor der deutschen Polizei, die die seit zwei Jahren in Deutschland lebende Illegale aus dem Land zu vertreiben drohen, auf dem Flug nach Bogota irgendwo in der Gegend von Madrid verschollen. Ich telefoniere mit ihrem Sohn in Cali, versichere

mich, dass er mich am Flughafen abholt und wähle die Flugroute aus Amsterdam – Panama – nach Cali, in das große Zentrum des privaten Verbrechens, nur noch übertroffen von Medellín, das ich auch bald kennen lernen werde. Aber zuerst – zwei Tage zuvor - setze ich Diana mit ihrem Sohn in den Münchener Flughafen in den Flieger nach Varadero. Es soll ein kleiner Trost für mich sein: Wenn sie schon in den Armen ihres Lovers landet, dann mit meinem Geld und meiner Organisation. Obwohl sie seit fast zwei Jahren ihre Heimat nicht wieder gesehen hat, ist sie am Abend unseres Abschieds in ihrer Wohnung in Holzkirchen irgendwie lustlos, was Kuba angeht. Ich kann mir aus ihrer Stimmung keinen Reim machen. Aus dem trüben Novembernebel des bayerischen Oberlandes in die glühende Sonne von Kuba. Was gäbe ich darum. Bei ihr ist es anders. Als fürchte sie, nie mehr nach Deutschland zurückkehren zu können. Sie will am letzten Abend vor der Abreise mit mir Sex haben. Ein schwieriges Unterfangen. Nicht wegen ihr, sondern wegen ihrem Sohn. Keine 10 Zentimeter weicht er von ihr. Wir liegen in dem breiten Bett, den Kleinen in der Mitte, und warten darauf dass der Kleine endlich in seine tiefen Schlafzüge gefallen ist. In Kuba wird sich die Mama oder die Tante des Kleinen annehmen, und sie kann ungehemmt sich ihrem Zuhälter hingeben. Hier in Deutschland ist alles schwieriger. Ich sende ihr, über den kleinen unruhigen Geist hinweg sehnsuchtsvolle Blicke zu, sie erwidert meine Blicke. Allein die Schlafendrophine entscheiden, wann endlich Orpheus den kleinen Terroristen übermannt. Ich bewundere die unendliche Geduld der Mutter. Mir bleibt nichts anderes übrig, als ihr Spiel mitzumachen. Es sind Regeln, auf die ich mich von Anfang an eingelassen habe. Ich kann sie nicht mehr ändern. Endlich ist der Kleine in einen tiefen Schlaf versunken. Unser Spiel beginnt. Sie klettert über den Kleinen und widmet sich mir. Mit ihrem Leib umklammert sie mich, als wolle sie nicht dem Sog der Karibik verfallen. Vielleicht tue ich ihr Unrecht. Aber ihre Umarmungen sind für mich Beischlaf mit zeremoniellen Zügen vor wichtigen Ereignissen. Ich dichte einiges in solche Ereignisse hinein. In der letzten Nacht vor Kuba will sie eine weitere unvergessliche Erinnerung in mir über unsere gemeinsamen Intimitäten verankern. Das Intime zwischen Mann und Frau ist das Kostbarste, was zwei Menschen besitzen können, das sie mit keinem anderen teilen. Nicht mit ihren Töchtern und Söhnen, nicht mit ihren Enkelkindern. Mit diesem Erbe einer gemeinsamen Nacht soll ich für die nächsten vierzehn Tage gegen eine Eifersucht immunisiert werden, die den deutschen Männern – so viel weiß sie aus der deutschen Kultur – zu Eigen ist. Dass mehr als das Berechnende dahinter stehen könnte, dass sie mich liebt, auf diese Idee komme ich erst später, als es schon zu spät ist. Ihr Handy weckt uns um vier Uhr. Wie liebe ich diese Augenblicke eines frühen kalten Morgens, der einem Rentner in seinem üblichen Dasein so fern liegt. Ihr knallgelber Tanga leuchtet auf ihrer glatten dunklen Haut wie die Warnkleidung des Allgemeinen Deutschen Automobilclubs. Der Diesel auf der Straße ist durchgefroren, springt aber mit einem kalten Klang an, als wäre er ein Traktor, eine dicke Dampf Wolke aus dem Auspuff ausstoßend. Die Tankstelle hat noch nicht geöffnet, aber ein kleiner Bäcker nebenan, von dem ich mir zwei Kaffees in Plastikbechern mit einem speziellen Deckel darauf besorge, mit viel Milch und Zucker. Ein paar andere Kunden leisten mir mit ihrem breiten Oberbayerischen Gesellschaft. Sie ziehen das erste Frühstück vor der Arbeit im Bäckerladen ihren einsamen Buden, oder den aus dem Schlaf geweckten mürrischen Ehefrauen und krakeelenden Kindern vor. Ich tue so, als wäre ich ein Teil eines gemeinsamen Schicksals: Schichtarbeit.

An der Butterbrezen ersticke ich fast.

Diana hat sich in den Kopf gesetzt, dass ein Fahrrad unbedingt mit nach Kuba muss, eine sperrige Angelegenheit. Mit den riesigen Koffern, in die sie den in Padua aufgekauften Klamottenramschrumpel für die weite Verwandtschaft in Kuba gestopft hat, eine fast unlösbare Aufgabe. Ich wandle die Rücksitze zum Laderaum um und postiere sie mit dem Kleinen auf den Beifahrersitz, eine gefährliche Sache, aber ich habe keine andere Wahl. Angestrengt die Dunkelheit vor mir mit den hellen Halogenscheinwerfern durchdringend, tapse ich mich von der Landstraße zur Autobahn in Richtung Flughafen. Es geht alles gut, kein Polizist hält uns auf. Wir laden das Gepäck auf die rollenden Gepäckträger und treten aus dem anonymen Dunkel in die erleuchteten Flughallen. Es ist ein Auftritt wie auf eine Bühne. Neben ihr, mich fast um Kopfgröße auf ihren High Heels überragend, bin ich in meinem Element. Die erstaunten Blicke der Passanten entlohnen mich für viele Entbehrungen. Vor allem die jüngeren Menschen befassen sich mehr mit mir als mit ihr. Ein alter Mann neben einer jungen exotischen Schönheit. Wie passt das zusammen? Mit einem Satz nicht zu erklären. Aber auch wenn ich einen ganzen Tag Erklärungen abgeben würde, ja selbst eine ganze Woche pausenlos reden würde, oder ein Buch mit zweihundert Seiten schreiben würde, ich hinterließe nur Ratlosigkeit. Nach der Ablieferung des Gepäcks - das Übergewicht von 26 Kilogramm kostet mich 400 Euros - unterhalten sich ein paar ältere Italienerinnen mit Diana in ihrer Muttersprache, während ihre Enkelkinder mit Johann spielen. Wie stolz bin ich in solchen Augenblicken auf diese hoheitsvolle Frau in ihren knallroten Boots, die die meine ist, zumindest solange sie noch auf deutschem Boden daher stakst. Als wir uns am Zolleingang, inmitten einem Knäuel von Reisenden verabschieden, sagt sie zu mir:

Sei nicht traurig. Ich komme wieder. Der Kleine spitzt den Mund, ich gehe in die Knie, und er küsst mich.

Vom Flughafen fahre ich zu meiner Tochter und ihrer Mutter Angelito in den Süden von München, um dort zu übernachten. Es ist ein nahtloser Übergang von einem Drama zum nächsten. Und meistens geht es ums Geld. Verglichen mit ihren Problemen habe ich keine. Der Ehemann und legaler Vater, ein hoch aufgeschossener gut erhaltener Typ, hat sich in den Kopf gesetzt, die beiden Frauen aus seiner Luxus-Villa zu werfen, um das Haus frei für eine Neue zu bekommen. Angelito reagiert mit ihren üblichen illusionären Lebensmut, die ich von ihr kenne. Sie ist unverdrossen, den bevorstehenden Katastrophen lacht sie ins Auge, voller Zukunftspläne: Nur fünf Jobs brauche sie, um nach der Vertreibung aus der Ehe ökonomisch auf eigenen Beinen zu stehen: Heilerin, Segnerin, Wahrsagerin, Prophetin und Hexerin. Im reichsten Landkreis Deutschlands, Starnberg, wartet zahlungskräftige Kundschaft auf sie.

Von Kolumbien weiß man in Europa wenig.

Und wenn, dann nur Negatives: Bush-Country, das letzte in Lateinamerika, das in unverbrüchlicher Treue zu den USA steht. Für diese Treue gibt es auch die Belohnung: Intakte Infrastruktur, mit westlichen Waren überbordende Geschäfte, mit den Löhnen sieht es mies aus, das Vierfache im Vergleich zu den Hungerlöhnen in Kuba, mehr ist nicht drin. 80 Dollar den Monat, erzählt mir Judith, der Sohn von Josefa, die er als Fassadengestalter in Burga, einer kleinen Stadt nördlich von Cali verdient. Aber was soll das Ideologische? Ich gebe mich ganz dem neuen Erlebnis in einer größeren Familie hin, die ihre Häuschen dicht an der Carretera Central haben. Josefa taucht mit der Schwangeren einen Tag später aus Spanien auf. Sie hat in ihrem Garten Marihuana angepflanzt, eine unscheinbare Pflanze, unbehelligt von der Polizei, die auf der Carretera Kontrollen durchführt. Getrocknet in Zigarettenpapier gerollt, ist es eine Medizin gegen meine chronische Bronchitis. Der Rauch weitet meine Bronchien. Neben meinem Zimmer im Obergeschoss paffen wir die Heilpflanze. Dazu ab und zu ein weißes bitteres Pülverchen, das Kokain heißt und das man sich in die beiden Nasenlöcher schnupft. Die Drogen bleiben ohne Wirkung auf mich, bilde ich mir ein, bis mich eine junge Kolumbianerin eines anderen belehrt. Bis es soweit ist, bis ich mich in den restlichen elf Tagen in ein junges Glück verliebe, durchleide ich vier Tage des seelischen Elends. Diana hat mir drei Telefonnummern hinterlassen. Sogar das ihrer Tante, das für mich aus alten Zeiten synonym ist mit ihrem Zuhälter Yalcas. Sehr rasch komme ich dahinter, dass sie alle Nummern in ihrem kubanischen Nest blockiert hat. Zwei Nummern betreffen öffentliche Telefonapparate, deren Bedienung sie angewiesen hat, Anrufe von mir nicht anzunehmen. Das betrifft auch ihr deutsches Handy, das Josefa, ihre Freundin, antelefoniert. Eine junge Frau ist am Apparat. Sie sagt:

Diana kommt sofort, ja, sie ist da in dem Haus, sie kommt. Nur einen Augenblick. Man hört Schritte, dann wird die Kommunikation unterbrochen. Intentional. War es ihr Zuhälter oder sie selbst? Ich weiß: Ich bin unerwünscht. Ich störe ihr Liebesleben. Du sollst mich nicht belästigen, während ich im Bett meines Liebings bin.

Que tu no me molestes!

Diese Demütigung lasse ich nicht auf mich beruhen. In den nächsten Tagen überzieht der Egomane die Familie von Josefa mit seiner Empörung. Wie konnte diese Frau ihn reinlegen? Josefa zieht ihre eigenen Konsequenzen. Ein allein gelassener Mann. Ein leidenschaftlicher Tänzer. Ein sportlicher Typ. So ganz das Gegenbild ihres Mannes, ein schmaler Feuerwehrmann aus Bayrischzell. Sie verliebt sich in mich. Angeblich, aber es ist nur das Geld. Sie ist nicht ohne. Eine hübsche schlanke Dreiundvierzigjährige. Sie bedrängt mich mit eindeutigen Gesten und Handlungen, unter dem bösen Blick ihres Sohnes, den ihr Ehemann adoptiert hat. Bei einer Feier des Blutspendedienstes in Cali ziehen wir unsere Show ab. Eine wichtige Institution. Wo viel geschossen wird, fließt viel Blut. Als eine kubanische Band Salsa aufspielt, ziehe ich sie auf die Bühne. Und wir gewinnen den Preis, eine Disko mit der persönlichen Widmung der Band. Kuba einmal ganz anders. Relaxt. Die Trauer um eine verlorene Frau bleibt an mir kleben, auch als wir mit dem Bus nach Medellin ziehen, eine weitere verrufene Megametropole der Narcotraficos. Die Zeitgleichheit mit Kuba, auf den gleichen Längengraden zwei Tausend Kilometer weiter nördlich, zermürbt mich. Die Uhr macht mir deutlich, was in dem anderen Land gerade passiert: 10 Uhr morgens, das Paar wacht auf. Sie umarmt ihn zärtlich in einer Weise, die ich bei ihr immer vermisst habe. 11 Uhr: ein letztes sexi Sahneküsschen der beiden, bevor er sich auf das von ihr geschenkte Fahrrad schwingt, das für ihren Bruder vorgesehen war. Ab geht die Post zu seinen anderen Pferdchen. Eine Fuhre Ausländer aus Australien hat sich angesagt, um die Dienste der chicas malas zu genießen. Es ist die Zeit, als ich mit sieben Mitglieder der zahlreichen Familie im Tross mich in den Bus zur Innenstadt drängle, um einen Kontakt mit Diana zu bekommen, wenn deren Leidenschaft zu ihrem Zuhälter eine Pause eingelegt haben könnte. Mit einem Bruder von Josefa wechsele ich in ein Taxi, als der vielköpfige Tross sich als zu behäbig in seinem Tempo erweist. Die Hektik, die ich entwickle, soll nur kaschieren, dass ich am Ende bin. In einer riesigen Stadt mit drei Millionen Einwohnern in einen stickigen Kessel mit vielen Wolkenkratzern eingesperrt. Um uns

viele Menschen. Ich fühle mich elendig. Wir kommen an einer Kirche vorbei, die Tür steht offen. Ich ziehe meinen Begleiter in das Dunkle des Kirchenraumes und knie vor dem Altar nieder.

Liebe Gottheit, wer du auch sein mögest, erhöre mein Gebet, es ist das erste meines Lebens. Finde eine Lösung für mein Elend, möglichst sofort.

Am Abend haben die vielen Geschwister eine Hausfiesta arrangiert. Sie haben mit mir einiges vor. Ich darf allein unter dem Dach übernachten. Ungestört, wie ich glaube. Ich komme für die 5 Flaschen Schnaps, die Colas, und viel, viel Bier auf. Das Reihenhaus steht am Rande des Kessels, im Barrio Limasol 1, eine hübsche Gegend, unter der vertrauensvollen Kontrolle der Polizei. Wenn man im Obergeschoß auf den Balkon tritt, hat man den Überblick über die gesamte Stadt. Diese architekturlose Favella des gehobenen Niveaus hat ihren Reiz. Eine lebendige Konstruktion, die sich ständig bewegt. Abreißen, Aufstocken, Umbauen, wie es der akute Familienstand erfordert: Tod, Geburt, Auszug. Kein Zementmangel wie in Kuba, keine Genehmigung durch die Behörden muss eingeholt werden. Ich hocke in dem Kreis der Familie. Um mich lauter Schwestern, Primas, Omas, allein der Bruder, der mich in die Kirche begleitet hat, sitzt am Rande. Neben mir hockt auf einem Stuhl eine junge Frau. Ich blicke sie von der Seite an. Sie hat zwei Gesichtshälften. Von links sieht sie anders aus als von rechts. Die Ungleichheit interessiert mich. Sie ist Witwe. Sie hat keinen Mann, sagen die Frauen zu mir. Ich verstehe. Es soll eine Aufforderung sein, mich um die einsame Frau zu kümmern. Ofelia heißt sie. Kolumbianische Musik, deren einfache aus dem Volk gewonnene Melodik ich zu schätzen gelernt habe, schallt aus den Boxen. Ich bitte sie um einen Tanz. Sie folgt willig. Danach setzen wir uns zueinander und ich umfasse sie. Etwas füllig fühlt sich ihr Leib an. Josefa verteilt Kokain, als würde Sekt angeboten. Wir nehmen etliche Prisen. Ich gebe meinem Begleiter die Kamera und bitte ihn um einige Fotos. Danach tanze ich wieder mit Ofelia. Irgendwann wird es mir zu viel; der Alkohol, das Kokain. Ich verschwinde nach oben in mein Bett. Als ich aufwache, thront Ofelia über mir und sagt eindringlich, mit einer fraulichen Stimme, die mich durchdringt:

Du liebst ..wiederhole! ich sage brav den Spruch auf, den sie mir diktiert als wäre es ein Schwur vor dem Gericht.. Ich liebe keine kubanischen Frauen mehr. Ich liebe nur mehr die schönen jungen schönen Frauen aus Kolumbien.

Las mujeres Colombianas bonitas.

Am nächsten Morgen beim Aufwachen starre ich gegen ein hohes Holzdach. Wo bin ich? Was mache ich? Mir kommt die Erinnerung wieder. In einem Holzverschlag neben mir schnarcht eines der Geschwister mit ihrem Mann. Ein Baby wimmert. Eine glückliche Erinnerung überfällt mich. Ich bin verliebt, verliebt in eine schöne Frau, gleichaltrig wie Diana, mit heller Haut, langen kastanienbraunen Naturhaaren, die über ihre Schulter fallen. Dianas Bann ist von mir gewichen. Der Christengott hat sich als stärker erwiesen als Oggallu. Vielleicht werde ich Katholik. Auf vier Horrortage folgen elf Tage des Glücks. Einfach ist der Weg in ein neues Leben nicht. Zuerst entdeckt Josefa ihre Eifersucht. Sie fühlt sich durch meine Neigung zu ihrer Schwester betrogen. Gegen ihre Schwester wagt sie nichts zu sagen, dann hätte sie die Familie gegen sich. Aber ich muss in den nächsten Tagen ihre Bosheiten ertragen. Sie will für mich und sich den Unterschied zwischen Freundschaft und Liebschaft nicht dulden. Sie klammert ihre Hoffnungen auf beides, obwohl das eine, die Liebe, ihr nicht mehr zusteht. Sie vermengt beides und kocht ein gefährliches Gebräu zusammen. Sie reagiert mit Geschimpfe und Geheule gegen mich. Sie träufelt in die Seele ihrer Schwester das Gift, ich wäre Diana verfallen. Sie flüstert ihr Einzelheiten über mich und meiner alten Freundin zu, die nur eine gute Freundin von ihrer Freundin über einen Mann wissen kann. Ein verflucht destruktives Weib! Im Nachhinein kann ich die sich öffnende Distanz zwischen Ofelia und mir an den vielen Fotos rekonstruieren, die ich gemacht habe. In den ersten Fotos umfassen wir uns innig küssend, in den späten Fotos ergeht sie sich in theatralischen Gesten mir gegenüber, die ironisch wirken sollen. Und sie übernimmt die Floskeln, die sie von ihrer älteren Schwester gelernt hat und die ich ebenso floskelhaft beantworte. Sie hat zwei Kinder, die Waisen sind. Ein hochaufgeschossener 14jähriger, ein hübscher, etwas traurig blickender Jüngling, der unter seiner Länge etwas leidet. Ihm verbleiben noch zwei Jahre, dann wird Yefri erschossen. Aber so weit sind wir noch nicht in unserer Erzählung. Die 11-jährige Tochter hängt ständig am Rockzipfel der Mama, wenn es ein solches Kleidungsstück in Lateinamerika gäbe.

Unsere ritualisierten Floskeln, die wir miteinander austauschen, hätten einem Mann mit Erfahrung sagen müssen, mit dieser Frau geht nichts. Mi amigo! sagt sie. Somos amigos! Und ich antworte: Mi amor grande! Somos amantes! Uns trennen Welten. Auf eine Kurzformel gebracht: Sie will mein Geld wie Diana, aber nicht mit mir ins Bett.

Hinzu kommt ihre Liebe zu ihrem toten Mann, wie ich langsam begreife in den vielen Gespräch mit ihr, während wir auf den langen Busfahrten nebeneinander sitzen, ein von mir heftig gegen ihre Tochter verteidigter Platz, wo ich meinen Arm um sie legen kann und ihr einen Kuss auf die Wange hauchen darf.

Dein Mann wurde vor zwei Jahren in seinem Taxi erschossen, sage ich ihr.

Er lebt in meinen Kindern weiter, antwortet sie.

Aber er ist tot, antworte ich. Ich fasse ihre Hand. Fühlst du die Wärme in mir? Frage ich sie. Die Hand deines Mannes ist kalt, eiskalt. Sie reagiert nicht. Vielleicht fühlt sich meine Hand kälter an als die eines Toten.

Josefa hat als Abschluss meines Aufenthalts einen Abstecher an die Pazifikküste eingeplant. Wir fahren von Medellin nach Sonso, ihre Heimat, zurück und müssen zwei Tage warten, bis der Pass über die vorderen Kordilleren zur Küste von den Erdrutschen befreit ist, die ein heftiges Unwetter ausgelöst hat. Ofelia und ihre Tochter begleiten uns. Es gibt ein mächtiges Hallodri in ihrer Familie, als der Deutsche mit einer neuen Freundin zurückkehrt. Vor allem Josefas Sohn erscheint über den Gang des Lebens erleichtert zu sein. Seine Mutter, die Gattin seines deutschen Adoptivvaters, macht sich nicht mehr an den Deutschen heran. In Buenaventura setzen wir uns in eine hölzerne Lancha, einem von mächtigen Motoren angetriebenen Einbaum und fahren in die offene See hinaus. Nach einer Stunde heftiger Reiterei des schmalen Bootes gegen die Ozeanwellen des Pazifiks landen wir in einem primitiven Fischerdorf, das mühselig ein bisschen Tourismus von Cali anziehen möchte. In einem Hotel am Rande der Siedlung, dort wie der Dschungel beginnt, kommen wir unter. Marinesoldaten bewachen das weitläufige Gelände. Schnell begreife ich die Lage: Der flache, dichte Küstendschungel hinter dem Hotel ist Feindesland, wo die Guerilla regiert. Schlimmer noch. Mir wird bedeutet, dass die Hälfte des Hotelpersonals der Farc angehöre. Bei der Verteilung der beiden Zimmer gibt es eine heftige Auseinandersetzung zwischen mir und Ofelia. Sie will nicht in mein Zimmer einziehen, ein Affront gegen mich. Wirkt der Arm von Diana bis hier her?

Wir kennen uns erst seit einer Woche, sagt sie. Wie kann das Liebe sein?

La primera vista, antworte ich. Liebe auf den ersten Blick. Entweder die Liebe ist da, sofort, kompromisslos, oder wir lassen es. Ich bin alt, ich habe keine Zeit, bis du dich entschieden hast.

Abschätzend blicke ich auf ihre linke Gesichtshälfte, die von dem Glas der Frontscheibe ihres Taximannes verwachsene Schnittflächen aufweist. Ich streiche ihr über das Augenlid.

Glück gehabt, sage ich zu ihr. Ein Zentimeter tiefer der Cut und dein Auge wäre verloren. Meine subtile Kritik an ihr Aussehen soll ihr verdeutlichen, dass auch ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen.

Es hilft mir nichts. Gegen die vereinte Frauenpower von Josefa, ihrer Tochter und sie komme ich nicht an. Ich muss allein mit meinem Zimmer vorlieb nehmen. Ich bin, und dies tut weh, während wir einer schwarzen Mädchenfußballmannschaft zuschauen, die mit großer Begeisterung auf einem Platz vor der Schule bolzt, in meine alten Reflexe zurück gefallen. Negative Sticheleien verletzen. Sie schaffen nicht das Vertrauen, auf das es ankommt. Wann werde ich die Lektion des Lebens lernen? Ich drücke sie fest an mich. Sie lässt es widerstrebend sich gefallen. Unsere Clique wandert den langen Strand entlang, ein Einbeiniger mit Krücken begleitet uns. Die Krücken graben sich tief in den feuchten Strand ein. Der Propeller einer Lancha hat sein linkes Bein vor zwei Jahren abgetrennt. Unter einem riesigen Baum machen wir Rast und ziehen uns zum Baden um. An dieser Stelle ist das Wasser sauber, der Strand nicht vom Müll verunziert. Es ist mein Moment. Unter lauter Frauen der Hahn im Korb, mit einem abgehungerten weißen Körper, den ich der steilen Sonne entgegenstrecke.

Makellos für dein Alter, sagt Josefa.

Sage es ihr, und weise auf Ofelia. Damit sie es verstehe. Und warum meinst du, füge ich hinzu, liebt mich Diana?

Ich gehe wieder ins Wasser und schwimme weiter hinaus als bisher. Hinter einem Felsen können die Frauen am Strand mich nicht mehr sehen. Zwei Fischerboote kommen von See her. Zuerst beachte ich sie nicht, bis sie direkt auf mich zukommen. Sie klemmen mich zwischen ihre Bordwände ein und zwei Männer ziehen mich an

Bord. Ich protestiere nicht, denn sofort habe ich erkannt, worum es geht: Ich bin in den Händen der Farc, der linken Revolutionsbewegung. Widerstand wäre tödlich. Die Boote nehmen Geschwindigkeit auf und fahren dicht entlang der Küste. Die Männer, hinter Kopftüchern verummmt, sind stumm. Sie binden mir die Augen zu. Wir können nicht weit gefahren sein, als die Motoren leiser werden. Das Boot läuft auf Sand, wie ich am Knirschen des Holzkiels wahrnehme. Ich werde herausgehoben und muss zwischen zwei Männern einen Pfad durch den Dschungel gehen, dessen Gestrüpp und Blätter mich streifen. Als mir die Binde abgenommen wird, muss ich mich setzen. Ich erkenne ein Camp aus ein paar primitiven Holzhütten, gegen die Sicht von oben mit großen Bananenstauden und Palmen geschützt, ein paar Männer laufen herum, ohne mich zu beachten. Das wird also meine zukünftige Heimat werden, kommt mir in den Sinn. Unendliche Märsche durch den Dschungel, zerstoichen von Mücken, zerfressen von Ameisen. Ein Mann erscheint, das Gesicht mit einem Tuch verdeckt, so dass nur seine Augen zu sehen sind und reicht mir ein paar Klamotten.

Dir werden sie passen, sagt er.

Es beginnt eine Unterhaltung, die als ungezwungen bezeichnet werden müsste, wenn die äußeren Umstände entsprechend wären. Woher ich käme, wie ich heiße, was ich hier wolle. Ich versuche, mich unscheinbar darzustellen. Ich weiß, sie sind an Lösegeld interessiert. Je wichtiger ich bin, desto höher die Lösegeldforderung, desto schwieriger wird es sein, frei gekauft zu werden. Andererseits werden sie über mich gut informiert sein, weil sie im Hotel ihre Spione haben. Lügen könnte sie erzürnen. Mich beherrscht nur ein Gedanke: Wie könnte ich meine Haut retten? Ich beginne, von meinen linken Überzeugungen zu sprechen. Von meiner Arbeit auf Kuba. Ich würdige ihren Freiheitskampf, bringe aber auch die Kritik von Kuba vor, die ich erst vor kurzem im Internet gelesen habe. Kuba empfiehlt der Farc, den bewaffneten Kampf einzustellen. Der Mann steht auf und verschwindet hinter einer Hütte, um in sein Handy zu sprechen. Wenig später kommt er mit einem anderen Mann wieder zu mir. Dieser scheint der Kommandant zu sein, er trägt eine olivgrüne Uniform, im Schnittmuster offensichtlich dem kolumbianischen Heer abgeschaut.

Was Kuba denn so an der Farc kritisiere? fragt mich der Kommandant.

Ich habe es nicht mehr so im Kopf, antworte ich. Woran ich mich erinnern kann: Von Anfang an, schon bei ihrer Gründung, sei die Farc falsch aufgestellt worden. Das Nacheifern einer regulären Truppe habe den Aufbau einer aufwendigen Infrastruktur erfordert, verwundbar durch den von den USA gesponserten Feind. Das räche sich jetzt, dass die Farc nicht den Weg der Kubaner in der Sierra Maestra gegangen sei: Möglichst autark operieren, sich den Nachschub vom Gegner holen.

Wen ich so in Kuba so kennen würde, fragt er weiter. Ich erzähle von meinem archäologischen Projekt. Der Kommandant steht auf und entfernt sich. Einige Stunden vergehen. Es wird dunkel. Die Frauen dürften am Strand mich vermissen und das Hotel alarmiert haben. Vielleicht meint man, ich sei ertrunken. Ich werde aufgefordert, mich hinzulegen. Meine Füße werden gefesselt. Dann erscheint der Kommandant wieder.

Wir müssen uns bei Ihnen entschuldigen, sagt er. Er tituliert mich mit companero, Genosse. Es war eine Verwechslung. Sie kommen frei, wenn Sie uns versprechen, wahrheitsgemäß über uns zu berichten. Wir sind keine Unmenschen, wie man uns im Westen bezeichnet. Prestas un juramento socialista.

Ich leiste den Eid als Sozialist, erwidere ich.

Gut, sagt er. Sie werden wieder am Strand ausgesetzt. Sie gehen in der Dunkelheit nach rechts an dem Felsen vorbei. Der Direktion im Hotel erklären Sie, sie hätten sich verlaufen. Wir können das nachprüfen, ob Sie sich an unsere Anweisungen halten.

Was soll ich dazu sagen? Ich bin ein Grenzgänger. Wo Mauern waren, schritt ich durch sie wie ein träumerischer Orpheus auf dem Weg zur Unterwelt. Von Jordanien nach Israel in der Jerusalemer Altstadt, die Berliner Mauer, von Guatemala nach Mexico, von Cali nach Medellin, vom Rothenbaum nach St. Pauli, als dessen Fußballverein noch nicht in der Bundesliga war. Nur die Mauern um Kuba kann ich nicht mehr überwinden. Dieses Jahr ist das Verrückteste meines Lebens. Zuerst, zu Beginn des Jahres taucht diese Kubanerin auf, die sich Diana nennt. Dann meine Apotheose nach dem schrecklichen Unfall auf der Autobahn und nun dies. Mir werden wieder die Augen verbunden und die Badehose angezogen. Es ist wie in einem Film, der rückwärts läuft. Alles wiederholt sich wie vor ein paar Stunden. Als ich den Hoteleingang betrete, kommt mir Josefa entgegen.

Wo warst du? Wir haben dich schon vermisst.

Ich habe mich verlaufen, antworte ich.

Die Genossen werde ich nicht verraten, habe ich geschworen. Aber kann ich es hier, an dieser Stelle auch aufschreiben? Keiner wird mir die aberwitzige Story glauben. Also dokumentiere ich sie an dieser Stelle. Es lebe die Farc, die Fuerza Armada Revolucionaria Columbiana! Als wäre nichts geschehen, lasse ich mir den Schutz einer Kompanie Marinesoldaten gefallen, die mir lächelnd zunicken und von dem Intermezzo nichts bemerkt haben. Ich komme ins Gespräch mit einem Unterleutnant. Er ist von glühendem Patriotismus für sein Land durchdrungen.

Sie zu beschützen, ist für uns ein Ehrendienst, sagt er.

Im Gespräch mit ihm begreife ich seine Emotionen. Es war der Aufmarsch von Venezuela und Ecuador gegen Kolumbiens Grenzen vor einigen Monaten, was die nationalen Leidenschaften gegen die linken Regierungen hoch kochen ließen, Regierung und Opposition waren in diesem Fall einer Meinung. In der letzten Nacht sind wir Gäste einer Organisation für die Fischerei in den pazifischen Gewässern, die in dem Hotel ihre Tagung abhalten. Zurückhaltende Menschen, wie zumeist in Kolumbien. Auch wenn ich der einzige Ausländer bin, nie stoße ich auf eine aufgeregte Aufmerksamkeit. Keine Kinder laufen hinter mir her, keine Erwachsene widmen mir und meinen Freunden einen Blick. Wir haben an der Piscina Platz genommen, im Blick Josefa Fernandez, die Tochter von Ofelia, die sich mit neuen Freundinnen im Swimmingpool vergnügt. Dann geschieht die familiäre Katastrophe. Zuerst mache ich noch ein Foto ohne Aufgeregtheiten, als die Welt noch in Ordnung erscheint. Zuerst ein Anruf auf das Handy, das ich Josefa geschenkt habe. Sie weint still vor sich hin. Ihre Schwester, 32 Jahre alt, ist soeben im Krankenhaus von Medellin an Brustkrebs gestorben. Vor fünf Tagen haben wir sie im Krankenhaus besucht. Von der Veranda nach außen bot sich ein phantastischer Blick auf die Stadt, im Inneren ächzte, stöhnte und schnappte eine Todkranke nach Luft, an vielen Schläuchen angehängt. Während unserer Tröstungsversuche ein zweiter Anruf, diesmal auf das Handy von Ofelia. Auch ihre Augen füllen sich mit Tränen. Es ist die zweite Katastrophe, die am gleichen Tag, über die Familie fällt. Ihr Bruder, und der Bruder von vielen Schwestern ist in seinem Stadtviertel – es ist nicht das meine – erschossen worden, in einem der unendlichen Fehden um Territorien und Einflussbereiche. An einem Tag, an einem Dienstag zu Beginn des Dezembers, hat die zehnköpfige Familie eine Tochter und einen Sohn unabhängig voneinander verloren. Mir kommt der Schicksalsschlag gar nicht so ungelegen. Mit einem Schlag hat der doppelte Tod, der sich über diese Familie gelegt hat, einige meiner privaten Probleme gelöst. Die Trauernden reisen sofort nach Medellin ab, um an der Trauerfeier teilzunehmen. Ich bekomme einen unsentimentalen Kuss beim Abschied von Ofelia, jede fundamentale Aussprache zwischen uns hat sich erledigt; Josefa ist nicht länger eifersüchtig auf mich, wir nehmen um sieben Uhr morgens das erste Boot nach Buenaventura, ohne die übliche Fresserei am Hotelbüffet, die mir auf die Nerven gegangen ist. Ich kehre nach Cali zurück und fliege am nächsten Tag nach Deutschland über Bogota. Der Tod erledigt einiges geschäftsmäßig, so wie ich es liebe. Im Münchener Flughafen eröffne ich zum ersten Mal mein Handy und klicke Dianas Nummer an. Sie ist – nach 14 Tagen Schweigen - sofort am Apparat.

Bist du noch in Kuba? frage ich sie. Sicher hat sie wie immer in ihrer alten Ehe ihre Anwesenheit in Kuba verlängert, im Bett ihres Geliebten.

Nein, erwidert sie. Ich bin in meiner Wohnung in Holzkirchen seit ein paar Stunden. Wo denn sonst? Kommst du, mein Geliebter? Ich liebe dich.

Nein, erwidere ich. Ich muss nach Nürnberg. Es hat sich dort einiges angehäuft.

Es ist die Wahrheit und doch nicht. Ich bin in Ofelia frisch verliebt. Wenn auch vorerst mehr platonisch, bleibt die heiße Phase einer Liebelei ein schlechter Ratgeber für einen Sex mit einer anderen. Die Erfahrungen mit Giesela,, haben mich gelehrt, dass ich nicht zugleich zwei Frauen in meinem Herzen haben kann. Giesela war die Leidtragende. Sie beklagte die Distanz, die ich zu ihr habe. Sie verglich ihre Gefühle mit der kalten Realität ihres Geliebten. Daran scheiterten wir. Ich warte ab, was sich an Gefühlen in mir endgültig entwickelt. Wandelt sich die Liebelei mit der Zeit in eine ernste um, wie Ofelia fordert, oder kühlt das Hitzige in mir schnell ab, bevor sich eine dauerhafte Glut gebildet hat? Solche fundamentalen Schicksalsfragen entziehen sich einem logischen Handeln, auf das ich als Intellektueller Wert gelegt habe.

Die Lehrbücher der Aufklärung und des Marxismus, von Hobbes, Descartes über Kant und Marx gehen in Feuer auf, wenn Frauen zündeln. Nur langsam öffnet sich der undogmatische Teil der Linken dem Thema Liebe. Noch dominiert der Diskurs über das Tragische in der Geschichte. Noch beherrschen Adorno und Horkheimer mit dem „Opfer“ von Auschwitz die linken Köpfe mit ihren dramatischen Thesen, in der Verneinung und dem Versagen des deutschen Proletariats zu ihrem geschichtlichen Auftrag läge die interne Logik zum bisher Undenkbaren. Es gibt in der Geschichte das Wirken einer negativen Dialektik ohne positive Aufhebung. Aber langsam erhält das Thema Liebe das ideologische Gewicht, das sie als geschichtsmächtige Kraft verdient, vorerst noch schamhaft verpackt unter Kultur, Poetik, ästhetisches Experiment. Noch wollen die scheuen und prüden Marxisten sich nicht mit der Feuchte – Humus – des humanen Intimbereiches besudeln. Adorno: Kafka und Bekett ja, aber Nabokov? Ihnen bleibt kein Ausweg. Die Unerbittlichkeit des dialektischen Denkens treibt die Zögernden voran. Während die Kluft zwischen Fiktion und Realität, zwischen dem Symbol und der Welt, zwischen dem Menschen und seiner Geschichte, zwischen dem Signum und der Materie aufgearbeitet wird, macht man sich endlich – wenn auch zögerlich – an den Riss zwischen der menschlichen Identität und den Worten heran wie triviale Liebe, frivoler Sex, überhöhte Sehnsucht, Verzweiflung, Kummer, Verrat und Scham.

Was mich zögern lässt, dem Sexwerben von Diana nachzukommen, ist ein wachsender Zweifel an die Treue von Diana in Cuba. Mein unmittelbarer Eindruck, dass sie drei Telefone willentlich blockierte, erhält Nahrung durch ein E-Mail, dass Josua, der legale Ehemann von Yamara, mir auf ihr Geheiß aus Spanien zuschickt. Das Fahrrad, das mir viel Nervenkraft bei seiner Verschickung über den Flughafen gekostet hat, landete nicht bei ihrem Bruder sondern bei ihrem Chulo, der großen Liebe ihres Lebens. 3000 Euro übergab sie ihm, damit er seine Schulden bezahlen konnte. Und sie will sofort wieder nach Cuba zurückkehren. Kein Geld mehr an diese Frau! lautet die Botschaft von Yamara. Dafür soll ich die versprochenen Moneten von 800 Euro Josua übersenden, die dieser für den Kauf eines mobilen Computers ausgegeben hat. Letzteres senkt Zweifel in meine Brust, wenn eine eindeutige Botschaft mit einer Geldforderung verbunden ist.

Um die Sache aufzuklären, entscheide ich mich, Diana zu besuchen.

Auf der Autobahn starre ich konzentriert auf die Fahrbahn und vermeide Geschwindigkeiten über 130 Kilometer. Ich schalte die kolumbianische Musik aus, um mich durch nichts ablenken zu lassen. Manchmal, so habe ich inzwischen bemerkt, schweifen meine Gedanken während der berüchtigten Strecke Nürnberg – München in die Wolken ab. Ein seltsames Gefühl eines auf eine Sekunde gebrachten Punktes eines Schwebens überkommt mich, obwohl in dieser Sekunde der Wagen viele Meter sich weiterbewegt. Kurzum: Mir sind Zweifel über die Ursachen meines Unfalls im Frühjahr gekommen. Ich führte das Ausbrechen des Autos von der Bahn bei 180 kmh auf eine momentane Unaufmerksamkeit zurück, obwohl der Unfallarzt bei meiner Einlieferung einen eindeutigen epileptischen Anfall diagnostiziert hatte. Lange Zeit habe ich dies verdrängt, auch unter dem Eindruck, dass vom Nervenarzt keine neurologische Störungen festzustellen wurden. Irgendwann fiel mir ein, dass ich während meiner Kindheit unter mentalen Krämpfen litt, denen meine Eltern keine Aufmerksamkeit widmeten. Kann ich es in Zukunft noch verantworten, die kostbare Fracht von Diana und Johann von einem kranken Chauffeur transportieren zu lassen? Oder noch schrecklicher: Führt mich mein Unterbewusstsein zu dem Wunsch, dass ein gemeinsames Ende uns von unser aller Elend befreien könnte? Zwei Stunden später bin ich vor ihrem Haus angekommen. Das übliche Ritual beginnt. Ich melde mich über Handy bei ihr an, sie antwortet, sie habe mich schon vom Fenster aus bemerkt. Ich drücke auf die Sieben am Eingang und dann auf eine Null, so will es der Operator. Als ich durch die halb geöffnete Tür schreite – wie lange steht mir dieser Weg noch offen? – erschrickt mich der Kleine, der sich hinter der Tür versteckt hat. Ich tue so, als erschrecke er einen Ahnungslosen, was ihn freut. Die Mutter hantiert in der Küche. Sie kocht eine Suppe aus einem Trockenmaterial. Wir trinken das Zeug. Ich erzähle ihr von meinen Informationen über ihren Aufenthalt in Kuba, ohne eine Quelle zu nennen. 3000 Euro meines Geldes an ihren Chulo. Und das Fahrrad, das für ihren Bruder vorgesehen war. Als Informantin wird sie ihre Rivalin dahinter vermuten. Sie tritt mit einem schrillen Schrei auf mich zu, ich erhebe mich, um ihr auf gleiche Höhe in ihre dunklen, in solchen Momenten stumpfen Augen zu schauen. Sie schlägt mit ihren Fäusten auf mich ein. Ich beschränke mich auf die Abwehr der härtesten Schläge mit meinen Armen, es ist wie ein Fechtkampf, dabei verletze ich mich leicht auf der linken Handfläche. Sie verschwindet in die Küche und kommt mit einen ihrer vier langen Küchenmesser zurück. Es scheint Ernst zu werden. Während sie mit dem Messer vor mir herum fuchelt, sage ich, hastig und zugleich präzise, weil es in solchen Momenten auf jede Sekunde ankommt, bevor Nichtwiedergutzumachendes geschieht:

Wenn du mich erstichst, kommst du ins Gefängnis. Und was geschieht dann mit deinen Kindern?

Sie setzt sich auf einen Stuhl, ergreift eine Avocado, die sie aus Kuba mitgebracht hat und schält sie mit dem Messer, das sie zuvor mir in meinen Unterleib stecken wollte. Ich atme tief durch und setze mich auf das Sofa. Das Schlimmste ist überstanden. Danach, das weiß ich aus Erfahrung, wird es keine Probleme mehr geben,

zumindest für diesen Tag. Es ist alles Wesentliche gesagt worden. Der Bedarf an weiteren Dramen ist vorerst erschöpft. Zumindest für die nächste Zeit. Sie erklärt mir ihre Gespräche mit Kuba. Diesmal glaube ich ihr. Mit der Zeit von einem Jahr habe ich gelernt, Lügen von der Wahrheit bei ihr zu unterscheiden.

Eine schöne Scheiße hast du gebaut, in deiner Zeit in Kuba. Ich weiß alles. Mit deinen vielen Frauen und so.

Dass sie sich auf die Seite ihrer Regierung stellt, überzeugt mich. Sie muss noch einmal nach Kuba, fährt sie fort. Dies ist keine Neuigkeit für mich. Ich weiß es schon längst von ihrer Todfeindin Yamara, und dieser Satz ist ein Beleg dafür, was Yamara mir über das Fahrrad und die 3000 Euro erzählt hat. Es stimmt, dass sie die Werte an ihren Geliebten in Kuba weitergegeben hat. Aber warum soll ich wie früher deshalb eifersüchtig sein? Das, was sie ihrem Chulo jetzt aus ihrem Spartopf gibt, wird ihr für ihren Überlebenskampf in Deutschland fehlen, wenn sie allein auf sich gestellt sein wird, ohne meine Hilfe.

Ich brauche weitere 3300 Euro, sagt sie.

Warum? 1700 und 3300 machen die fünftausend Euros, die du für die Rückkehr nach Kuba zahlen musst.

Warum 5000? frage ich erneut.

Natürlich vermute ich einen neuen Trick, den sich ihr Zuhälter ausgedacht hat, dieser armselige Mensch, der schon mit einem Fahrrad zufrieden sein muss. Doch dann sage ich mir: Als Repräsentant der Ersten Welt habe ich nicht das Recht, über einen Sozialfall aus der Dritten Welt zu rechten. Ich muss nur aufpassen, dass meine Liebe zu ihr nicht ins Mitleid abdriftet, den Tod jeder Liebe.

Nie darf ich das Wesentliche in unserer Beziehung vergessen. Ihre Vorfahren waren Sklaven, neben Ausschwitz das zweite Udenkbare in der Menschheitsgeschichte. Zwar war Deutschland wie Italien nicht am Sklavenhandel unmittelbar beteiligt, die Gnade der Spätgeburt. Kuba war eines der letzten Staaten in der Welt in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts, dass unter den Spaniern die Sklaverei abschafften, zu einem Zeitpunkt, als das Deutsche Reich gerade gegründet worden war. Die heutigen Amerikaner, Franzosen, Briten, Holländer, Spanier, Belgier, Portugiesen müssten sich schämen, was im Namen ihrer Staaten geschehen ist. Sie müssten sich schämen, weil sie heute noch persönlich Nutznießer der Infrastruktur ihrer Länder sind, die mit dem Blut der Sklaven errichtet worden sind. Die idyllischen Grachten von Amsterdam, die siegreichen Flotten von Nelson, das Kapitol von Washington, die Palais von Paris, Madrid, Lissabon und Brüssel. Die Sklaven sind wie ihre Herren schon lange tot. Eine praktische Wiedergutmachung kann nur an ihren Nachkommen geschehen. Indirekt hat auch Deutschland davon profitiert. Ein Teil der Goldfrancs, das Frankreich an Deutschland als Kriegstribut zahlte, wurde von Sklaven und ihren unmittelbaren Nachkommen erarbeitet. Das ist nur ein Beispiel. Dafür habe ich gerade zu stehen. Die westliche Welt als Ganzes steht an den Pranger. Und ich zahle mein Scherflein, nicht ganz ohne Selbstzweck, weil ich eine Gegenleistung erhalte. Die Schwarzen Kubas haben allerdings eines dem Weißen Mitteleuropäers voraus. Sie haben - im 5. oder 6. Glied ihrer Vorfahren lebend - eine ungefähre Vorstellung, woher sie kommen und was ihren Vorfahren passiert ist. Vor allem die Schwarzen in dem Nest Sagua la Grande. Noch heute zeugen die bleichen Fassaden ausgeweideter Villen vom Reichtum der alten Zuckerbarone, der patrocinos, der Azucarreros und duenos.

Mein Vater hat im Nazisystem seine Ahnenforschung eingestellt,

als er schon im 3. Glied auf eine unarische, kaschubische Urgroßmutter stieß, wovon heute noch die Kartoffelnase des Urenkels Zeugnis ablegt. Nach wenigen Tagen wiederholen wir unser schon eingeübtes Procedere. Vorbereitung der zweiten Reise nach Kuba für sie und ihr Kind, um bei den Behörden weiter nach zu bohren.. Es soll eine Wiederholung der ersten Reise werden. Aber dann läuft doch wieder einiges anders. Während ich eine Schachtel Marlboro Medium für vier Euro auf ihr Geheiß hin von der Tankstelle bringe, hat sie eine E-Mail aus meinen Unterlagen aus meinem Rucksack hervor gezogen. Sie stammt von Josua, der mir schriftlich alle telefonischen Berichte von Yamara bestätigt. Es geht um Dianas „Esposo latinoamericano“, dem lateinamerikanischen „Ehemann“ – ich nenne ihn Chulo, Coach oder neuerdings Trainer - eine Art „permanenter Freund“, aber faktisch gleichgestellt mit dem Ehemann. Er ist von den Behörden mit der Ehre ausgezeichnet, dass er mit seiner deutschen Freundin in seinem Haus schlafen darf, auch wenn ein papierener Ehevertrag fehlt. Weil keiner von uns beiden mehr die Lust hat, den Krach vom letzten Mal über die gleiche Materie auszubreiten, gehen wir schnell zur Tagesordnung über. Sie will ihre Zuneigung zu mir auf diese Weise dokumentieren, jenseits aller Worte. Ist doch meine Liebe zu ihr gleich zweifach bedroht: Erstens durch das Wissen um ihr Treiben mit ihrer großen Liebe, die in Kuba auf sie wartet, und zweitens durch ihre Kenntnisse um eine Rivalin in Kolumbien, wenn auch ohne Details. Promiskuität, was ist das? Sie bringt es fertig, sexuelle Kontakte mit mir zu haben im Wissen, dass sie in 24 Stunden nach ihrer Ankunft in Kuba im Bett ihrer großen

Liebe landen wird, der sie mit meinem Geld wenig später mit anderen Frauen, weißer und hübscher als sie, betrügen wird. Noch bemerkenswerter ist, dass sie davon ausgehen muss, dass ich dies alles weiß und es dennoch hinnehme. Das Wort Betrügen passt deshalb nicht. Ich weiß von ihrem Liebhaber. Sie weiß von seiner Favoritin. Sie nimmt ihre Rivalin in Kauf. Was für eine große Liebe, die sie seit mehr als zehn Jahren gegenüber diesem Mann hat. Ich habe es bisher nur für ein Jahr mit ihr geschafft und bin stolz darauf. Hoffentlich begegne ich dem großen Lover in nächster Zeit, falls sie mich durch das Festungstor in Varadero durchschleusen kann. Ich würde mich freuen, unsere Erfahrungen mit den Frauen auszutauschen, von Mann zu Mann.

Drei Stunden Schlaf bleiben uns,

um vier Uhr morgens müssen wir hoch, diesmal ist der Winter in Holzkirchen eingebrochen, der Wagen in einem gefrorenen Schneepanzer eingehüllt. Wegen der kurzen Buchungszeiten konnte ich ihr keinen Direktflug über meine Nürnberger Touristikorganisation besorgen. Ihr Flug geht über Paris nach Havanna. Eingedenk meiner möglichen epileptischen Anfälle im Stress und der Gefährdungen für eine kostbare Last, die auf dem Beifahrersitz in die Dunkelheit vor uns starrt, schleiche ich über die glatte Bundesstraße zur Autobahn. Wir sind vorzeitig im Flughafen. Die Zeit brauchen wir. Wenn eine Kubanerin in ihre Heimat fliegt, schleppt sie wieder einen Haufen Klamotten mit sich. Diesmal hat sie sich etwas beschieden. Der riesige Koffer wiegt knapp 43 Kilogramm, nicht zu vergleichen mit dem Übergewicht vor drei Wochen. Aber der Koffer passt nicht durch die Waage. Auch die Bulkstelle für Übergewicht lässt den Koffer nicht durch. Sein Inhalt muss auf zwei Koffer halbiert werden, sagt die Air France. Ein Glück für Diana ist, dass die abfertigende Französin ebenfalls eine Schwarze ist. Die Hautfarbe solidarisiert. Ich hole aus meinem Auto meinen Koffer, in dem ich meine Sachen für meinen Skiurlaub in die Steiermark verstaut habe. Seinen Inhalt schüttele ich im Kofferraum des Wagens aus. Diese Lösung akzeptiert die Fluggesellschaft. Wir haben noch etwas Zeit. Wieder und wieder wiederholt sie, wie sehr sie mich liebe. Wir machen den nächsten Dienstag aus, 15 Uhr Dreißig kubanische Zeit, Telefon der Tia, ihrer angeblichen Tante, das Telefon ihres Chulos. Das Debakel von Kolumbien mit der gescheiterten Kommunikation soll sich nicht wiederholen, ist ihre sichtliche Absicht. Sie hat ihre Pläne mit Kuba. Sie will im Bett ihrer großen Liebe genießen, aber zugleich sich den Weg nach Deutschland zurück offen halten. Über mein Geld. Ein Balanceakt, aber für ihre große Liebe nimmt sie alles in Kauf. Denn ihre Liebe in Kuba ist befristet, während ihre Bindung an Deutschland dauerhaft ist. Und ich? Mir bleibt keine andere Rolle übrig, als ihr Spiel mit zu machen. Was gewänne ich, würde ich gegen eine Verbindung anrennen, die seit zehn Jahren und mehr besteht? Im Augenblick ihres Genusses im Bett ihres Zuhälters würde ich immer verlieren. Würde ich meine Eifersucht auf die Spitze treiben, besäße sie die Leidenschaft, sich gegen mein Geld und sich für ihn entscheiden. Das wäre die größte Niederlage meines Lebens. Stattdessen setze ich auf ihren letzten Versuch, mir den Weg zurück nach Kuba zu ebnen. Kuba, meine große Liebe. Größer als zu seinen Frauen. Enttäuscht sie mich aber auch in diesem Punkt, ist es aus.

Aus! Aus! schreie ich es hinaus, aus meinem Wagen, als ich vom Flughafen nach Österreich fahre. Das Handy habe ich vergessen, als es sich auf den Nebensitz regt. Ich halte bei der nächsten Parkbucht an und lese die SMS-Nachricht:

Flughafen Charles de Gaulle 14 Uhr 05, beim Umsteigen in den Flug nach Habana: Hola mi amor, te amo!!! Besos, Diana.

Zwei Ausrufezeichen zu viel. Dieser Ausbruch von ungewohnter Leidenschaft macht mich misstrauisch. Sie will eine Kulisse aufbauen, hinter der sie ihre Bettgeschichten mit ihrem Zuhälter verbergen will. Dabei muss sie doch wissen, dass ich einige zuverlässige Späher in ihrem Nest kenne, die hinter die Kulissen schauen werden. Aber das ist kein Thema für sie. Wer für den Augenblick lebt, kennt keine Zukunft. Oder wie Lilly Marleen in dem Film von Fassbänder zu ihrem Liebhaber auf dessen Frage: Liebst du mich noch? bemerkt:

Ja, für immer. Man kann es sich nicht aussuchen, wenn man überleben will.

Während Dianas zweiten Aufenthalts in Kuba versuche ich meinen übrigen Frauenzoo nostalgisch zu betreuen. Eine unmögliche Herausforderung. Ofelia, die Kolumbianerin, in die ich mich frisch verliebt habe, was die Tragödie um Diana in Grenzen hielt, ist in Medellin unerreichbar für mich geworden. Wann immer ich sie anrufe, erhalte ich die Antwort von ihrer Mutter oder Bruder oder von sonst wen: Sie ist in der Arbeit. Meine Emotionen laufen ins Leere. Die Frau muss ab 7 Uhr morgens bis 10 Uhr nachts arbeiten, auch an ihrem dreiunddreißigsten Geburtstag. Als ich mich endlich zu dem Urteil durchdringe, dass sie auch nächstens bei einem Freund übernachtet, womöglich bei diesem Gustavo, der ihr fünfzig Tausend Pesos schuldet, erwische ich sie doch nach drei Tagen. Um drei Uhr nachts, neun Uhr abends kolumbianische Zeit. Ja, sie ist in einer *trabajo duro*, in einer harten Arbeit. Bei ihrer sexy Stimme verfliegen alle meine Ärgernisse. Ich verspreche ihr,

so schnell wie möglich, vielleicht sogar kurz nach Weihnachten zu ihr zu fliegen. Vorausgesetzt – was ich ihr verschweige – dieser Termin lässt sich in die übrigen Verpflichtungen einordnen. Und dann meine alte Freundin Yamara, die Todfeindin von Diana. Urplötzlich wird sie eine ehrliche Zeugin der Umtriebe von Diana. Sie hat noch nicht die Bedeutung wie im letzten Jahr, als alle meine vergeblichen Projektionen von menschlicher Nähe auf meine Novia Yamara, meine Verlobte, ausgerichtet waren. Es ist der ewige Mechanismus, der in mir arbeitet und den ich in den seltenen Momenten der Selbstkritik hasse: Statt meine, durch die Informationen aus Sagua von Eifersucht verwüstete Innenwelt, in der korrekten Form einer Trauerarbeit über eine verlorene Liebe aufzuarbeiten, greife ich wie zu einem Strohalm zu einer anderen Frau, welche in ihrer lügenhaften Tücke, geboren aus dem Elend eines Dritten-Welt-Landes, durchaus vergleichbar mit Diana ist, wenn nicht noch schlimmer. Es gibt nur einen winzigen Unterschied zwischen den beiden. Yamara liebt mich, bedingungslos, weil mit weniger Verstand ausgestattet als Diana. Mir kann es gleich sein. Als ich zu der Überzeugung gekommen bin, einem erneuten Verrat durch Diana zum Opfer gefallen zu sein – ich will mich nicht beschweren, eingedenk der Tatsache, dass ich die Konstellation selber gewählt habe – wird Yamara zur Botin meiner Verzweiflung. Ein großer Schub von Depressionen bewegt mich dabei. Ich schicke sie in das Luderhaus von dem Zuhälter, um den beiden in ihrem Bett mitzuteilen, dass ich leider mit ihr Schluss machen muss. Ich brauche nur eine Stunde zu warten, dann habe ich per SMS per Datum 16. 12. 21.01 ihre Reaktion, die es wert ist, auf meinen Computer als Beweisstück Nummer 32/2 in meinem Archiv zu speichern:

Es mejor, que nuestra relacion terminara. Yo voy a ser mi vida sola. No me molestes mas ahora. Soy yo, quien no quiere estar contigo. Adios. Es ist gut, dass unsere Beziehung endet. Ich bin dabei, meinen Weg allein zu gehen. Belästige mich nicht mehr, momentan. Ich bin es, die nicht mit dir leben will. Adios.

Als ich den Text lese, die Wucht ihrer Argumentation wie einen Orkan in meinem Gesicht spüre, der mir den Atem raubt, bin ich mehr denn je dieser Frau verfallen. In Klartext: Was willst du Wicht? Ich habe meine zehnjährige Liebe zu meinem Zuhälter in seinen Armen wieder gefunden. Nun gut, mit deinem Geld. Aber warum bist du so dumm, mir den Flug zu meiner ewigen Liebe zu finanzieren? Selber schuld. Ich bestimme mein Leben nach meinem Gusto, nicht nach deinem. Scher dich weg.

Würde in diesem Moment die Erde aufhören sich zu drehen, die Zeit stillstehen, ein Tsunami nicht nur über Indonesien sondern auch über Japan hinwegfegen und eine Summe aller meiner Taten oder besser Untaten in dem großen Buch der persönlichen Lebensbilanzen aufgelistet werden, ich müsste mir die Kugel geben. Aber die Zeit läuft weiter. Was Diana nicht begreifen kann, ist meine Doppelzüngigkeit. Ich bilde mir ein, immer auf Augenhöhe mit ihr zu stehen, wenn nicht gar der größere Schuft zu sein. Als ich Yamara auf den Weg schickte zu der Wohnung ihres Chulos, der Calixto Garcia 443/ Martha Abreu y Enrique y Varona, habe ich als Nebengedanken, meiner alten Verlobten Yamara zu beweisen, dass ich endgültig mit dieser Frau Schluss mache. Yamara leidet darunter, dass ich mich von ihrer Rivalin ausbeuten lasse. Das schöne Geld könnte doch auch wieder bei ihr landen, wie vor einem Jahr und nicht in den vielen Goldketten bei Diana. Und deshalb auch habe ich sie beauftragt, sich auf den Weg zu dem Haus von Yalcas zu machen, um die Botschaft zu überbringen, dass es Schluss sei, für alle Zeiten, als wenn es so etwas geben würde. Und nach Yamaras Rückkehr von ihrer Mission offenbart sie mir, dass sie das Visum für Italien habe, Norditalien, fügt sie hinzu. In wenigen Wochen macht sie sich auf, zu einer Einladung einer befreundeten Familie. Ich reagiere sofort.

Das wäre es, sage ich zu ihr. Während Diana ihren Chulo in Kuba genießt, genießen wir uns in meiner Wohnung in Nürnberg so wie vor zwei Jahren in Kuba. Weißt du noch?

Natürlich hat sie unser Leben nicht vergessen. Noch heute hat sie die Wände ihres Hauses mit meinen Fotos drapiert. Mit dem Wagen von Norditalien sind es nach Nürnberg lumpige 6 Stunden. Und dann rollen wir Diana von hinten auf.

Du entlarvst gegenüber Manfred, dem Noch-Ehemann, wie er seit dem Beginn seiner Ehe mit Diana von dieser Frau betrogen wurde, wir besuchen die kubanische Kolonie in München, du lernst Deutschland von seiner guten Seite kennen, wie Kubaner hier überleben können.

Yamara ist Feuer und Flamme. Vergangen sind ihre Depressionen, als sie vor Monaten erfahren musste, dass ich bei ihrer Todfeindin gelandet bin. Nachdem sie wieder angebissen hat, versuche ich mit ihrem Rückenwind erste Schritte zurück zu Diana zu gehen. Eine fiese Geschichte. Mit Hilfe der seelischen Unterstützung einer großen Rivalin versuche ich, den Stolz von Diana zu überwinden. Sie hat das größte Hasswort gegen mich eingesetzt, dessen ganze zerstörerische Wirkung auf mich sie aber nicht einschätzen kann. So erhoffe ich es:

Que tu no me molestes mas. Belästige mich nicht mehr!

Sie trifft mich mit diesen Worten an der empfindlichsten Stelle. Ich störe, wenn ihr Zuhälter ihr, mit meinem Geld, nahe ist. Und dennoch. In meiner tiefen Verzweiflung über die Missachtung gebe ich sie nicht auf. Was bleibt mir auch übrig. Entweder ich lehne mich auf und gestehe damit meine Niederlage ein oder ich halte das Spiel offen, im Duell gegen sie, wie der Tänzer im Boxkampf gegen Frazer. Wegen des Niederschlags in der siebenten Runde liegt er nach Punkten zurück, aber er gibt nicht auf. Es ist wie mit den misslungenen Aktienspekulationen meiner anderen Freundin Monika in der Weltfinanzkrise. Erst wenn sie die abgewerteten Aktien verkauft, wird der Verlust real. Solange sie an ihnen festhält, handelt es sich nur um fiktive, buchungsmäßige Verluste. Mir bleibt eine Hoffnung: Sie kommuniziert mit mir - noch. Sie hält die Verbindung zwischen sich und mir noch offen. Sie hört mir zu und ich geben Antworten. Schlimmer als Beleidigungen ist die Verweigerung, miteinander zu sprechen. Ich benutze diese offene Pforte, um mein Gift, in Anwesenheit ihres Geliebten, der Kopf an Kopf alle meine Nachrichten eifrig mitliest, in sie zu träufeln. Es ist ihre offene Flanke, die ihre erprobte Wirkung zeigt. Ich ködere sie mit Geld, dessen süßlich verführerischer, schmutziger Geruch mich abstößt, dem aber ein Sozialfall kaum widerstehen kann.

Sende mir deine Adresse per SMS, schreibe ich ihr, damit ich dir 700 Euro extra überweisen kann. Und willig geht sie auf meinen Leim ein: Diana, Banco Popular de Ahorro. Aber meine deutsche Bank macht Schwierigkeiten. Von Österreich aus kann ich die Auslandsüberweisung nicht bewältigen. Die Österreicher brauchen weitere Informationen, die ich nicht erbringen kann. Also weise ich per Fax meine deutsche Bank an, eine Auslandsüberweisung nach Kuba zu schicken. Aber auch die Deutschen haben ihre Schwierigkeiten. Sie brauchen die Geburtsdaten von Diana als Code für ihre Identifikation in Kuba. Woher soll ich diese nehmen? Ich frage erneut über SMS ihr Geburtstag an und sie antwortet sofort, als habe sie darauf gewartet. Fecha es 26. 09. 1972 Aber auch das reicht nicht, wie ich zwei Tage von meiner österreichischen Bank später erfahre. Die Österreicher überweisen nicht, wenn eine Kontoangabe fehlt. Ich genieße diesen Moment, auf den ich lange Zeit gewartet habe. Es wird nichts mehr mit der zugesagten Geldüberreichung. Zum ersten Mal läuft sie mit ihren Geldwünschen ins Leere. Ich wünsche es ihr. Ich schreibe ihr eine letzte SMS. Inzwischen dürfte ihr deutsches Handy in Kuba erschöpft sein und ich kann es von Österreich nicht mehr aufladen lassen. Meine letzte Botschaft trieft vor Unterwürfigkeit:

Wie immer entscheidest du über unsere Beziehung im Guten und im Bösen. Ich akzeptiere alles, was du sagst, ohne Probleme oder Dramen. Wolfi.

Danach blockiere ich die Kommunikation mit ihr. Ich werde meinen eigenen Prinzipien untreu. Die stumme Verweigerung ist wirkungsvoller als alles Gequatsche. Schließlich gilt das Grundprinzip unserer Beziehung weiter: Sie ist auf mein Geld angewiesen, während ich meine Gefühle anderen ohne Existenzsorgen zuwenden kann.

Zum Beispiel Monika, geschieden seit sieben Jahren, einsam wie ich, was vor Weihnachten besonders schmerzhaft wirkt; eine liebevolle Stimme aus einem fränkischen Ort, 20 Kilometer entfernt von Nürnberg. Was für ein Kontrast zu Diana. Eine andere Welt. Wir plaudern über dies und das, über ihren Garten, über Lücken in dem Dach, von dem aus in merkwürdige Richtungen kriechende Gewässer aus einem undichten Ziegel sich verbreitern; wir reden über die Archäologie, über ein in den letzten Jahrzehnten heruntergekommenes Institut, wo der in Grundvorlesungen noch uralte Dias einsetzt; sie will sich von mir zum letzten Mal zu einem Abendessen einladen lassen, weil sie als Hartz IV Empfängerin keine Gegeneinladungen machen kann. Damit stößt sie ein Lieblingsthema von mir an, das ich schon mit ihrer Vorgängerin Giesela, abgehandelt habe. Als wenn ich Schuld trage für meinen Wohlstand und sie für ihre Armut. Ich verwehre mich gegen die Logik, ich müsste auf ihre von mir gewünschte Präsenz verzichten, nur weil ihr das Geld für eine Gegeneinladung fehlen würde. Sie redet und redet, auch nachdem ich nach einer halben Stunde etwas ermüdet versuche, das Gespräch zu einem Ende zu führen. Ich frage mich: Ist das die Alternative zu meinen schmerzhaften Auseinandersetzungen mit Diana? Ich befinde: Lieber heulender Schmerz, den mir diese Hexe beifügt, als mich in einer falschen Bequemlichkeit in Unverbindlichkeiten bei einer kulturbeflissenen deutschen Bürgerin zu verlieren. Es fehlt der Biss, es labert sich so daher, auch wenn ich vorsichtig andeute, dass eine größere Nähe zwischen zwei Einsamen nicht schaden würde. Irgendwie begreife ich, dass mir für die umständlichen Relativitäten der weiblichen Bildungsbourgeoisie der Sinn fehlt. Ofelia aus Medellin, Kolumbien, wäre die nächste Option. Als Allesgenießer prüfe ich alle momentanen Angebote. Es gibt eine enge familiäre Verbindung zwischen Diana und Ofelia. Ofelias eifersüchtige Schwester, Josefa, hat ihr alles und mehr über meine Beziehung zu Diana in Deutschland erzählt. Die Fülle der intimen Informationen, die sie liefert, schreckt jegliche mögliche Braut ab, die sich um einen Platz in meinem Herzen bewirbt, aber nicht unter fernem laufen

möchte. Leider habe ich dieses zu spät bemerkt. In der kurzen gemeinsamen Zeit distanziert sich Ofelia zunehmend von mir. Zuerst verführt sie mich in der ersten Nacht unter dem Dach ihrer Schwester, dann darf ich für ein paar Tage ihre üppigen Lippen küssen, zuletzt beschränkt sie sich auf irgendwelche platonische Umarmungen oder dramaturgische Gesten. Ein Leben für mich? An solchen Erlebnissen ermesse ich den unendlichen sexy Schatz von Diana. Bei ihr gibt es kein Abwarten. Sie packt zu oder lässt es sein. Halbwahrheiten gibt es nicht bei ihr. Auch jetzt nicht. Ich war mir noch vor einer Nacht in meinem obersteirischen Refugium sehr sicher. Ich liebe sie nicht, dieses dürre, knöcherne schwarze Gespenst, das nach dem Urteil ihrer Freundin Josefa hässlich sei – una fea. Ein solches Urteil würde ich mir nicht zutrauen. Aber möglich wäre es bei einer objektiven Beurteilung. Mit diesen Illusionen gewinne ich nach schlaflosen Stunden die Gelassenheit, um wieder einzuschlafen. Es ist drei Uhr nachts europäischer Zeit, als Diana sich auf der anderen Hälfte der Erdhalbkugel um 9 Uhr abends in die ersten Umarmungen ihres Geliebten begibt.

Am Morgen schneit es.

Es schneit auch noch zwei Stunden später. Der Winter bricht über das obersteirische Dorf ein. Den Wagen muss ich aus einer Schneewehe auf die Straße hinaus steuern. Im Kofferraum die Skier. Ich brauche nicht viel Zeit, um den Lift zu erreichen. Gnädig legt sich ein weißes Tuch über die angekratzte Landschaft, alle Verletzungen des Bodens von ihrem Schmutz befreiend. Es ist ein Programm der Cleanes, das ich an diesem Tag starte: Wenige kommen mir gleich, an solchen Tagen in meinem Alter die steilen Hänge von der Tauplitz-Alm hinab zu stürzen, gedämpft durch den Neuschnee. Den seelischen Dreck in meiner Seele säubere ich mit dem blendenden Weiß des Schnees. Auch physisch stehe ich meinen Mann. Keine Arthrose in den Beinen, keine Probleme mehr in den Schultern. Zeitweise stellt sich ein Zustand des Rausches ein, wenn die Hormone den Körper überfluten. Während ich durch meine Schneebrille mühselig die steilen Hänge wahrnehme, von einem dichten feuchten Schnee immer wieder verklebt, hämmere ich mir ein:

Ich bin voll drauf. Nichts kann mich treffen. Ich bin unverwundbar. Ich bin einzigartig. Für mich wenigstens. Ich werde dieser Frau trotzen. Sie wird mich nicht zerstören.

Doch dann läuft es wie immer anders. Wilde Phantasien lassen mir keinen Schlaf. Sie hat einen Plan. Auffällig ist, wie sie die Scheidung mit Tempo betreibt, nach monatelangen Verzögerungen. Jetzt ist es ihr Mann, Manfred, der auf die Bremse tritt. Er hat an ihren Sexi-Körper wieder Gefallen gefunden, ein typischer deutscher Ehemann im Endstadium der Trennung. Aber sie lässt ihn nicht mehr an sich heran. Sie lässt sich scheiden und heiratet ihre große Liebe in Kuba, um im Rahmen der Familienzusammenführung Yalka nach Deutschland zu bringen. Und ich soll das Eheglück finanzieren. Ich würde es tun, falls ich nicht mehr nach Kuba zurück könnte. Ich wäre sie los, könnte mich Ofelia widmen, die angesichts der eindeutigen Trennung zwischen mir und Diana keine Einwendungen mehr vorbringen könnte. Zwei Paare, jeder findet sein Glück:

Una solución optimal.

Doch es gibt einen Einwand: Mit Kolumbien könnte ich mich gut arrangieren, ein lateinischer Staat, dem Westen sehr nahe. Diana im Gegenzug hätte in Deutschland schwerlich eine Zukunft, ohne meine finanzielle Unterstützung. Und Diana fährt in den letzten Wochen einen Kamikadsefeldzug. In dieser Zeit hat sie den Großteil ihrer Freundschaften vernichtet: Fritz, den immer geduldigen Haushalter in München, Maylis, ihre Freundin, die Kolumbianerin Josefa, die ihre Exzesse nicht mehr dulden kann, deren Tochter Die Schwangere und endlich mich. Oder doch nicht mich? Die Entscheidung soll am Samstag fallen nach Tagen der kommunikativen Funkstille. Dreimal hat sie die finale Aussprache vertagt, von Donnerstag auf Freitag und dann auf den Samstag. Ich werde ihr vorschlagen, nicht mehr nach Deutschland zurück zu kehren und für immer in ihrer geliebten Heimat zu bleiben. Das Elend dort ist der Einsamkeit hier vorzuziehen. Wenige Stunden vor dem Termin weiß ich nicht, wie ich mich verhalten soll. Noch wütet die Eifersucht in mir, zusätzlich angetrieben durch ihre Bekundungen, ich solle sie nicht mehr belästigen. Dabei weiß ich überhaupt nicht, ob ich diesen schwarzen Strubbelpeter überhaupt liebe, der mit meinem Geld endgültig sich bei seiner teuren Friseurin in München die Haare ruiniert hat. Es ist auffällig ruhig in mir. Aber dieser Ruhe kann ich keinen Glauben schenken. Vielleicht kommt das Gejammer ein paar Tage später, wenn mir das ganze Ausmaß ihres Verlustes bewusst wird, dass diese Frau durch nichts zu ersetzen sei, schon gar nicht durch die widerborstige Ofelia, die meine Sehnsüchte auf das Maß einer unverbindlichen Freundschaft reduzieren möchte. Das sind meine Gedanken, während ich im an einem eisigen stürmischen Samstag in den Steilhängen im Neuschnee mit meinen Ski herum wühle, deren Spitzen ich durch eine Rückverlagerung meines Körpers aus dem weißen Pulver heraus hebe, hin und her kurvend, als flöge ich wie ein etwas gewichtiger Pelikan über den Gewässern; würde ich stürzen, ertränke ich in den Untiefen. Um die Atmosphäre im Vorfeld unserer Aussprache zu beruhigen, setze ich noch ein SMS ab, von dem ich nicht weiß, ob er sie noch erreiche: Sie brauche nichts zu befürchten, ich werde ganz cool sein, kein Drama, kein Gekläffe, keine Probleme. Ich würde, schreibe ich unterwürfig, alles akzeptieren, was sie entscheidet. Ob sie Schluss macht mit mir oder nicht, ich nehme es Gott ergeben hin. Ich

bin mir sicher, sie wird mich auflaufen lassen, sie wird mir kühl ihre Schulter zeigen, mit dem frischen Duft der Spermien ihres Lovers an ihrem Leib mich endgültig zerstören.

Doch dann kommt alles anders.

Am Telefon ihrer Tante schlägt mir eine schrille, laute Stimme entgegen, die im Ohr wehtut. Zuerst kann ich nichts verstehen. Von einer gelassenen Beendigung unserer Beziehung zugunsten ihres kubanischen Geliebten kann keine Rede sein. Angst spricht aus ihr, wie ich mich verhalten werde. Existenzangst. So sind die Realitäten. Während es für mich ein Spiel sein könnte, geht es um ihre Existenz, falls ich mich ihr auf ewig verweigere. Meine eigene Angst schlägt sofort in Mitleid mit dieser Frau um. Ich versuche sie zu beruhigen und langsam verstehe ich, was sie mir sagen will. Nein, am 23. kann sie nicht kommen, sie habe dies ihren Kindern schon mitgeteilt, dass die Mutter mit ihnen nicht unter dem Weihnachtsbaum Heiligabend feiern kann. Was soll eine Priesterin der Santería auch mit einem solchen Tag anfangen? Sie will am 6. Januar zurück kehren, weil sie dann die Papiere in den Händen hätte, mit denen ich nach Kuba zurück kommen könnte. Glauben tue ich ihr nichts. Für mich ist es allein tröstlich, dass sie nur ihren Aufenthalt um relativ wenige Tage verlängert und nicht wie bei ihrem Ehemann früher um zwei Monate. Da das alte Ticket nicht verlängerbar ist, buche ich ihr ein neues, von Deutschland aus für den 15. Januar.

Ich liebe dich bis zum Ende meiner Tage, sage ich ihr.

Ich dich auch, antwortet sie und schickt mir noch nach dem Ende unseres Gesprächs ein SMS hinterher, wie sehr sie mich liebt.

Bereitwillig gewähre ich ihr einen letzten Vorschuss an Geld. Eine weitere Verlängerung kann ich nicht mehr hinnehmen. Es wäre unzumutbar und für alle Beteiligte, selbst für mich, unglaubwürdig. Schon längst halte ich an ihr nicht allein deshalb fest, weil ich sie liebe, sondern weil sie auch die letzte Chance für mich ist, nach Kuba zurückzukehren. Sollte Kuba auf ewig mich blockieren, gebe ich alles auf, was mich an diese Insel bindet, auch Diana. Und ich würde auf Ofelia setzen, die große Alternative, in die ich frisch verliebt bin. Doch dann verändert sich wieder alles. Auslöser ist ein Anruf von Josefa. Mit ihrer Schwester Ofelia sei alles aus. Die Story mit der Witwe, die ihrem erschossenen Taxiehemann nachtrauere, durch einen unbekanntem Mörder in Cali gemeuchelt, stimmt in einem Detail nicht. In Wirklichkeit sei Ofelias Ehemann der Mörder. Deswegen säße ihr Ehemann lebendig, wenn auch für die nächsten weiteren 6 Jahre im Gefängnis. Und Ofelia sei auch nicht eine Schwester von ihr, sondern nur eine Freundin. Und auch das mit der *trabajo duro*, der harten Arbeit, warum ich so selten Ofelia am Telefon bekommen würde, weist eine gewisse Unschärfe auf. Ofelia säße – das erlaube die kolumbianische Strafprozessordnung - den ganzen Tag bei ihrem geliebten Ehemann im Gefängnis und könnte auch Sex mit ihm haben, 2 Mal in der Woche, jeweils eine Stunde. in einem *Separé*. Aber sonst stimme alles. Ich bin ein spontaner Mensch. Solche Neuigkeiten lasse ich nicht lange auf mich sitzen. Ich rufe Ofelia in Medellin direkt an und konfrontiere sie mit den Nachrichten. Ohne Schwierigkeiten bekomme ich sie plötzlich ans Telefon, als hätte sie meinen Anruf erwartet. Sie leugnet keineswegs. Sie beharrt aber darauf, dass sie mir im zentralen Punkt immer die Wahrheit gesagt hätte. Sie sei nur eine *Amiga* von mir.

Gut, antworte ich, deshalb reduziere ich von mir aus meinen Status von einem Amante auf einen *amigo*. Weißt du, was das für uns bedeutet, frage ich sie?

Dass ich kein Geld mehr von dir bekomme, antwortet sie.

Und ich möchte den Ring mit den Initialen von Diana von dir wieder bekommen, sage ich.

Wenn du wieder nach Medellin kommst, antwortet sie. Gegen 300 Euro. Wann kommst du?

Den Ring habe ich dir gegeben, als ich ins Wasser des Pazifiks stieg, sage ich. Ich hatte Angst, dass ich ihn im Salzwasser verlieren könnte. Dann kam der Tod deines Bruders und wir vergaßen die Sache.

Lüge, antwortet sie. Du hast mir den Ring deiner Verlobten geschenkt.

Ich lasse die Sache auf sich beruhen. Verlorene Schlachten soll man nicht mit Nachhutgefechten beantworten. Eine letzte Frage treibt mich um. Was hat Josefa plötzlich veranlasst, den Betrug zu offenbaren? Erst nach Weihnachten komme ich der Wahrheit etwas näher. Zuerst lege ich mir die Erklärung zurecht, dass Josefa aus Eifersucht gegen ihre Freundin die Wahrheit offenbarte, um mich von ihr zu trennen. Zudem hat sie mitbekommen, dass ich Ofelia ein erhebliches Geschenk über Western Union überwiesen habe, um sich Möbel

zu kaufen. Für die Zukunft habe sich die durchgekiffte Josefa eingebildet, dass beim Abdrehen dieses Geldhahnes ich sie und ihre Familie beschenken würde, ohne die unterschiedlichen Dimensionen zu beachten, um die es in Wahrheit geht. Ich war in Ofelia heiß verliebt, und damit verwundbar. Das ist die eine Erklärung für die plötzliche Ehrlichkeit von Josefa über die Lügen von Ofelia. Die weitere lässt nicht lange auf sich warten. Am Ersten Weihnachtstag besuche ich auf einer Rundumtour durch meine Familie in München über drei meiner Töchter auch Maylis, die alte Freundin von Diana, und überbringe ihr ein kleines weihnachtliches Geldgeschenk. Sie kann es gebrauchen. Mit krächzender Stimme liegt sie im Bett. Eine aparte Erscheinung, Frucht einer Chinesin und eines kaffeebraunen Kubaners aus Habana. Ich bewundere sie, dass sie sich ohne einen reichen deutschen Mann durch die harte Wirklichkeit der Bundesrepublik Deutschland durchkämpft, über Diskochefs, deren eifersüchtige Frauen ihre Entlassung erfolgreich betreiben, über Restaurants, die wegen der Finanzkrise schließen. Synchron mit ihrem Berufsleben wechselt sie ihre Lover. Immer auf der Suche nach dem vollendeten Glück, das sie nie finden wird. Vor drei Wochen war es ein Neunzehnjähriger, von Diana heftig missbilligt – angeblich das Ende ihrer Freundschaft - und jetzt ist sie bei einem schwarzen Kubaner gelandet. Das Ende mit ihm zeichnet sich ab, weil er ihr mit Telefonaten nachkontrolliert und ab und zu seine Stimme senkt, um verdächtige Hintergrundgeräusche aus ihrer Wohnung abzufangen.

Schau, sagt sie zu mir, und lüftet ihr Bett, ich habe ein paar Pfund zugenommen.

Im Profil kann man dich endlich wahrnehmen, antworte ich und kraule ihre Zehen.

Es sind Augenblicke der Intimität, wie ich sie nur noch mit Diana habe. Schade, dass meine Sympathie für ihren Charakter sich nicht auf ihren immer noch dürren Leib überträgt.

Was macht deine neue Freundin in Kolumbien? Fragt sie mich abrupt.

Ich wundere mich über ihre Kenntnisse und dass sie dennoch nicht ganz auf dem Laufenden ist. Zuerst will ich meine Vergangenheit leugnen, doch dann entscheide ich mich für eine Vorwärtsstrategie.

Woher weißt du mein Geheimnis, frage ich scheinheilig.

Sie wiegelt ab. Man kenne doch diese Kolumbianerinnen. Ich hätte ihr Wesen jetzt erst kennen gelernt, antworte ich. Nach meiner Verabschiedung, auf dem Weg nach Österreich, hinterfrage ich den Weg ihrer Informationen auf einer systematischen Art und komme zu dem Ergebnis, dass allein der Weg über Josefa und Diana dieser Informationsstrang gehen konnte. Ich komme zu dem Schluss, dass ich die Beteiligten bei ihrem Wissensstand belassen sollte. Eine uralte wie primitive Regel lenkt mich dabei: Konkurrenz belebt das Geschäft. Für Diana kann es nur heilsam sein, eine Buhlerin neben sich zu wittern. Doch dann kommt mir ein weiterer Gedanke. Wenn Josefa ihrer dicken Freundin Diana von meiner Liebschaft mit Ofelia gesprochen hat, was täte in einer solchen Situation Diana? Sie würde ihrer Freundin raten, mir die Wahrheit zu sagen, um mich von Ofelia zu trennen.

Einsam und traumatisiert

Bevor Dianas Handy in Kuba den Geist aufgibt und unsere preiswerten SMS nicht mehr ermöglicht, haben wir die nächsten Telefontermine mit ihrem öffentlichen Telefon ausgemacht: 4 Uhr kubanische, das ist 10 Uhr europäische Zeit. Diesen Termin verlängern wir von Tag auf Tag oder mit Pausen von zwei oder drei Tagen, je nach unseren Abmachungen. Es ist wie bei Bergsteigern in einer steilen Wand. Mit einem Strick aneinander gebunden, klettern wir den Felsen hinauf, unter uns der Abgrund. Blindlings müssen wir aufeinander vertrauen. Vor allem ich ihr. Mit ihr bin ich stark, ohne ihre Stimme würde ich verzagen und abstürzen. Es kommt gar nicht auf das an, was wir zu besprechen haben. Es reicht mir, dass sie zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort auf meinen Anruf wartet und diese Zeit mit mir ihrem Chulo vorenthält. Würde an einem Tag die Verbindung abreißen, könnten wir sie nicht mehr wieder miteinander verknüpfen. Und dennoch: Was hilft mir ihre ferne Stimme in meiner Einsamkeit? Seit fast einem Monat bin ich ohne sie, ohne ihre Umarmungen, ohne ihre Küsse. Was gäbe ich für ihre Wutausbrüche, mit denen sie mich abzustrafen pflegte.

Yo te hecho mucho de menos. Ich vermisse dich sehr! Mucho! Mucho! Mucho! flüstere ich ihr ins Telefon. Auf der anderen Seite bekomme ich nicht die gewünschte Antwort, die meine inneren Schmerzen lindern könnte.

Dieser Text beansprucht, eine Reise durch eine lebenspralle Welt zu beschreiben. Und doch driftet dieses Skript, das sich manchmal von dem Willen seines Autors abgetrennt hat und als ein verselbständigtes Genre von der Ich-AG geschrieben wird, in eine befremdliche Melancholie. Einer fremden Macht ausgesetzt, stehe ich vor einer allmählichen Auflösung meines Ichs. Ich beginne, mich selbst zu verlieren. Die grandiose Wildnis der obersteirischen Schneeberge, das herrliche Panorama, das sich auf das Hochplateau des Tote Gebirge von dem Gipfel des Kampl bietet, der Rundumblick von den Schafzähnen auf der Sylvestertour mit meinen Kameraden des Liezener Alpenvereins, können die Düsternis in meinem Inneren nicht aufhellen. Auch nicht die fröhliche Runde mit den Einheimischen als Ausklang der Sylvestertour im Königswirt von Oppenberg. Am nächsten Tag, dem ersten des neuen Jahres, wird, nur zehn Kilometer Luftlinie entfernt von uns, in Donnersbachwald der Thüringische Ministerpräsident Altheim eine Skifahrerin umfahren und tödlich verletzt. Was sind meine Erlebnisse im Vergleich zu seiner Tragödie? Und doch. Ich fühle, wie sich meine Seele langsam entleert, obwohl man sagt, dass das Helle der Sonne, die uns zum Jahresende beglückt, reflektiert im gleißenden Schnee, die beste Medizin gegen Depressionen sei. Ich verlange nach einer stärkeren Medizin als Naturkost. Wie meine alte Freundin Giesela, die in unseren besten Zeiten dieses Jahres anhimmelnd ein Bild von mir entwarf, das mit der Wirklichkeit nichts gemein hatte, versuche ich aus Dianas verblässendes Bild in mir die aggressive Schönheit aus einem Foto in meine Erinnerung zurück zu rufen, wie ihr schwarzer, schmaler Körper mit der Dunkelheit des nächtlichen Schlafzimmers verschmilzt, und nur ihr Tanga wie ein roter Strich mir ins Auge sticht. Ich werde das verschmierte Foto auf das Bildformat von Vermeer vergrößern und den Zauber aus dem Bild genießen, wie es Vermeer vermochte. Hinter seinen Malerutensilien stehend schafft der Meister aus einem unscheinbares Stubenmädchen eine schöne Frau. Er lässt aus einem hohen Fenster ein weiches seitliches Licht auf die Frau fallen, in die er sich verliebt. Ein anderes Bild – nicht so poetisch - treibt mich ebenfalls um. Die Geschichte meiner Tochter, die ihren wunderbaren Mann Andrew verlässt, weil es nach etlichen Jahren an den nötigen Reizen in ihrer Beziehung fehlt. Eine sterbende Liebe aus Langeweile, was für ein schreckliches Schicksal. Deshalb moduliere ich in meiner wüsten Phantasie aus Diana eine Frau, die bedingungslos überleben möchte und sei es, dass sie männermordend ihren Weg geht, nach dem Motto:

Du hast keine Chance, also nutze sie.

Savage, wild soll sie sein. Dazu braucht es einige Metamorphosen: Ihr runder Bubi-Kopf mit der flachen Nase wird eingehüllt mit einer Perücke aus chinesischem dunklen Naturhaaren, aus der die mandelförmigen Augen in Mordgier sprechen und die Raffgier gegen mich; eine femme fatale mit krimineller Energie und tödlicher Vitalität. Aber mein Einsatz, unsere Beziehung zu vitalisieren, verflüchtet sich auf der zehn Tausend Kilometer langen Strecke irgendwo über dem südlichen Atlantik vor den Bahamas. Meine Energien lösen sich in den wattebauschenden weißen Wölkchen auf, die über den Wasserwellen schweben. Bis ein Ereignis eintritt, das mein kränkelndes Verhältnis zu mir, den Mythos der Selbstaufgabe, in den ich mich verstrickt hatte, auf einen Schlag wegfegt: Meine vergötterte Teufelin wird krank:

Infección de rinón, Nierenentzündung, erzählt sie mir am Telefon. Das kommt von dem kubanischen Wasser. Und, fügt sie auf Deutsch hinzu: Ich bin kaputt. Ich liebe dich. Sie lacht leise.

Warum ändert sich schlagartig meine Stimmung? Warum hellt sich die Landschaft der Berge auf, als setzte ich die verdunkelnde Sonnenbrille ab und betrachtete mit bloßen Augen am Sylvestertag von dem Gipfel der Schafzähne die Pracht der Natur um mich, bis zur Riesner-Alm und den vielzackigen Grat des Grimming? Warum nehme ich augenblicklich die feinen dunklen Zeichnungen wahr, die die besonnten kahlen Äste auf den Schnee pausen, inmitten meiner Kameraden des österreichischen Alpenvereins von Liezen? Warum lache ich über die tief verschneiten Tannen, von dem Gewicht der Eispanzer zu komischen Kobolden gebeugt werden? Zuerst fällt mir eine eilige Antwort ein: Weil es meiner Geliebten in Kuba schlecht geht. Wenn die Nieren sie plagen, kann sie sich nicht mit ihrem Chulo vergnügen. Sie sinkt auf das klägliche Niveau herab, das ich mit meiner Einsamkeit teile. Das Schicksal holt sie aus dem Hochgefühl, das sie mit ihrem Geliebten in seinem Bett teilte. Mit schmerzenden Nieren ist schlecht ficken. Sie wird auf das Niveau meine Niederungen herabgedrückt; auf Augenhöhe mit ihr bin ich nicht mehr einsam. Eine solche primitive Erklärung kann nur einem kranken Chauvi-Gehirn entsprungen sein, jenseits meines intellektuellen Niveaus. Um meinen Ansprüchen, die ich an mir stelle, gerecht zu werden, müssen wir tiefer greifen. Wir müssen erkennen, dass ich aus einem zweiten Trauma aufgewacht bin, nach dem ersten aus dem Gefängnis in Havanna vor einem Jahr, dem Erleben von enorm belastenden Gefühlen, was mich seit der Reise von Diana in ihre Heimat traumatisiert hat. Drei Symptome sind nach Fee Roja bezeichnend für ein Trauma, folgt man meinem Lieblingsblatt der SZ, Nummer

303. Ich verleugne meinen Zustand, ich gerate in einen übererregten Zustand und werde ohne mein willentliches Zutun von belastenden Visionen heimgesucht, die sich wiederholen und sich auf diese Weise tief in mein Gehirn eingraben. Es ist vor allem dieses eine, das ständige Nacherleben einer schrecklichen Kränkung: Greifen wir auf das Ereignis vor ein paar Wochen zurück: Yamara, meine alte Geliebte, geht auf mein Geheiß zum Haus des Chulos, um Diana das Ende unserer Beziehung mitzuteilen. Sie findet Diana im Bett ihres Liebhabers vor. Beide tun meine Erklärung als unwichtig ab. Und: Ich solle sie nicht mehr belästigen. Blattschuss: Zwei Stiche tief in mein Herzen. Das tut sehr weh. Was die Sache unerträglich macht: Ich konnte mir nicht verzeihen, selber diese Szene provoziert zu haben, die mich tief verwundet hat.

Was ich nicht beachtet habe

ist, dass das Leben nie an dem Punkt endet, an dem das Schreckliche passiert ist. Folglich kann mein Gedenken nicht an dieser für mich demütigsten Stelle für alle Zeiten pausieren. Das Leben geht weiter; in diesem Fall das Leben von uns beiden, von Diana und mir. Ich brauche mir keine eigenen Vorwürfe zu machen, die mein Leid nur konservieren. Man muss Geduld mit sich selbst haben, bis die Heilung von selbst kommt. Hoffen wir das gleiche für Diana. Doch meine Hoffnung trägt. Beim nächsten Telefentreff teilt sie mir mit, dass sie die Grippe hat. Unsere Beziehung, die unaufhaltsam ihrem einjährigen Jubiläum entgegengeht, in ihrer Intensität und Nachhaltigkeit für uns zu ermessen an dem fünfzigjährigen Triumph der kubanischen Revolution, ist – wenn ich es richtig sehe – wie der Krieg: Entgrenzte Gewalt bis zum Gräuel und dazwischen winzige Momente des gemeinsamen Glücks aus Erschöpfung. Mein analytischer Verstand sucht unverdrossen nach den allgemeinen Regeln, die uns für diese beachtlich lange Zeit verbunden hat, während andere Bekannte, die uns ein kurzes Dasein prophezeit haben, schon längst vor den Trümmern ihrer Beziehung stehen. Gibt es diese Regeln oder ist das Regellose mit seinen Grausamkeiten der Normalzustand? Zwei gemeinsame Grundmotive, die sie und ich haben, vermag ich zu entdecken: Erhaltung unserer selbst und respektierte Gegenseitigkeit, während andere Möglichkeiten wie gemeinsame kulturelle Ethiken uns trennen. Die gleiche Schiefelage gilt für die innere Disziplin, die ich für mich beanspruche, während ich der anderen Seite das nackte Chaos unterstelle. Das wäre aber eine fatale Fehlinterpretation der realen Situation. Meiner Geliebten unterstelle ich ein eiskaltes Kalkül, das in die Richtung geht mich auszuplündern, bis sie das Geld zusammen hat, um ihren fernen Geliebten in der Karibik zu ehelichen, während ich orientierungslos ohne eine klare Kartengrundlage mein Schiff durch den Ozean des Lebens treiben lasse:

Sin rumbo.

Was sie an mich bindet, ist sich selbst zu erhalten im momentan kalten Deutschland. Ohne mich keine Nahrung, keine Wärme, keine Existenz. Für sie ist es sinnvoll, die Ressourcen ihres deutschen Liebhabers zu schonen, und seine Bereitschaft, sie zu alimentieren, indem sie mich gut behandelt. Vor allem durch Sex, wenn es auch in letzter Zeit daran sehr mangelt. Es ist das Spiel der Viren mit ihrem Wirt. Brächten sie ihn um, wäre es auch um sie geschehen. Es würde Dianas Nutzenerwägung widersprechen, die Seele ihres Spenders brutal zu verwüsten. Es gilt das Prinzip der Gegenseitigkeit. Ohne dass wir es uns vertraglich verabredet hätten, gelten die Spielregeln, die von beiden Seiten einzuhalten sind, um unnötige Verluste zu vermeiden. Voraussetzung dafür ist aber – und damit tue ich mich schwer – mit der jungen Frau immer auf Augenhöhe zu stehen, in etwa gleich stark mit ihr zu sein. Unsere unvermeidbaren Konflikte müssen symmetrisch ausgespielt werden, wobei ich ihr in letzter Zeit vor ihrem Abgang nach Kuba gönnerhafter Weise einen kleinen Vorsprung gewährte, der ihr als Frau zukommt. Ich verzichte auf eine gebührende Antwort auf ihre Gewalttätigkeiten gegen mich, seitdem ich um meinen kaschubischen Nasenzinken gegen ihren flachen Nasenstumpfen voraus bin. Derartige Asymmetrien sind gewöhnlich in einem ungeordneten Schrecken, den die Liebe darstellt. Dies alles gilt für den normalen, gemäßigten Kriegsschauplatz der Liebe in einem gesättigten ökonomischen Umfeld, wie (West)Deutschland ihn in den letzten Jahrzehnten genoss. Seit dem Einbruch der Weltwirtschaftskrise ist zu befürchten, dass diese moderaten, die Gewalt begrenzenden Regeln, nicht mehr greifen. Wer etwas Geld in seiner Matratzengruft gebunkert und es den bankrotten Sparkassen rechtzeitig entzogen hat, zählt zu der überlegenen Konfliktpartei, dessen ärmlicher Partner in einer offenen Liebeschlacht gänzlich chancenlos geworden ist. Im neuen Jahr wird es soweit sein. Dann müssen die Würfel neu geworfen werden.

Vorerst geht es um die Organisation der nächsten Tage im neuen Jahr.

Kein einfaches Beginnen. Ich habe mein Appartement in den Alpen über das Neujahr an meine Tochter, meine Enkelkinder und ihre Freunde, insgesamt sechs Personen, vermietet, und weiche deshalb in mein altes Appartement aus, das ich an einen ominösen Iraner, der wegen seiner suspekten Geheimnistour für mich als Chomeni-Mann identifizierbar ist – nie sichtbar, nie antelefonierbar, nur erreichbar über seinen österreichischen Rechtsanwalt – für ein Batzen Geld verkauft habe. Dabei habe ich einen kräftigen Reibach gemacht, den ich gegenüber meinem deutschen Dienstherrn in Zukunft nicht rechtfertigen muss. Dessen bin ich mir sicher. Aber momentan ist mir das alles egal. Ich bin wieder liquide für die Eskapaden mit meiner Freundin, auch jenseits der Vorschüsse, die ich von meinem Autoren erhalte. Zweimal innerhalb weniger Wochen fliegt sie nach Kuba, nachdem sie eine fast zweijährige Pause eingelegt hat. Für mich die qualvollste

Tour meines Lebens. Aber ich muss da hindurch. Ich muss meine Eifersucht besiegen, die mich quält, wenn ich sie im Bett ihrer großen Liebe weiß und dennoch mit ihr in Europa weiterleben will. Seit dem Beginn unserer Beziehung, fast vor einem Jahr, war mir der Preis meiner Verbindung mit ihr bewusst, prinzipiell, aber nie habe ich gewusst, wie weh dies tut. Was mich hoch hält, ist ihr Versprechen, gegenüber den Behörden alles zu tun, damit ich wieder nach Kuba zurückkommen kann. Zwanzig Tausend Euro habe ich ihr als Entrée für meine Rückkehr in mein Paradies im Voraus geboten. Sie will das Geld nicht annehmen.

Ich kämpfe für dich wie eine Löwin, aber ohne dein Geld!

Ich bleibe skeptisch. Zu oft bin ich durch ihre Tricks aufs Kreuz gelegt worden. Und dennoch gebe ich ihr die verlangten 5000 Euro, die sie gemäß einer obskuren Kalkulation benötigt. Es ist meine letzte Chance, in mein Paradies zurück zu kehren. Die Welt steht mir offen, außer Kuba, die USA und vielleicht Nordkorea. Ofelia wartet auf mich in Medellin, Kolumbien. Und Josefa, und wer weiß noch. Irgendwo am Tao, im Osten von Kuba, fern jeder Zivilisation mit Lug und Trug, wartet sie auf mich, die große Liebe, in ihrer Holzhütte, eine Witwe mit drei Kindern. Sie schaut sehnsüchtig hoch in den Himmel, während ich, von oben auf sie herabschaue, über Google Earth, von den zerfransten Küsten der Karibik kommend in den mäandrierenden Fluss eindringend, der sich hinter einem Wall aus Sand im Wechsel von Ebbe und Flut hebt und senkt. Sie hat die Liebe, ohne Argwohn, ohne Betrugsabsichten, ich habe das Geld. Ich komme im Flussboot flussaufwärts, sie steht am Ufer, ihr einziges zerschlissenes Kleid weht im feuchten Monsunwind, ihre Tochter neben sich. Ich mache mein Boot an dem Ufer fest, steige aus und gehe auf sie zu. Wir brauchen nichts zu sagen. Wir wissen alles, wir kennen uns seit drei Jahren. Ihre grünen Augen glänzen in einem von der Sonne verbrannten Gesicht, umrahmt von schwarzen straffen langen Haaren.

Norbe. Ich bin wieder da, sage ich zu ihr und streiche ihr durch die Haare. Sie legt leicht den Kopf in den Nacken, umfasst meine Hand und führt sie an die Stelle ihres Gesichts, das von der Sonne besonders verbrannt ist, als solle ich den Schmerz lindern, unter dem sie in den letzten zwei Jahren gelitten hat.

Ja, sagt sie. Du bist wieder da.

LETZTER TANGO

Glücklich, die Reise fortsetzen zu können, habe ich meine Reisehandtasche auf den Boden gestellt, ich habe um die Rechnung gebeten, für die letzte Nacht, für das Bett im Hotel Franziskus, das mir die Angestellte des Hotels angeboten hatte, was ohne Schwierigkeiten geschah. Dann bin ich in die Kälte der Maiennacht hinaus getreten. Zu Fuß auf dem Pfad sehe ich die Straße vereinsamt. Nach einigen Wochen des Frühlings hat sich Kaltluft über die Stadt gelegt. Wenige wagen es, in diesen Stunden hinaus zu gehen. Ein Himmel, der gleichsam die Grablichter des nahen Friedhofs reflektiert. In einem Moment oder einen anderen können sie kommen. Sie haben mich gebeten, dass wir uns auf dem Fußweg vor dem Hotel Franziskus treffen. Ich schaue nach links, woher sie kommen müssten, vom Park, der den Raum der alten Mauer umfasst. Mit einer Geste hat mir der alte Hotel-Portier angezeigt, dass ich das einzige Gepäckstück bei ihm lassen könnte. Ich stimme zu. Mit der Reisehandtasche habe ich mein letztes Bargeld gegeben. In der penetranten Kälte laufe ich bis zur Ecke, kreuze die Straße und betrete den Galerienweg.

Ich ziehe die Jacke bis zum Hals hoch.

Durch das Fenster eines Friseursalons mit einem gemalten Reklameschild sehe ich, wie der Friseur – mit der Schulter zu mir – die Haare des Tages wegfeigt. Für einen Augenblick halte ich an und sehe durch das Schaufenster den Haufen von blonden, kastanienbraunen, weißen Haaren, die er beseitigt. Als ich meine Augen hebe, bemerke ich, wie der Friseur mich durch einen großen Spiegel beobachtet. Er verdeckt den Schädel mit einer Perücke. Ich denke, dass er jede Nacht den Boden zu fegen hat, andachtsvoll sich der Kunden zu erinnern. Ich kreuze die Straße zum Hotel, gehe die Mauer entlang und komme bis zur Floriansstraße. Lange betrachte ich die vereinsamten Straßen. Im Hintergrund löscht jemand die letzten Lichter in den

Schaufenstern. Stille breitet sich aus. In der immer so belebten Floriansstraße ist niemand. Lange betrachte ich die vereinsamten Gassen.

Mit der gleichen Langsamkeit kehre ich zum Hotel zurück, aber vermeide es, die Straße zu kreuzen, bis ich den Friseursalon hinter mich gelassen habe, aus der ein bleiches Licht kommt. Als ich beim Hotel bin, finde ich meinen Reisekoffer auf dem Weg. Die Eingangstür zum Hotel ist verschlossen. Ein Lärm von der Seite des Parks lässt mich zur Seite springen. Ich ergreife die Reisetasche und stürze überhastet zur Seite des Weges, mein Herz schlägt heftig. Der Lärm verliert sich auf der anderen Seite der Mauer. Sie haben mich nicht gefunden und sind zurück gefahren; vielleicht auch ein Versehrter, kommt mir in den Sinn. Niemand weiß es. Ich glaube, sie haben meine Reisedokumente. Tropfen beginnen zu fallen, zu wenige, um die Straße zu säubern. Ein Wind erneuert den Staub des Tages; es riecht feucht.

Sie könnten die Floriansstraße herunter fahren

und zur diesen späten Stunde auf der anderen Straße zum Hotel kommen. Falls ich sie an der Ecke der Florianstraße erwarte, könnte ich ihnen ein Zeichen geben und verhindern, dass sie eine Strafe zahlen. Mit schnellen Schritten kehre ich zur Florianstraße zurück. Der Friseurladen ist dunkel. Der Lauf zum Hotel hat mich erhitzt. Ruhiger geworden kreuze ich von dem Friseurladen die Straße in Richtung des Restaurants, wo ich tagsüber gegessen habe, aber ohne den Blick auf das Hotel zu verlieren, wohin sie kommen müssten von der Seite des Parks aus. Es ist die einzige Idee, die ich habe und dabei kommt mir auf der Stirn der kalte Schweiß. Ich rechne damit, dass der beste Punkt der Ort ist, wo die Mauer sich zu einem Bogen öffnet. Mich ein wenig nach rechts haltend, um nicht ein einziges Mal den Blick auf die Floriansstraße zu verlieren, auch nicht, um die Straße zu verlassen, kann ich mich zugleich gegen den Wind schützen und dem Regen unter dem Mauervorsprung ausweichen.

Ich setze meinen Weg fort,

bis ein Lärm, der von dem Mauerbogen kommt, mich zu beunruhigen beginnt. Leichte Explosionen, mehr leise Knaller, unterbrechen die Stille. Um mich vor dem auffrischenden Wind zu schützen, suche ich ein Mauerloch auf. Ich erkenne die Ursache des Geräusches. In einem Gefäß die Flamme einer großen Kerze, die den letzten Talg verbraucht und kupferne Figuren beleuchtet, über denen Kunstblumen stecken. Die Flamme zischt ein letztes Mal auf und verlöscht. Die Dunkelheit ist schrecklich. Falls sie mich nicht auf der Seite des Hotels sehen und die Ecke aufsuchen und mich wieder nicht sehen, werden sie sich in die entgegengesetzte Richtung zum Tor der Mauer entfernen, und was passiert mit mir? Nachdem ich die Mauer erklettert habe, wähle ich eine mittlere Position, in der sie mich sehen können, egal von woher sie kommen. Mich überkommt ein Zweifel, ob sie nicht zu dem Zeitpunkt in die Straße kamen, als ich den Altar betrachtete, aber ich begreife sofort, dass es unmöglich gewesen wäre, das Geräusch des Motors nicht zu hören, während es sich näherte.

Die Sonne ist verlöscht. Werdet ihr kommen? Werdet ihr kommen?

Die ermüdenden Ereignisse der letzten Tage beginnen auf mich zu lasten wie Steine. In der Wärme des Autos werde ich schlafen. Die Kälte dringt durch die Jacke in die Schulter wie ein Dolch aus Stahl. Ich fühle eine große Müdigkeit. Um mich wach zu halten, trample ich mit den Füßen. Für einige Augenblicke denke ich, dass sie gekommen sein dürften, mich aber nicht gesehen haben, aber schnell begreife ich, dass es nicht so ist und bewege mich ein wenig in Richtung des Hotels. Mit etwas Aufmerksamkeit müssten sie mich gesehen haben. Es ist sehr kalt. Ein schrecklicher Wind bläst von Skandinavien. Als ich mich erneut in die Floriansstraße begeben, stoße ich gegen die Mauer. Ich rutsche und falle über die Eisschicht des Weges. Der Kontakt mit dem Eis zwingt mich, rasch aufzustehen. Durch das beschlagene Schaufenster beobachtet der Friseur mich. Mich fixierend funkeln die Augen in der Dunkelheit. Berauscht durch den Duft der Akazie betrachten sie mich, ihr Gesang verliert sich in dem Park ohne Licht. Gegenüber verdichten sich die Schatten. Ich schaue bis zur Burg. Ich kehre zurück, meinen alten Schritten im Schnee folgend. In der Mauernische ist der Rest der Kerze zu einer pulvrigen Masse geworden.

Santa Maria, salvadora de mi alma.

Heilige Maria, Retterin meiner Seele.

Frauenstraße. Vor mir öffnet sich ödes Land, grenzenlos. Riesige gelbe Blätter fallen von den Bäumen und ein lauer Geruch von faulem Laub erstreckt sich bis zur anderen Seite des Flusses. Erdrückt von dem Sommer verlassen die Leute die Stadt. Die Hitze zerstört mich. Ein Stück Eis rutscht mir in den Nacken. Ich fühle den ersten Schüttelfrost. Aus dem Schnee steigt ein eisiger Hauch. Ein gelber Mond leuchtet ohne Kraft. Bei greller Sonne wiederholt die Amsel seinen Ruf. Die Augen beobachten mich zwischen den Akazien. Frauenstraße. Niemand ist in der Stadt. Vivian ist in Holguin, Ofelia in Medellin, Maria in Mayari. Ich weiß, sie würden nicht

auf meinen Anruf antworten, aber in dem dichten Schatten, hinter den Gittern der Stierkampfarena, dort, ein provokativer Lärm, für mich bestimmt. Es ist etwas, besser als nichts, besser als garnichts.

SANTA MARIA, SALVADORA DE MI ALMA
HEILIGE MARIA, RETTERIN MEINER SEELE.

Wer war in dem Haus? Wer zündete das Licht an, das ich ausgeschaltet zurück ließ? Wer stellte den Lederkoffer auf die Straße?

Ich setze meinen Weg zwischen dem Hotel und der Florianstraße fort, an dem dunklen Ort und Park, dort, wo die Frau und ihr Schwiegervater mir Tee anboten, deren Kinder bis zur Grotteskastraße morgen in der vereisten Straßenbahn mit der feucht gewordenen Bezeichnung Linie A fahren werden, zu den Figurinen, den Marionetten, heute wird nur ein enormer Fuß allein in der Wohnung sein, deren Licht ich am Abend zuvor ausschaltete, (sicher, so war es, ausgeschaltet das Licht, nur nicht im Flur, das ist sicher, als letzter nach den anderen), den Brüdern aus der Aristokratie, die mich – den Chulo, den Egozentriker, den Autisten, den Paranoiker und großen Verehrer von Chopin - nach dem romantischen Konzert zu Kerzenschein zu einem Abendessen eingeladen hatten, mit erlesenen tropischen Speisen wie roten Bronzinos, großen Kastanien der peruanischen Indios, zusammen mit dem Kontrabassisten, der zur Polonaise aufgespielt hatte, nur einer aus der großen Konzertgruppe, eine Erniedrigung, die uns später zu Obszönitäten hinreißen ließ, an der Mauer, die Augen des Friseurs hinter uns, mit den Einladungskarten für die brillante Polonäse in den Händen, die in Wirklichkeit ein triviales dancing war, und nicht den Glanz des großen Festsaaes der Leopoldina wiedergab, bis die Kerzen zu Asche ausgebrannt waren.

Zwei Autos kommen um die Ecke gebogen, ihre Scheinwerfer erfassen mich. Die Reisetasche schwenke ich hin und her, damit sie mich erkennen.

Hier ist Ihr Auto, sagt der eine Mann. Es tut uns leid, dass es mit der Reparatur so lange gedauert hat. Die Nacht im Hotel, die Sie erzwungener Maßen verbracht haben, zahlt die Versicherung. Er überreicht mir die Autopapiere. Wohin soll die Reise gehen?

Nach Holzkirchen, antworte ich.

Am 25. Januar biege ich in die lange Straße ein, die in Holzkirchen direkt auf den Komplex der Sozialwohnungen führt. Ich habe ein mulmiges Gefühl im Bauch. Ich ziehe mein Handy aus der Tasche und signalisiere ihr, dass ich vor ihrem Haus stehe.

Hol mir Marlboro Medium von der Tankstelle, sagt sie.

In der Tankstelle frage ich nach den Zigaretten und einem Sekt.

Wir haben nur einen für 70 Euro, sagt der Tankwart mit dem ledernen Gesicht.

Den kleinen Fahrstuhl vermeide ich und laufe die Treppen hoch. Die Tür steht halb offen. Ich trete herein und der Kleine erschreckt mich. Das alte Spiel, es klappt noch. Sie hantiert in der Küche.

Ich komme gleich, sagt sie.

Sie trocknet sich die Hände ab und kommt ins Wohnzimmer. Ich entkorke die Flasche.

Immer Alkohol, sagt sie. Sie wird es nie mehr zu mir sagen.

Ich gieße ein, lege das Schreiben des Autors auf den Tisch, das sie über ihre Rolle in der Novela aufklären soll.

Welch schönes Papier, sagt sie lachend. Sie ahnt etwas.

Wussten die anderen Teilnehmer der Novela davon, fragt sie. Ich verneine. Nur der Autor und ich war eingeweiht.

Sie verstummt wieder und schaut mich an. Ihre Augen füllen sich mit Tränen. Es ist das zweite Mal, dass ich sie weinen sehe. Das erste Mal habe ich vergessen. Ich setze die Sektflasche an den Mund und schütte mir gierig den Inhalt ein.

Du Schuft, schreit sie plötzlich. Du hast mich ausspioniert. Du bist ein gemeiner Spion. Du hast unsere Liebe verraten für ein schnödes Konzept.

Nach dem Auslandseinsatz hat mich mein Autor in den Innendienst verwiesen. Als du bei mir auftauchtest, entstand die Idee, über dich mich in die Szene der Immigranten zu schleusen. Wie das so ist. Zuerst war es nur ein Job, dann war es Liebe. Ich liebe dich immer noch und es hat dir genützt, sage ich.

Ihr gemeine Typen! Ihr habt mich missbraucht. Sie ist fassungslos.

Auch das gehört zum Job. Es war nicht leicht zuerst, dein Liebesgeflüster im Handy mit Kuba zu ertragen. Auch deine ganzen Betrugsmanöver, die du gegen mich gestartet hast. Später wurde es besser. Komm, nimm auch einen Schluck. Ich reiche ihr die Flasche.

Und warum erzählst du mir das alles? fragt sie nach einer Pause.

Ich konnte es mit meinem Gewissen nicht mehr vereinbaren. Du hast einen Anspruch auf die Wahrheit, was sich im letzten Jahr ereignet hat.

Du hast kein Gewissen, antwortet sie. Ich habe es immer gewusst, dass du mich nie liebtest. Warum machst du mich zum Mitwisser, fragt sie.

Ich zucke mit den Schultern. Ich wollte es dir immer mal sagen antworte ich. Aber der Autor hat mir Schweigen auferlegt.

Was geschieht jetzt?

Ich zucke mit den Schultern. Ich unterstütze dich mit tausend Euro monatlich.

Mit Geld kannst du dich nicht freikaufen, sagt sie.

Dennoch wirst du das Geld nehmen, antworte ich.

Jetzt wird es Zeit, dass du gehst, sagt sie und steht auf. Trink den Rest aus der Sektflasche. Sie geht zur Tür und macht sie auf. Johann, verabschiede dich von Wolfi, sagt sie. Ich beuge mich herab zu dem Kleinen und streichle ihn. Mir kommen die Tränen. Nun geh schon, drängelt sie mich. Ciao. Der Kleine gibt mir einen Kuss auf die Lippen wie damals bei der Verabschiedung am Flughafen nach Kuba.

Ich gehe die Treppe herunter, den Weg zu meinem Auto. Es schneit. Als ich einsteige, drehe ich mich nicht um.

PERSONENREGISTER II. ROMAN TRILOGIE LATEINAMERIKA

Antonio	Gramsci, größter moderner Marxist
Diana	die Göttliche
Die Schwangere	Kolumbianerin, Tochter von Josefa
Fritz	Chef einer Kommune
Giesela	neue deutsche Freundin NDF
Gertrud	Bayrische Gastwirtin
Johann	Sohn von Diana
Josefa	Kolumbianerin, mit einem Deutschen verheiratet
Josua	Ehemann von Yamara
Manfred	Ex-Mann von Diana
Maylis	Freundin von Diana
Monika	Beichtfrau
Ofelia	angebliche Schwester von Josefa
Wolfi	Ich-Erzähler
Yalcas	kubanischer Chulo, Zuhälter, manchmal auch als Coach tätig
Yamara	ehemaliger Verlobte

Es treten weiterhin auf:

Fidel	Vorsitzender der kommunistischen Partei Kubas
Professor Rasch	Archäologe

Linke Philosophen und Autoren Lateinamerikas, auf die in Teil I, II und III Bezug genommen wird:

Blanche, Blanca	"La puerta rota", Novela, La Habana 2009
Boron, Atilio	"Socialismo siglo XXI", La Habana 2009
Boron, Atilio	"Teoría y Filosofía Política, La Habana 2008
Camps, David	"Elisa", Erzählung, in: La Siempreviva, No. 7, La Habana 2009
Casey, Calvert	"Polaca brillante", Erzählung, in: La Siempreviva, No. 5, La Habana 2009

Castro, Raúl	"Informe Central al VI. Congreso del Partido", Granma 17. April 2011
González, Dania	"La vivienda es algo más que un objeto a construir, in Temas Cultura Ideología, No. 58 2009
Gopeguí Belén	"Ein Pistolenschuss inmitten eines Konzerts, La Habana
González Jorge Luis	„Traducir Gramsci“, La Habana, 2009
Guanche Julio César	"Por la Izquierda", tomo II, Aufsatzsammlung, La Habana 2009
Guldberg, Horacio	"Y Seguimos Filosofando", La Habana 2009
Lobowitz, Michael	"Der Sozialismus fällt nicht vom Himmel, La Habana..
Kohan, Nestor	"Fetischismus und Hegemonie in Zeiten der Rebellion, La Habana..
Quesada Miró	"La otra mitad del mundo", in: Filosofía y praxis ante la condición humana, vorveröffentlicht von Sobrevilla, David, II, Lima 2011
Pagés, Julio	„Macho Varón Masculino“, La Habana, 2010
Sierra, Abel	„Códicos en movimiento: Masculinidad sobre ruedas“, in Siemprevida, No 7, La Habana, 2009

